Kursbuch 37

Verkehrsformen
II Emanzipation in der Gruppe und die »Kosten« der Solidarität

Kritisches Plädoyer für die Gruppe
Schwierigkeiten mit Genossen
»Ich war getrennt von mir selbst...«
»Warum ist Solidarität so schwierig?«
Die Homosexualität in uns
Jenseits der Familie. Ein sexualpolitisches Experiment
Lernziel Wohnen. Bericht über eine Wohngemeinschaft
Kneipengerede
Exkurse: Trauer um Nixon · Texanische Monadologie

Kursbuch/Rotbuch Verlag 7 Mark

Kursbuch

Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger, Karl Markus Michel und Harald Wieser

Kursbuch 37 Oktober 1974

Verkehrsformen
II Emanzipation in der Gruppe und die »Kosten« der Solidarität

Lothar Binger, Kritisches Plädoyer für die Gruppe 1
Lissi Steffen, Meine Schwierigkeiten mit Genossen. Auszüge aus dem Tagebuch 1972/73 27
»Warum ist Solidarität so schwierig?«. Protokoll eines Gesprächs mit drei Arbeitern von Helga Reidemeister 51
Anja Jović, Ich war getrennt von mir selbst . . . 67
Ahrens/Bruns/v. Hedenström/Hoffmann/v. d. Marwitz, Die Homosexualität in uns 84
Red Collective, Jenseits der Familie. Bericht über eine Dreierbeziehung – ein sexualpolitisches Experiment 115
Franziska Graf, Lernziel Wohnen. Bericht über eine Wohngemeinschaft 415
Klaus Laermann, Kneipengerede. Zu einigen Verkehrsformen der Berliner »linken« Subkultur 168
Exkurse: Trauer um Nixon / Texanische Monadologie 183

Kursbogen

I/24253 Goethe-Institut e.V. Bibliothek ausgeschieden am: 05 Kur

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch nur wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5,–, im Einzelverkauf DM 7,–. Anschrift der Redaktion: Kursbuch/Rotbuch Verlag, 1 Berlin 31, Jenaer Straße 9, Telefon 8 54 16 06. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger, Karl Markus Michel und Harald Wieser. Redaktion: Ingrid Karsunke.
© 1974 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch das der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

Diesem Heft liegen Prospekte der Firmen Informationszentrum Buch, Frohmann-Holzboog, Kindler, päd extra und Rotbuch bei.

Lothar Binger
Kritisches Plädoyer für die Gruppe

I. Voraussetzungen

Warum dieser Bericht?
Er ist ein Plädoyer für die Gruppe, für Kollektivität. Er versucht die unendlichen Schwierigkeiten in Gruppenprozessen an einigen Beispielen zu veranschaulichen. Selbst wenn der Eindruck entsteht, daß die Gruppe die in sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllen konnte, ist damit nicht gemeint, daß jetzt nur noch die Möglichkeit bleibt, sich wieder in seine Privatheit zurückzuziehen. Trotz der Schwierigkeiten gibt es zur Gruppe keine Alternative, die Gruppe selbst ist schon diese Alternative. Aber das Bedürfnis nach Kollektivität ist nicht zugleich mit der Fähigkeit verbunden, sich schon so zu verhalten, wie man es möchte. Beim Klavierspielen ist das ziemlich klar. Man muß lange üben. Offenbar schwerer zu durchschauen ist die Langwierigkeit von Lernprozessen, die das isolierte narzißtische Individuum erst gruppenfähig machen.
Autoritätskonflikte sind immer sichtbarster Ausdruck dieser entfremdeten Strukturen. Diese Konflikte gibt es in allen politischen Gruppen. Aber nur die undogmatischen Gruppen scheinen ein kritisches Bewußtsein davon zu haben, während in den ML-Gruppen Autorität und Führung fester Bestandteil der politischen Theorie sind.
In dem Maße, wie sich die ML-Bewegung ausdehnte, entstand der Mythos der Antiautoritären Bewegung, der Glanz der Rückbesinnung. Dieser Mythos will nicht wahrhaben, daß auch diese Bewegung von autoritären Strukturen durchdrungen war, die nicht erst von der ML-Bewegung »erfunden« werden mußten, sondern durch sie nur organisatorisch stabilisiert wurden.
1967/68 – auf dem Höhepunkt der Studentenbewegung – blieben die autoritären Strukturen dieser Bewegung, die aufgebrochen war, gegen Autoritäten zu kämpfen, weitgehend undurchschaut. Massen-Teach-ins und Massenaktionen wurden initiiert und gelenkt von wenigen Autoritäten, deren Theorie- und Diskussionsmonopol schon gar nicht von den Massen infrage gestellt werden konnte. Allein die Kommune I übte durch aufheiternde und provozierende Aktionen auch auf Massen-Teach-ins praktische Kritik an den schon vor der ML-Bewegung entstandenen Ritualen und der Sprachlosigkeit der studentischen Massen.

Nicht die Massen-Teach-ins haben sich seit 1967 wesentlich verändert, sondern die Massen. Das Theoriemonopol der Autoritäten wurde seither durchbrochen. Jeder könnte heute mitreden, wenn nicht Ängste am Mitreden auf Massenveranstaltungen ihn daran hindern würden. Aber in den Gruppen ist dieses Diskussionsbedürfnis zu befriedigen, dort kann man sich angstfreier entwickeln. Die Gruppe ist zum Ort der politischen Sozialisation geworden. Die heute wieder beschworene angebliche Diskussionsöffentlichkeit jener Zeit der antiautoritären Revolte war Ideologie, ja mußte sie bleiben, solange es den Massen einfach an Diskussionsfähigkeit fehlte.

Die ML-Bewegung faßte dann nur zusammen, was sich in der antiautoritären Bewegung an Sprachlosigkeit angesammelt hatte. Der Leninismus erwies sich am Ende der Studentenbewegung als theoretischer Ausdruck der unbearbeiteten eigenen autoritären Strukturen und verdinglichten Beziehungen. In der antiautoritären Phase waren eigenes Elend und Anspruch auf Veränderung unvermittelt miteinander konfrontiert. Man wußte, daß man so nicht weiterleben wollte und konnte, aber wie dann? Man machte die ersten Erfahrungen mit Gruppen – zumeist schlechte Erfahrungen, vor allem auch mit sich selbst. Man war unfähig, auf andere einzugehen, gleichermaßen fühlte man sich von anderen unverstanden, Angst und Aggression waren bestimmend.

Der Kampf während der antiautoritären Phase hatte sich vor allem gegen die äußeren Autoritäten, weniger erfolgreich und bewußt gegen die eigenen Verinnerlichungen gerichtet. Auch der antiimperialistische Kampf war teilweise Ausdruck des verdinglichten Politikverständnisses im antiautoritären Lager. Das Individuum brachte sich selbst allenfalls dadurch ein, daß es seine Fähigkeiten in den Kampagnen entwickelte, tätig mithalf und sich in der Negation der herrschenden Politik mit anderen eins wußte. Der Einzelne erlebte zwar das Gefühl massenhafter Solidarität und fand zeitweilig aus seiner Isolation heraus oder nahm sie überhaupt erst bewußt wahr. Aber der moralisch stimulierte Protest gegen das amerikanische Engagement in Vietnam verhalf dem Einzelnen weder zum Bewußtsein seiner eigenen Probleme noch zu ihrer Lösung. Die »offizielle« Politik des antiautoritären Lagers war vor allem der antiimperialistische Kampf. Die Emanzipationsdiskussion dagegen erreichte niemals diese offizielle Ebene und blieb mehr oder weniger besonders sensibilisierten Gruppen überlassen. Die ML-Bewegung, die Ende 1969 entstand, konnte den antiimperialistischen Kampf bruchlos als offizielle Politik fortsetzen, stieß allerdings zunehmend auf Widerstand bei denjenigen, die eine Vermittlung dieser Politik mit ihrer eigenen Lage forderten.

Auch die autonomen emanzipationsorientierten Gruppen blieben von den erstarkenden, mit Patentrezepten handelnden ML-Gruppen nicht unbe-

einflußt. Die leninistische Terminologie schlich sich ein und der Parteiaufbau führte zur erheblichen Verunsicherung der um ihre politische Identität kämpfenden Genossen.
Als sich 1968/69 herausstellte, daß die studentischen Basisgruppen ihr Ziel, die Bevölkerung rasch zu mobilisieren, nicht erreichen würden, zogen einige Gruppen den voreiligen Schluß, man müsse seine nun plötzlich als kleinbürgerlich begriffenen Emanzipationsbestrebungen aufgeben und auf andere Weise »dem Volke dienen«.
Das dunkle Loch, in dem man über die Lektüre von Wilhelm Reich seine »bürgerliche« Seele entdeckt hatte, wurde nun rasch zugeschüttet und Seele schlechthin verdrängt. Der »Proletarier«, so schloß man nach reichlich in Mode gekommener Lenin-Lektüre, habe keine der bürgerlichen vergleichbare Seele; man verdrängte Subjektivität und alles, was man über sich selbst und seine verschütteten Bedürfnisse ausgegraben hatte.
Nur ein Bedürfnis wirkte unkritisiert weiter: Avantgarde sein und allen voran die Revolution machen zu wollen. Der Individualismus setzte sich nun unkritisiert fort. Man hoffte sich so, wie man war, im revolutionären Prozeß selbst verwirklichen zu können. Subjektivität als kritische Beschäftigung mit sich selbst und seinen eigenen Möglichkeiten wich einem nun unbewußten Motivationen ausgelieferten Subjektivismus. Das äußerte sich etwa in folgender Bemerkung des »Chefs« einer Basisgruppe, der die Bedenken hinsichtlich der Länge des revolutionären Prozesses mit den Worten abtat: »Ja, wenn die Revolution nicht innerhalb der nächsten zehn Jahre wäre, würde ich doch nicht mitmachen. Ich werde sie erleben.« Nur schwand bei den Mitgliedern dieser Gruppe allmählich die Hoffnung, daß man das Ziel so rasch durch antiautoritäre Kommunen und Basisgruppenarbeit erreichen würde. Als man sich dessen hinreichend bewußt geworden war, wechselte man eben die Methode. Was sich als unbrauchbar erwiesen hatte, wurde auf den Misthaufen gekehrt, die KPD/ML erschien nun als besserer Garant dafür, in der kürzesten Zeit das größte Ziel zu erreichen. Man schnitt sich die Haare, kleidete sich ordentlich, räumte die Wohnung auf, tapezierte die Wände und versuchte es, so gerüstet, mit der Führung des Proletariats. Später zog man sogar in Zwei-Zimmer-Wohnungen und heiratete, um es dem Proletariat freiwillig gleich zu tun.
Daß auch dieser Versuch, bei dem man mit anderen Gruppen erbarmungslos konkurrierte, nach unendlichen Anstrengungen scheitern würde, war zu erwarten. Seit dem Niedergang vieler ML-Gruppierungen – von sieben sich befehdenden KPD/ML-Gruppen blieben 1½ übrig – und den damit verbundenen Ernüchterungen und den neuen positiven Erfahrungen der partei- und ML-unabhängigen Selbstorganisation regte sich seit Ende 1972 zusehends wieder die Emanzipationsbewegung.
Nicht wenige ML-er fanden den Weg dorthin zurück oder kamen erstmals

in autonome undogmatische Gruppen, weil sie den Leistungsterror und die unpersönliche politische Arbeit nicht mehr ertrugen. Für diese Genossinnen und Genossen ist die ML-Bewegung eine am eigenen Leibe empfundene historische Erfahrung, die alle Illusionen über den leninistischen Weg heute gründlich zerstört hat. Viele wissen nun, wie es *nicht* geht, und konzentrieren sich darauf, aus den gegenwärtigen Bedingungen heraus Lösungen zu entwickeln, statt sich blind der Requisitenkammer der Arbeiterbewegung anzuvertrauen. Nicht sicher in die zwanziger, sondern unsicher in die achtziger Jahre – das wird uns kaum erspart bleiben.
Die seit 1973/74 wieder breit geführte Emanzipationsdebatte beeinflußt auch die »Parteien«, die gezwungen sind, sich offiziell mit den persönlichen Problemen ihrer Mitglieder auseinanderzusetzen. Es bleibt aber nicht aus, daß viele, die ohnehin kaum zur politischen Arbeit motiviert werden konnten, die Emanzipationsproblematik als Alibi dafür verwerten, sich gänzlich auf ihre Psyche und deren Selbstbetrachtung zurückzuziehen.
Mit diesen Schwierigkeiten haben gerade die undogmatischen Gruppen zu kämpfen, deren Mitglieder z. T. aus dem Selbsterfahrungsstadium nicht hinausfinden und mit dieser Haltung diejenigen in zermürbenden Diskussionen blockieren, die auch noch die äußere gesellschaftliche Realität wahrnehmen und sie verändern wollen.

II. Gruppenanatomie

1. Erwartungen

Jeder, der in eine politische Gruppe kommt, bringt nicht nur seine oft sehr unklare Motivation zur politischen Arbeit mit, sondern zugleich seine Schwierigkeiten und seine Art, auf Konflikte zu antworten. Jeder zeigt in der Gruppe zunächst das Verhalten, das er im Kontakt zu seinen früheren Bezugspersonen (z. B. in der Familie) erlernt hat. Es entwickeln sich emotionale Beziehungen, die dem Einzelnen nicht bewußt sind, denen er und andere oft sprachlos ausgeliefert sind. Erst indem man über das eigene Verhalten und das der anderen zu reden beginnt, werden Kontrolle und Veränderung möglich. Dadurch, daß die Motive des Verhaltens bewußt werden, läßt sich verhindern, daß von Anfang an politische Diskussionen zu Scheingefechten verkommen. Man schimpft den anderen einen Reformisten oder Opportunisten, wo man doch eigentlich meint, daß man sich über die ängstliche und übervorsichtige Art des anderen und sein oft unverständliches rasches Einlenken anderen Meinungen gegenüber ärgert. Wenn wir aber nicht lernen, die Sach- und die Emotionsebene zunächst voneinander zu trennen, um sie dann wieder zu vermitteln, bleiben gemeinsame Lernprozesse von Anfang an blockiert.

Individuen finden sich zu Gruppen zusammen nicht nur, weil sie zu etwas fähig sind, sondern auch und vor allem, weil sie zu vielem unfähig sind. Das gilt in besonderem Maße für die undogmatischen Gruppen, deren Mitglieder sich zusammenfinden, um etwas bestimmtes *nicht* sein oder *nicht* tun zu müssen. Aus der Addition von Schwierigkeiten entsteht aber noch keine produktive Alternative zu dem, was man ablehnt, ob es nun die kapitalistische Gesellschaft oder die ML-Gruppen sind.

Die autonome Gruppe soll das leisten, was in anderen Gruppen nicht möglich ist. Sie soll der Ersatz sein, der Ausgleich für all die Frustrationen, die man in den Leistungsgruppen erleidet. Sie soll menschliche Wärme mit erfolgreicher politischer Arbeit nach außen verbinden. Die Erwartungen sind groß, aber noch größer ist die Enttäuschung, wenn das Ziel nicht erreicht wird. Und es wird bislang fast nie erreicht. Entweder man beginnt mit Selbsterfahrung, für Männer zumindest eine ganz neue Erfahrung, und verliert allmählich den politischen Bezug nach außen, oder man stürzt sich sogleich in eine politische Praxis, irgendwo, und verliert sich selbst dabei aus dem Auge.

Eine Vermittlung von beidem ist sehr schwierig. Eigentlich wollen sich die meisten nur wohl fühlen, endlich mal Leute kennenlernen, mit denen man auskommt, die einen nett finden, die man selbst nett findet. Der politische Anspruch nach außen z. B. als Stadtteilgruppe (um die es in diesem Artikel im wesentlichen geht) verleiht dem ganzen die Weihe der offiziellen Gruppe, die wichtig für den Stadtteil ist oder sich für wichtig hält. Auf diesen Anspruch wollen natürlich nur wenige verzichten. Denn ohne den Inhalt, an dem man sich verändern lernt, an dem man merkt, ob man sich tatsächlich anders verhält, geht es nicht. Beziehungen werden produziert, indem man Verhältnisse eingeht, indem man mit anderen gemeinsam etwas macht, sich also verhalten lernt. Das ist unmöglich im luftleeren Raum oder in einer ausschließlich gruppendynamisch gesättigten Luft. Beziehungen produzieren heißt auch, einen Prozeß eingehen, in dem man durch Arbeit an einem gemeinsamen Problem dieses andere Verhalten mitproduziert.

Die Gruppe verhilft dem Einzelnen zu einer größeren Wertschätzung seiner selbst. Allein ist er nichts, als Gruppenmitglied scheint er etwas zu sein. Seitdem die Linke sich in Gruppen aufgelöst hat, gilt der Einzelne nur noch etwas, wenn er sich als Mitglied einer Gruppe ausweisen kann. Die Gruppe erst verleiht »Genossen-Status«. Die erste oder zweite Frage, wenn man jemanden kennenlernt, ist die nach der Gruppe, in der er arbeitet. Wer in keiner Gruppe ist, gerät in den Verdacht, unpolitisch zu sein. Diese Vermutung ist sicher nicht ganz unbegründet. Die Linken stehen unter Fraktionszwang. Sie müssen sich zu irgendetwas bekennen. Diejenigen, die sich wegen der zweifellos auch negativen Seite dagegen wehren,

zählen eigentlich nicht. Auch sie sind, um sich zur Geltung bringen zu können, darauf angewiesen, eine Gruppe zu bilden. So gab es mal eine Gruppe Unorganisierter an der PH Berlin. Man fragt, wenn man jemanden anspricht, weniger danach, was der Einzelne macht, als was seine Gruppe macht. Ist das bereits die richtige Aufhebung des Individuums im Kollektiv oder nicht vielmehr die falsche Antwort auf drängende Bedürfnisse? Die Gruppe soll dem Einzelnen aber nicht nur menschliche Beziehungen ermöglichen, sondern ihn auch arbeitsfähig machen, ihm die Kraft geben, sein Studium abzuschließen, seine Arbeit zu bewältigen oder seine Beziehung zu reflektieren. Gerade diejenigen, die mit alledem nicht so einfach fertig werden und denen keine individuellen Lösungen dieser Probleme gelingen, hoffen auf die Gruppen.
Die zunehmende Sensibilisierung, das Bewußtsein von den eigenen Schwierigkeiten und denen anderer verstärkt die Angewiesenheit auf Gruppen. Individuelle Lösungen gelingen immer weniger. Man braucht Hilfe und gibt zu, daß man sie braucht.
Diese Entwicklung nötigt gerade zu kollektiven Lösungen der verschiedenen Probleme. Weil dem so ist, weil in undogmatischen Gruppen überwiegend Genossinnen und Genossen sitzen, die zuallererst wegen sich selbst gekommen sind, um ihre eigene Lage zu verbessern, ist es auch so schwer, Verbindlichkeit zu erreichen. Man kommt dann, wenn man es für angebracht hält, man arbeitet so intensiv mit, wie man sich gerade fühlt. Wer allzu große Probleme hat, bleibt für eine Weile weg. Und kaum jemand sagt etwas, man fragt nur schüchtern, warum diese oder jener weggeblieben sind. Gerade diejenigen, die die Gruppe am meisten brauchen, besuchen sie am unregelmäßigsten oder verlassen sie sogar. Wahrscheinlich werden ihre Erwartungen am gründlichsten enttäuscht.

2. Der Obergenosse

Die Diskussionen in der ersten Zeit, nachdem eine Gruppe entstanden ist, leiden darunter, daß jeder erstmal zeigen muß, was er alles weiß, wie gescheit er ist und welche blendenden Einfälle er hat. Nach geraumer Zeit sind die Machtstrukturen klar. Die Obergenossen haben sich profiliert. Die nicht dazu gehören, haben sich entweder einzeln in ihr Schicksal gefügt oder sind zu einer oder mehreren Unter-Gruppen gegen die Autoritäten geworden. Nur indem sie eine Gruppe in der Gruppe bilden, haben die »Leistungsschwachen« eine Chance. Es wiederholt sich in den politischen Gruppen ein für die Gesellschaft charakteristischer naturwüchsiger Prozeß. Der Preis, den die Obergenossen für ihre Leistungsfähigkeit zu zahlen haben, ist ihre Isolation. Sie werden zwar als die großen Durch-

blicker in der Gruppe anerkannt und auch in ihrer Funktion z. T. akzeptiert, aber wirklich menschliche Beziehungen entwickeln – wenn überhaupt – die anderen, die weniger Leistungsstarken, die auch weniger gegeneinander konkurrieren können und wollen. Die Obergenossen haben wenig Zeit für nur »menschliche« Gespräche, selbst wenn das der Inhalt ihrer »Strategie« ist. Auch Gespräche und Diskussionen nach den offiziellen Gruppensitzungen müssen noch politisch bedeutungsvoll sein, wenn sie daran teilnehmen. Offenbar genügt den Obergenossen die Anerkennung, die ihnen in der politischen Arbeit zuteil wird, ihre Schwäche ist vor allem die für »Politik«. Nur so »quatschen« ist für sie zu unergiebig, kostet wertvolle Zeit und unterbleibt daher. Den Obergenossen muß unklar bleiben oder sie stellen sich nicht einmal die Frage, warum eigentlich die anderen politisch arbeiten und was sie davon haben.

Als Obergenosse geht man freudig in seine Gruppe, bereitet sich für seinen Auftritt vor, und die Gruppensitzung ist gut gewesen, wenn man sich reichlich zur Geltung gebracht hat, wenn man einfallsreich, witzig und überlegen war, möglichst noch so, daß weder man selbst noch die anderen das bemerkt haben. Irgendwelche Erfolgserlebnisse sind fast jedes Mal drin. Aber wie geht es den Leuten, für die die Gruppe keinen Auftritt bereit hält? Für sie ist die Motivation, zur Gruppe zu gehen, sehr viel weniger eindeutig. Sie haben eher Angst davor, daß sie, wenn sie schon etwas sagen, sich umständlich oder sogar unverständlich ausdrücken. Oft sind sie nicht mal der Kritik, sondern nur dem betretenen Schweigen der Gruppe ausgeliefert. Für sie wiederholt sich die Seminarsituation an der Universität, der sie doch gerade entrinnen wollten.

Obergenossen sind oft unfähig, die Gedanken anderer mitzudenken und nachzuempfinden, wie andere sich fühlen. Dagegen halten sie es für notwendig, für andere zu denken. Sie glauben, kaum noch etwas von jüngeren Genossen lernen zu können. Ihre Wahrnehmung ist durch ihren ausgeprägten Narzißmus eingeschränkt, so daß sie die Gruppe immer nur in Abhängigkeit von sich selbst denken können.

Bestimmen die Obergenossen allzu deutlich das Gruppengeschehen, wird sich die Gruppe bald wehren und damit zu einer Gruppe werden, die sich negativ bestimmt in der Abwehr der autoritären Struktur. Dann werden immer häufiger Vorschläge des oder der Obergenossen abgelehnt, egal ob sie schlecht oder gut sind, weil die Gruppe es nicht mehr erträgt, daß ihr alles vorgekaut wird. Gruppenprozesse sind Lernprozesse, in denen alle ihre Fähigkeiten entwickeln können müssen. Das Entwicklungs- und Arbeitstempo muß so beschaffen sein, daß möglichst jeder mitkommt. Damit ist zunächst noch nichts über die Inhalte der Arbeit, der Diskussionen und Aktionen ausgesagt. Man sollte aber daran denken, daß sich die Effektivität der Gruppe nicht nur an den Aktionen nach außen mißt,

sondern gleichermaßen an dem, was die Einzelnen in dieser Tätigkeit gelernt haben, wie selbständig sie geworden sind. Darin liegt die Bedeutung der Selbstorganisation, die wirkliche Ausdehnung der Linken und ihre Stärke. Diese Lernprozesse sind aber nicht in Wochen möglich, sondern ziehen sich über Monate und Jahre hin.

Der Obergenosse in Aktion

Beim Layout einer Stadtteilzeitung geht ein OG umher und kontrolliert möglichst unauffällig, ob die anderen auch sorgfältig arbeiten und die Zeitung so montieren, wie es seinen eigenen Erwartungen entspricht. Einen Genossen, der seiner Ansicht nach Mist baut, fragt er von hinten über die Schulter mit ausgesuchter Freundlichkeit: »Kann ich dir nicht helfen?« Eigentlich möchte er autoritär zischen: »Steh' mal auf, das wird ja doch nichts, laß mich das mal machen!« So versteht der ungeübte Genosse auch die »freundliche« Frage, die beim OG nicht sehr häufig vorkommt, aber in dieser Situation äußersten Unwillen signalisiert. Der Genosse macht aber weiter, setzt sich nur sehr unsicher zur Wehr und sagt: »Es geht schon, danke!« Er hat das Signal des OG zwar verstanden, steht aber nicht auf, sondern erwidert ihm auf der gleichen Ebene. Die Situation ist nun gespannt und sie bleibt es. Der OG wird nicht kritisiert, wie wäre das auch möglich, wo er doch so freundlich seine Hilfe angeboten hat. Ohne Kritik kann er sich aber auch nicht verändern. Der Zwischenfall bedeutet für ihn nur eine private Niederlage. Seine Unterdrückungsversuche wird er fortsetzen und sich höchstens sagen, daß er das nächste Mal geschickter vorgehen wird, um sich durchzusetzen. Der andere Genosse hat aber nun noch größere Aggressionen gegen den OG, die sich irgendwann an anderer Stelle äußern werden, vielleicht sogar scheinbar unmotiviert. Den OG werden dann diese scheinbar ganz und gar unverständlichen, nicht aus der Situation abzuleitenden Aggressionen erstaunen und in seiner Sicherheit und überlegenen Rationalität eher bestärken, wenn dem anderen Genossen die Gruppe nicht zur Hilfe eilt und die emotionalen Prozesse aufdeckt.

3. Frustration

»Wieso ist es mir unmöglich, konstruktiv in der ... Gruppe mitzuarbeiten? Es liegt wohl daran, daß man die Diskussion nicht auf einem einheitlichen Stand führt. Es gibt meistens zwei Meinungen und diese beiden verschiedenen Ansichten werden jeweils von den Interpreten der jeweiligen Meinung so geführt, daß man überhaupt nicht auf die anderen eingeht. Es ist eine Verbissenheit dabei, daß man sich nicht getraut, irgend etwas dazwischen zu bringen. Dazu kommt bei mir noch, daß ich nicht sehr sprachgewandt bin und so nicht die benötigte Fähigkeit besitze, meine Meinung zu vertreten. Falls ich doch einmal

etwas zu sagen wage, geht es einfach so unter, ohne daß irgend jemand sich dazu äußert. Ist es da nicht ziemlich klar, daß ich nichts mehr sagen kann, mit dem Gedanken im Kopf, daß ja sowieso niemand zuhört? Muß man denn Autorität sein, um überhaupt angehört zu werden? Ist es nicht für die Gruppenwerdung wichtig, daß sich alle Gruppenmitglieder an einer Diskussion beteiligen können? Ich finde, daß die Diskussionen ruhig etwas rücksichtsvoller geführt werden könnten, so daß sich die Möglichkeit bietet, öfter mal Fragen zu stellen, und daß man auf eine Frage sofort eine Antwort gibt und nicht seelenruhig weiter diskutiert und die Frage einfach so in den Hintergrund schiebt, um sie zu guter Letzt doch offen zu lassen. Aber ich hoffe, daß wir das gemeinsam ändern können. Falls das nicht möglich ist, bleibt mir nur noch übrig, die Gruppe, zwar sehr ungern, zu verlassen.« (Ein Genosse einer Berliner Basisgruppe)

Gerade der Einzelne, der seine Isolation durch die Gruppe aufzuheben hoffte und sich auch eine Entwicklung seiner Produktivität versprach, erfährt nun das Gegenteil von dem, was er erwartet hatte. Diese zeitweilige Entwicklung in den Gruppen und die selbstzerstörerischen Tendenzen, die sich daraus ergeben, scheinen sich auf einen besonderen ungelösten und manchmal nicht einmal ausgesprochenen Widerspruch zurückführen zu lassen. Der Einzelne hofft zwar, daß er über seine persönlichen Probleme in der Gruppe sprechen kann, hat aber oft nicht den Mut, diese Erwartung auszusprechen. Er empfindet sie möglicherweise als unpolitisch, wenn in den Gruppensitzungen über alles mögliche (Mieterversammlung, Hausbesuche, Reformismus) gesprochen wird, nur nicht über das Verhalten und die Bedürfnisse der Gruppenmitglieder. Man geht zur Stadtteilgruppe, hier meint man einen Realitätsbezug zu finden: zu einer Realität, die nicht die eigene ist. Statt Stadtteilgruppe meint man zwar eher Selbsterfahrungsgruppe, aber man fügt sich zunächst dem Anspruch der Stadtteilarbeit. Die nichtbefriedigte Erwartung kann sich dann in destruktiver Kritik niederschlagen, die alles nur schlecht findet und auch keinen Weg sucht, wie sich die Situation in der Gruppe verändern läßt.
Diese Schwierigkeiten entstehen also dadurch, daß sich ständig zwei Ebenen in der Gruppenarbeit überlagern und nicht auseinandergehalten, bewußt diskutiert und produktiv miteinander vermittelt werden: die eine Ebene ist die der objektiven Schwierigkeiten in der Stadtteilarbeit, die zweite und zunächst einmal wichtigste die der Bedürfnisse und Erwartungen der Stadtteilarbeiter selbst. Wenn die Gruppe keinen Rückhalt bietet, wenn sich der Einzelne durch die Gruppe nicht gestärkt, sondern sogar noch geschwächt fühlt, wird es ihm unmöglich, den politischen Anspruch nach außen zu erfüllen und die Kleinarbeit im Stadtteil zu machen. »Allein machen sie dich ein!« gilt auch für den Stadtteilarbeiter, der rumrennt und gar nicht weiß, was ihm das selbst bringen kann. Er fühlt sich nicht nur mit seinen persönlichen Schwierigkeiten allein gelassen, sondern auch mit Problemen, die bei Hausbesuchen und der Straßenagitation auftreten. Versagt er, so erscheint dieses Versagen auch wieder

als seine ganz persönliche Angelegenheit und Schuld, wenn die Gruppe nicht darauf eingeht. Ehe man anderen hilft, muß man erst einmal in der Gruppe sich selbst gegenseitig helfen lernen. Dadurch wird auch verhindert, daß die Gruppenmitglieder in der Arbeit möglicherweise noch gegeneinander konkurrieren und Befriedigung daraus ziehen, daß der Andere versagt hat und man selbst besser war. Gerade in jenen Bereichen der Stadtteilarbeit, in denen es schwerfällt, eine unmittelbare Identität zu finden, wie z. B. in der Mieterarbeit, ist es für den Einzelnen besonders wichtig, daß er sich durch die Gruppe definieren kann.

In dieser Richtung sollte man auch die Lösung des Problems suchen, wie man politische Arbeit in einem Bereich bewältigt, der offensichtlich nicht direkt etwas mit einem selbst zu tun hat. Die Arbeit in der Gruppe muß befriedigend sein, was sie natürlich erst in vollem Umfang wird, wenn Aktionen nach außen gelingen und den Sinn dieser Tätigkeit bestätigen. Die Aussage, daß die politische Arbeit, die man macht, möglichst mit der eigenen Berufsperspektive oder dem schon ausgeübten Beruf zusammenhängen sollte, ist zwar richtig, läßt sich aber auch relativieren. Wenn dieser Zusammenhang besteht, ist die Motivation zwar stärker, wird aber dadurch abgeschwächt, daß nicht viele von sich behaupten können, den für sie einzig denkbaren oder wünschenswerten Beruf ergriffen zu haben. Deshalb ist die Motivation über den Beruf auch wieder eine Hilfskonstruktion, es sei denn, man glaubt an seinen Beruf als Berufung.

Nicht nur die Motivation ist oft undurchschaut, die Auffassungen über das Ziel der Gruppe verschieden, sondern auch die Art, aufeinander einzugehen. Obgleich in der Gruppe, vertritt jeder seinen Standpunkt für sich, um sich selbst zu behaupten, und verhindert oder erschwert dadurch eine Gruppenbildung. Die Diskussionen sind keine. Jeder bringt das vor, was ihn bewegt, und setzt es kaum in Bezug zu dem, was man eigentlich diskutieren wollte oder was die anderen gesagt haben. So folgt Statement auf Statement.

Eine besondere Art, vorgeschlagene Diskussionsthemen zu erledigen, besteht darin, daß man behauptet, das Thema sei unwichtig und bringe dem Gruppenprozeß nichts. In der Begründung wird aber bereits ein fertiges Urteil zu dem Thema präsentiert, das eigentlich erst das Ergebnis einer Diskussion hätte sein sollen. Wenn viele in der Gruppe diese Methode beherrschen, werden Diskussionen immer schon im Keim erstickt. Man diskutiert dann nur noch endlos, wie und was man denn diskutieren könnte.

Allenfalls diejenigen, die schon längere Gruppenerfahrungen haben, erwecken den Anschein, daß sie tatsächlich diskutieren, an das Gesagte anknüpfen und den Faden weiterspinnen. Tatsächlich gehen sie aber nur geschickter vor. Sie greifen Gedanken aus den Statements ihrer Vorredner

auf, zitieren sie sogar, um sie für sich einzunehmen, und diskutieren daran nicht etwa weiter, sondern benutzen Zitate als Anknüpfungspunkte. Sie knüpfen ihren eigenen Faden daran an, um ihn dann zur Seildicke und beträchtlicher Länge zu spinnen. Dann gibt es noch Gruppenmitglieder, die durch hartnäckiges Schweigen auffallen und erst nach den Sitzungen beim Bier harte Kritik am Gruppengeschehen üben, während sie in der Sitzung selbst nicht den Mut finden, sich zu äußern. Dabei sind sie es, die den Ablauf oft am besten beobachten und auch richtige Schlüsse ziehen. Sie können ihre Eindrücke aber nicht artikulieren, weil sie z. B. Angst haben, zu leise zu sprechen, unterbrochen zu werden, nicht die richtigen Begriffe zu gebrauchen oder überhaupt nicht vor mehreren sprechen zu können. Eine andere Form der Verarbeitung dieses frustrierenden Gruppengeschehens ist es, ständig halblaut Witze zu machen, zu kichern oder bewußt einen abwesenden Eindruck zur Schau zu stellen. Seltener kommt es vor, daß jemand nach langem Schweigen regelrecht explodiert, seinen ganzen Abscheu und Frust herauskotzt, worauf die anderen nur mit betretenem Schweigen reagieren können. Es macht sich dann in der Runde eine Ahnung breit von dem, was alles unausgesprochen geblieben ist, was sich unter der dünnen Diskussionsdecke entwickelt hat und sich meistens nur als ein unbestimmtes Gefühl bezeichnen ließ. Besonders Frauen sind durch ihre größere Sensibilität in der Lage, diesen Gruppenprozeß sehr komplex wahrzunehmen. Sie sind es auch meist, die als erste ihren Unmut ausdrükken, falls sie nicht von den Männern daran gehindert werden.

4. Frauen

Nicht nur zu Genossen haben Obergenossen besondere Beziehungen, sondern auch zu Genossinnen, zumal wenn die neu in eine Gruppe kommen. Obergenossen genießen nicht bloß ein Theorie- und Rede-, sondern oft auch noch ein Sexualmonopol. Jede Frau, die in eine gemischte Gruppe kommt, ist nicht nur Genossin, sondern für die Männer der Gruppe immer auch potentielles Sexualobjekt. Wenn die Genossin »attraktiv« ist, beginnen die Genossen und allen voran die Obergenossen mit einem merkwürdigen Balzverhalten. Sie schenken der Genossin bei den Sitzungen gesteigerte Aufmerksamkeit, versuchen sich auf besondere Art in der Gruppe zu produzieren und konkurrieren untereinander. Das wird solange durchgehalten, bis sich die Neue für jemanden entschieden hat. Die Konkurrenten, die zunächst nichts unversucht lassen, um sich gegenseitig auszustechen, akzeptieren die Wahl, die immerhin der Genossin überlassen bleibt. Die aus dem Feld Geschlagenen respektieren in wahrer Kameraderie das Glück des Siegers. Ihre stille Hoffnung bleibt, das nächste Mal erfolgrei-

cher zu sein. Es sind auch Benotungen bekannt, die neuen Genossinnen in Gruppen zuteil wurden. Es gab eine Skala von 1 bis zehn. Die Noten eins und zwei konnten nur selten vergeben werden, drei bis fünf waren das Übliche. Erhielt eine Genossin die Note sechs, rangierte sie unter der Kategorie »Mülleimer« und konnte mit keiner Beziehung innerhalb der Gruppe rechnen.

In einer Stadtteilgruppe waren für das Ressort »Genossinnen« drei Genossen zuständig, die untereinander bei jeder Neuen von einem »Aufnahmefall« sprachen, wobei das Aufnahmeritual ganz eindeutig gemeint war. Manche Genossin hoffte, sich durch Beischlaf mit einem Obergenossen einen festen Platz in der Gruppe erworben zu haben. Aber diese Hoffnung wurde spätestens durch seinen nächsten »Aufnahmefall« enttäuscht und von denjenigen Genossinnen beargwöhnt, die selbst einmal durch die Aufnahme mit einer Beziehung zu einem Obergenossen gerechnet hatten.

Nicht immer demonstrierten Obergenossen ihr Sexualmonopol öffentlich. Sexuelle Beziehungen in der Gruppe wurden auch gelegentlich auf Drängen der Obergenossen von den betroffenen Frauen durch Nichtverhalten verheimlicht. Frauen in der Gruppe wußten daher manchmal gar nicht voneinander, daß sie von demselben Liebhaber hingehalten wurden. Ließen sich bestimmte Zusammenhänge mit der Zeit nicht länger verheimlichen, verließen enttäuschte Genossinnen oft die Gruppe. Nur selten kam es dabei zum Eklat, indem z. B. eine Genossin ihre Probleme in die Gruppensitzung hineintrug und den Typ öffentlich anklagte. Dann mußte der Fall schon besonders dramatisch sein wie der jener Genossin, die sich von einem Obergenossen nicht nur die Krätze holte, sondern auch noch ein Kind von ihm erwartete, für dessen Abtreibung er dann plötzlich weder Interesse zeigte noch Geld zuschoß.

Aber die meisten Frauen litten und schwiegen. Auch diese Erfahrungen vieler Genossinnen haben zur Entstehung der autonomen Frauenbewegung beigetragen. Schon seit Beginn der Linken Bewegung waren politische Gruppen frauenfeindlich. Genossinnen gereichten den gemischten Gruppen zwar zur Zierde, verschönten den Genossen deren harte politische Arbeit, blieben aber im übrigen unterdrückt und bedeutungslos. Nicht umsonst sprach man bei den Gefährtinnen der SDS-Mitglieder abfällig von SDS-Miezen. Schönheit und Geist schienen in trautem Einklang miteinander auszukommen.

Zwar hat sich seit dem Entstehen autonomer Frauengruppen und Frauenzentren, die den eigentlichen »harten« Kern der Emanzipationsbewegung ausmachen, die Situation zugunsten der Frauen verbessert, aber bei weitem noch nicht grundlegend gewandelt. Solange die gemischten Gruppen (in denen fast immer Männer dominieren) oder die reinen Männer-

gruppen die offizielle Politik der Emanzipationsbewegung bestimmen, haben die Frauen nur geringe Chancen, ihren Attributcharakter für die Genossen zu verlieren. Waren zu Zeiten des SDS »schöne« Genossinnen gefragt, so pflegen heute undogmatische Genossen gern Beziehungen mit Frauen aus den Frauenzentren. Diese Beziehungen, die heute »in« sind, verlieren aber erst dann ihren Modecharakter, wenn die Genossen aus den Gruppen mit Emanzipationsanspruch nicht nur private »emanzipierte« Beziehungen unterhalten. Auch die Beziehungen in den gemischten oder in den Männergruppen müssen sich radikal verändern, wenn das, was man privat schätzt, auch zum veränderten Verhalten in diesen traditionell frauenfeindlichen Gruppen führen soll, wenn Emotionalität und Konkretheit auch für die Männer bedeutsam werden und nicht nur die andere – die menschliche, private – Seite der Politik bleiben. Zweifellos gibt es schon heute Auswirkungen der Frauenbewegung auf diese Gruppen. Veränderungen laufen aber bislang vorrangig über die private Ebene, die gegenwärtig auch noch die gründlichere zu sein scheint. Aber es geht hier um Veränderungen sowohl auf der Sach- als auch auf der Verhaltensebene – um eine alternative Politik. Diese notwendige Entwicklung kann nach den bisherigen Erfahrungen nur von den Frauen, die sich autonom organisieren, gesellschaftlich durchgesetzt werden – durch organisierten Druck von außen, und von innen durch subversive Beziehungen mit Genossen. Zweifellos ist der Einwand berechtigt, Frauen würden wieder nur funktionalisiert, wenn man von ihnen erwarte, daß sie die Karre aus dem Dreck ziehen. Ihnen werde vorgeschrieben, was sie zu tun haben, und die ganze Sache scheine damit vor allem ein Frauenproblem zu sein. Die Männer sollten nicht wieder auf die Initiative der Frauen warten. Das ist einerseits richtig als Forderung, andererseits hat es noch einen idealistischen Zug. Die Männer bemühen sich zwar inzwischen in sog. Männerräten, deren Aktivitäten bislang aber immer sehr kurzlebig waren. Dafür gibt es allerdings eine materialistische Begründung: die meisten Männer scheinen noch recht lange so weiter leben zu können wie bisher, und es wäre auch historisch das erste Mal, daß sich Unterdrücker selbst entmachtet hätten.

Unter welchen Bedingungen halten es Frauen eigentlich in gemischten Gruppen aus? Am ehesten dadurch, daß sie sich den durch die Männer gesetzten Leistungskriterien anpassen, so abstrakt und konkurrenzfähig werden wie diese. Das scheint besonders jenen Frauen zu gelingen, die selbst unter Anstrengungen nicht dem von der kapitalistischen Gesellschaft propagierten Frauenbild entsprechen und sich nicht mit ihm identifizieren können und dann durch »Intellekt« kompensieren, was ihnen an anderen Möglichkeiten versagt bleibt. Sie befinden sich bei ihrem Aufstieg in der Gruppe daher in doppelter Konkurrenz: einmal gegenüber Genossen, deren politisches Monopol sie antasten, zum anderen gegenüber den

»weiblichen« Genossinnen, deren Erfolg bei den Obergenossen sie mißtrauisch verfolgen.
Hin und wieder gelingt es Genossinnen auch, tatsächlich Obergenossinnen zu werden und eine Gruppe zu dominieren. Von dieser konkurrenzlosen Position aus kann sich nun all das für die Gruppe positiv bemerkbar machen, was den Genossinnen als Frauen eigen ist: Sensibilität für die persönlichen Probleme, Kritikfähigkeit auf der Verhaltensebene, Ablehnung abstrakter Leistungsanforderungen, Politik gestützt auf Erfahrungen und Bedürfnisse.
Die Sensibilität für Unterdrückungsstrukturen auch in politischen Gruppen ist bei Obergenossinnen immer noch entwickelter, weil sie ihre gesellschaftliche Diskriminierung als Frau in vollem Umfang auch als Obergenossinnen erfahren, wenn auch auf besondere Weise.

5. Spannungen – vorläufige Spaltung

Ein großes Problem ist, ob Verhaltensweisen, die sich in einer Gruppe entwickeln und die für die Gruppenmitglieder positiv erscheinen, dies auch tatsächlich sind und zum positiven Kontakt mit anderen Gruppen und Individuen führen, d. h. gesellschaftlich wirksam werden. Sind die erlernten Verhaltensweisen auf andere übertragbar oder beziehen sie sich immer nur auf jene Personen, mit denen sie gemeinsam entwickelt wurden?
Es kommen berechtigte Zweifel auf, ob Solidarität erlernt wurde, wenn man immer wieder auf Verhaltensweisen autonomer Gruppen untereinander stößt, die man nur als konkurrenzhaft bezeichnen kann. Vielleicht haben die Einzelnen, die sich dem »draußen« herrschenden Konkurrenzdruck nicht gewachsen fühlten, in der Gruppe weniger ihre Konkurrenzhaltung abgebaut als eine neue Konkurrenzfähigkeit gewonnen. Das Gruppenbewußtsein stärkt das schwache Ich des Einzelnen und verhilft ihm zu einem Bewußtsein der eigenen Stärke, das er nun gegenüber anderen demonstrieren kann. Möglicherweise hat die Gruppe eine der patriarchalischen Großfamilie ähnliche Struktur, und der Einzelne hat einen in der Gruppenhierarchie festen Platz gefunden, den er auch akzeptiert. Bei naturwüchsiger, nicht reflektierter Gruppenentwicklung besteht immer die Gefahr, daß diese reaktionären Gruppenstrukturen reproduziert werden. Das wird dann daran deutlich, daß die »unteren« Gefolgsleute verbissen ihre angegriffenen Autoritäten verteidigen, oft ohne dazu überhaupt noch mit Argumenten in der Lage zu sein. Die Autoritäten wiederum indoktrinieren ihre Gefolgschaft gegen von anderen Autoritäten beherrschte Gruppen.

Gruppen haben selten mehr als 20 Mitglieder, oft weniger. Sie schließen sich nach gewisser Zeit ab, selbst wenn sie das Gegenteil behaupten. Es bilden sich emotionale Strukturen heraus, die es neu Hinzukommenden kaum noch ermöglichen mitzumachen. Diejenigen, die von der Gruppe emotional nicht mehr angenommen werden, verlassen sie bald wieder und versuchen, woanders Sicherheit und Geborgenheit zu finden. Erst durch die gemeinsame Erfahrung entwickeln sich emotionale Beziehungen. Diese Prozesse sind schon schwer genug zu durchschauen und fast gar nicht an andere zu vermitteln. Jeder Neue fordert deshalb die Vermittlungsfähigkeit der Gruppe heraus. Er konfrontiert sie mit ihrem Anspruch, den sie nicht einlösen kann. Die Gruppe reagiert mit Abwehr und macht Neuen unterschwellig zum Vorwurf, daß sie eigentlich den Gruppenprozeß behindern, obgleich sie verbal das Gegenteil erklärt.

Nach dem Zerfall einer Gruppe oder dem bewußten Ende ihrer Arbeit zeigt es sich gewöhnlich, ob der Einzelne stark genug geworden ist, auf eigenen politischen Füßen zu stehen und selbst initiativ zu werden. Das heißt nicht, daß er nun für sich allein irgendwo arbeiten soll, sondern daß er gelernt hat, mit größerer Sicherheit eine neue Gruppe mitaufzubauen oder kritikfähiger in andere Gruppen hineinzugehen. Oft aber führt der Zerfall einer Gruppe auch zum vorübergehenden Rückzug aus weiterer Gruppenarbeit.

Es entstehen häufig in Gruppen wenigstens zwei Teilgruppen, die sich im äußersten Fall von einem bestimmten Punkt der Entwicklung an regelrecht feindselig gegenüberstehen können.

Es gibt Gruppenmitglieder, die sich von Anfang an gegenseitig blockieren, die sich – oberflächlich gesehen – von vornherein unsympathisch sind. Lernprozesse finden nicht statt, Autoritätskonflikte erscheinen als unlösbar. Je weniger erfolgreich die Arbeit nach außen ist, desto heftiger machen sich die zwei Teilgruppen für die Mißerfolge gegenseitig verantwortlich. Eine Diskussion kann sogar ganz abbrechen. Die stärkere Gruppe versucht dann, die weitere Arbeit nach ihren Vorstellungen zu bestimmen, die andere Gruppe leistet passiven Widerstand, wenn sie es nicht vorzieht, auszutreten und als neue Gruppe weiterzumachen oder sich als politische Gruppe aufzulösen, wenn sie sich im Grunde nur negativ zu dem bestimmenden Kern definiert hatte und nach dem Austritt deutlich wird, daß sie selbst alternative Vorstellungen gar nicht hat.

Ich kenne ein Beispiel, wo sich die »schwächere« Gruppe in einer Stadtteilgruppe (SG) zwar immer noch an den gemeinsamen Sitzungen beteiligte – notwendigerweise, weil sie in ihrer Wohngemeinschaft stattfanden –, aber schließlich von individuellen Unmutsäußerungen zu eigenen »alternativen« Gruppenaktivitäten überging. Anfangs begnügten sich die Mitglieder dieser informellen Gruppe damit, Wein oder Schnaps zu den

Sitzungen mitzubringen und die Flaschen kreisen zu lassen. Dabei tranken die »Informellen« dann soviel, daß ihnen die offizielle Diskussion nur noch lustig und unwichtig erschien. Im weiter fortgeschrittenen Stadium der informellen Gruppenbildung zogen sich die Sympathisanten dieses Gruppenteils bei den Sitzungen auf ein Matratzenlager in der Ecke des Raumes zurück. Sie kehrten dem anderen Teil der SG den Rücken, tranken und waren nun so laut fröhlich, daß die offizielle Gruppe immer wieder zur Ruhe mahnen mußte. Während die einen fröhlich waren, um sich abzugrenzen, wurden die anderen aggressiv, taten im übrigen geschäftig und versuchten besonders ernsthaft zu diskutieren. Diesem arbeitsfreudigen Teil der Gruppe blieb auch nichts anderes übrig, als sich über »sachliche« Diskussionen zu definieren, da die menschlichen Beziehungen zwischen den Diskutanten nicht in dem Maße entwickelt waren wie zwischen denjenigen, die die Lust am Fröhlichsein der Lust an der Stadtteilarbeit in diesem Stadium der SG vorzogen. Später tagte die SG in ihrem eigenen Stadtteilladen, die Lustfraktion blieb überwiegend weg, aber auch die Arbeit der Rest-SG stagnierte. Erst ein gemeinsamer Ferienaufenthalt verhalf dieser Restgruppe zu verbesserten Beziehungen untereinander. In der Folge konnte auch die Lustgruppe wieder mitarbeiten, der auf persönliche Beziehungen abgestimmte Gruppenprozeß hatte die Zusammenarbeit wieder ermöglicht. Diese Entwicklung ist eines der wenigen Beispiele dafür, daß Gruppen in ihrer Arbeit wegen der persönlichen Schwierigkeiten zwar vorläufig scheitern, dann aber nach der Aufhebung von Entfremdungserscheinungen sich wieder stabilisieren und mit ihrer Arbeit neu beginnen. Der entscheidende Impuls zur Veränderung der Gruppensituation kam zweifellos von denen, die einen gemeinsamen Lebens- und Arbeitszusammenhang hatten. Damit ist wieder die Bedeutung unterstrichen, die das gemeinsame Wohnen und politische Arbeiten haben kann.

III. Gruppenprozesse

In der Gruppenentwicklung gibt es die unterschiedlichsten Phasen. Einige davon sollen im folgenden im Hinblick auf eine Stadtteilgruppe (SG) beschrieben werden.
Zunächst diskutiert man das, was man gemeinsam machen will, man lernt sich kennen, einschätzen und abschätzen, unterschätzen und überschätzen. Man versichert sich gegenseitig, daß man Theorie und Praxis ins rechte Verhältnis setzen will. Man versucht zu begründen und womöglich noch theoretisch abzuleiten, was man praktisch machen will. Das hat eine die Praxis aufschiebende Wirkung. Man stellt schließlich erleichtert und

zugleich enttäuscht fest, daß sich nur wenige Zusammenhänge und Zielvorstellungen von irgendwoher ableiten und begründen lassen. Nachdem diese ersten schrecklich praxislosen Bemühungen gescheitert sind, die von den »Theoretikern« mit viel Beredsamkeit angekurbelt wurden, haben die »Praktiker« das Wort. Die meisten haben es satt, immer nur zu diskutieren. Man fängt irgendwo an, schreibt ein Flugblatt zu einem Mißstand und stellt sich eines Morgens in den Stadtteil. Die ersten Erfahrungen werden gemacht. Der Nebel der abgeleiteten Vorstellungen steigt auf und dahinter nimmt man wahr, was man eigentlich schon immer wußte und irgendwie kannte: Leute gehen auf der Straße umher, Frauen machen mit großen Einkaufstaschen ihre Einkäufe, Rentner nehmen oft sogar dankbar ein Flugblatt an und sind froh über ein Gespräch. Sie können das erzählen, was sie sonst nirgends loswerden, weil ihnen niemand zuhört. Für den Stadtteilarbeiter bekommt nun plötzlich Bedeutung, was die Rentner erzählen, wenngleich er sich eher berufstätige Bevölkerung als Gesprächspartner gewünscht hätte. Man lauscht angestrengt und versucht, politische Spurenelemente in den Geschichten zu entdecken. Man beobachtet, versucht, sich »politische« Äußerungen zu merken, analysiert auch schon kräftig herum, stellt geschickte Fragen nach der Beschaffenheit der Wohnung, nach dem Beruf, nach dem Einkommen – der innere Klassenanalysecomputer speichert und sortiert fieberhaft.

Wir nehmen die Realität nun plötzlich ganz anders wahr, d. h. unsere Realität hat sich durch die Stadtteilarbeit verändert. Wir verordnen uns Aufmerksamkeit, wo wir sonst ausgewichen sind. Nach diesen ersten Rentner- und Hausfrauengesprächen treffen wir uns dann hinterher mit leuchtenden Augen, begeistert über soviel Wirklichkeit. Jeder berichtet über seine Agitationserfahrungen, freut sich über zustandegekommene Gespräche und versucht, Schlüsse zu ziehen. Doch die anfängliche Euphorie hält nicht lange vor, die alte unbewegliche Realität, die versteinerten Verhältnisse werden wieder sichtbar. Allenfalls KPD-Stadtteilkomitees ziehen aus Äußerungen einer Oma wie »Ich bin auch gegen die Sanierung« oder dem späten Bekenntnis eines Altkommunisten den Schluß, daß sich nun der Stadtteil erhebt, weil die Organisation das erste Flugblatt verteilen ließ.

Zwar stabilisieren Gesprächserfolge die Gruppe zunächst, man hat eine Praxis. Fragen, warum man sie macht, kommen nicht sofort wieder auf. Die Unmittelbarkeit hat uns überwältigt. Diese Phase dauert aber nicht allzu lange an. Spätestens dann, wenn Mieter uns nach dem politischen Standort der Gruppe fragen, nach den Zielen oder sogar nach ihrer Möglichkeit, sich uns anzuschließen, werden wir vollends nüchtern.

Die Zieldiskussionen beginnen wieder, die Fragen der Strategie werden brennend. Wir sind nun anders motiviert, wir werden durch unsere Praxis

geschoben, wir müssen unser künftiges Vorgehen genauer bestimmen. Jetzt melden sich die Theoretiker wieder erfolgreich zu Wort, die ja schon immer gewußt haben wollen, daß es so einfach und ohne Strategie nicht geht. Die anderen schließen sich dieser Auffassung unter dem Druck der Verhältnisse an. Man wird nun nicht nur über die nächsten praktischen Schritte nachdenken müssen, sondern auch noch über ihre theoretische Begründung. Theorie und Praxis greifen ineinander, bedingen sich wechselseitig. Schön wär's. Denn jetzt stellt sich heraus, daß eigentlich jeder andere Auffassungen hat, sowohl über die Theorie als auch über die Praxis. Selbst die Begriffe Theorie und Praxis werden unterschiedlich aufgefaßt. Aber die Wirklichkeit drängt, man kann doch die begonnenen Aktivitäten nicht einfach abbrechen und wieder wochen- oder monatelang diksutieren. Man einigt sich schließlich darauf, daß die Praxis auf jeden Fall weitergehen muß. Man versucht, die Sitzungen in einen praktischen und einen theoretischen Teil zu unterteilen. Aber auch das geht schief. Weil sich Theorie und Praxis nicht ungestraft trennen lassen. Wenn im praktischen Teil darüber geredet wird, was »praktisch« zu tun ist, geht jeder eben von seinem »theoretischen« Vorverständnis aus. Und geraten Begründungen – denn ohne die geht es nicht – allzu unverständlich, so kann es leicht vorkommen, daß man sagt, dies sei zu theoretisch. Das Dilemma ist da. Es beginnt eine langwierige Diskussion darüber, was denn überhaupt Theorie ist, und es fallen böse Bemerkungen, daß gewisse Gruppenmitglieder überhaupt unfähig seien, bestimmte Gedanken nachzuvollziehen, oder dies nicht wollten. Die Gruppendynamik ist in vollem Gange.

Die Theoriediskussion, die nun aus praktischer Notwendigkeit wieder begonnen wird, ist von vornherein durch die beschriebenen Schwierigkeiten belastet. Man sucht ein gemeinsames Ziel, aber man findet keines. Stattdessen werden die ganzen verschiedenen, ausgedachten oder empfundenen Vorstellungen über Stadtteilarbeit und die Motivationsnot der Gruppenmitglieder sichtbar. Ein Ziel zu formulieren, wird von einigen zur Bedingung dafür gemacht, daß man überhaupt praktisch weiterarbeitet. Eigentlich ganz richtig, wenn diese Forderung nicht zugleich dafür herhalten müßte, daß man sich mit ihr auch vor weiterer Praxis drückt, weil sich nun die Probleme der Stadtteilarbeit unmißverständlich gezeigt haben. Bei manch einem ist ohnehin die Lust verflogen, die Schwierigkeiten türmen sich zu einem Berg, vor dem man ratlos steht. Ist es schon schwer, die Probleme zu nennen, erscheint es nun unmöglich, sie zu lösen. Nach dem ersten Stadtteilfest stellt sich die Frage, ob man die Mieter dabei unterstützen soll, einen Mieterverein zu gründen. Sie waren spontan bei dem Fest auf diese Idee gekommen und hatten sich kurz darauf getroffen, um sich in dieser Form des bürgerlichen Rechts zu organisieren. Allen ist

klar, daß sich die Mieter kaum werden hindern lassen, den Verein zu gründen. Jetzt beginnt in der Stadtteilgruppe eine erregte Debatte darüber, ob man die Gründung unterstützen soll oder nicht. Diese Diskussion könnte wie andere eine Sachdebatte sein. Erfahrungen mit Mietervereinen liegen vor, sicherlich müßten auch die besonderen Bedingungen dieser Vereinsgründung berücksichtigt werden. Man bleibt aber nicht bei der Sache. Es geht sehr erregt zu. In der Diskussion über Reformismus, die zum Thema gehört, werden diejenigen als Reformisten verdächtigt, die den Verein gegenwärtig als eine Organisationsmöglichkeit für die Mieter ansehen. Die anderen halten sich dagegen für die Revolutionäre, weil sie die bürgerliche Rechtsform ablehnen.

Diese Diskussion ist nur ein Beispiel von vielen möglichen; es zeigt, daß zwar – ganz richtig – die Sache nicht von der Person zu trennen ist, die diese Sache vertritt, daß aber in die Art, wie man diskutiert, wie man unterstellt und verdächtigt, alle unausgesprochenen tieferliegenden Probleme, die man untereinander hat, mit eingehen. Mancher lauert nur darauf, daß sich der andere eine »Sachblöße« gibt, um ihn persönlich fertig zu machen. Jedes Gruppenmitglied wird von jedem anderen mit der Zeit auf eine bestimmte Position festgelegt, in einer bestimmten Schublade untergebracht, aus der es kein Entrinnen gibt. Als Fluchtweg bleibt nur der Austritt aus der Gruppe. Aber der schlechte Ruf, der durch die Flucht entsteht, holt den Flüchtenden mit Sicherheit ein. Die Gruppe stellt eine größere Autorität dar, ist glaubwürdiger als der Einzelne, selbst wenn es gar keine Gruppenmeinung gibt. Der in der Gruppe Verbliebene kann seine eigene Meinung immer mit dem weiten Mantel der Gruppenzugehörigkeit abdecken. Die Gruppe ist inzwischen zu einem Mythos geworden, der blind macht für die seit langem in Gang gekommene Selbstüberschätzung der einzelnen Gruppen. Eine falsche private Meinung wird dadurch noch nicht richtiger, daß sie von einer Gruppe übernommen wird. Aber die Gruppe als offizieller Garant der allgemein geforderten Kollektivität und Solidarität gibt jeder Maßnahme, jeder Gruppenäußerung sogleich die Würde basisdemokratischer Legitimität. Gruppen neigen zu noch größerer, wenngleich oft notwendiger Überschätzung ihrer eigenen Möglichkeiten und Bedeutung als das Individuum. Schon dadurch, daß man sich als Stadtteilgruppe bezeichnet, wird die Selbstüberschätzung deutlich, die darin liegt, daß man sich tendenziell als die Vertretung eines Stadtteils begreift. Das mutet merkwürdig an, wenn man bedenkt, daß der Stadtteil (in Westberlin) vielleicht 300 000 Einwohner zählt, die Stadtteilgruppe selbst aber nicht mehr als 30 Mitglieder hat, die z. T. sogar erst aus anderen Stadtteilen anreisen müssen, um ihre Stadtteilarbeit zu verrichten.

Die positive Seite der Selbstüberschätzung besteht darin, daß sie zunächst notwendig ist, um die Arbeit überhaupt beginnen und längerfristig fort-

setzen zu können. Ohne ein gewisses Maß an Realitätsverlust, d. h. ein Verdrängen und zeitweiliges Vergessen der realen Machtverhältnisse kann man die Arbeit gar nicht beginnen. Bei der Übermacht der Gegenseite würde die ausschließlich realitätsgerechte Wahrnehmung nur Resignation hervorbringen.
Eine andere SG ist im Sommer 1970 entstanden. Im Februar 1971 vereinigte sie sich mit einer anderen Gruppe. Gleichzeitig trat ein Teil der Mitglieder aus der SG aus. In ihrer Austrittserklärung heißt es:

»Notwendige politische Arbeit ist also nicht möglich in dieser Gruppe: weil nicht aus der objektiven Notwendigkeit der nächste Schritt bestimmt und gegangen wird, sondern durch die Hintertür das subjektive Bedürfnis Einzelner durch Machtkampf über Leichen den nächsten Schritt rückwärts aufzwingt, woran liegt das? Wenn man wie in der Bündnisschichten-Strategie ewig auf seinem Klassenursprung beharrt, wird man durch die Verschärfung des Grundwiderspruchs Bourgeoisie und Proletariat subjektiv und objektiv zerrieben, anstatt mit einem klaren Klassenstandpunkt die Grundlage für eine proletarische Strategie zu haben. Wenn so ewig Klassenursprung gegen Klassenstandpunkt ausgespielt wird, wenn von proletarischer Revolution ewig geträumt und nicht auf sie hingearbeitet wird, wenn subjektiv der Klassenursprung verabsolutiert wird und jegliche proletarische Ansätze in der Praxis negiert werden, dann ... So saßen wir und nicht nur wir Monate lang idealistisch hoffend, daß die Notwendigkeit einmal unsere Schritte bestimmen würde, mußten aber einsehen, daß die einzige Konsequenz Austritt heißt und uns einer Gruppe anzuschließen, die die proletarische Linie verfolgt ...«
(Unterschrieben von vier Genossinnen und vier Genossen)

Bemerkenswert an dieser Austrittserklärung ist, daß man nicht nur wegen der angeblich »falschen Linie« der Stadtteilgruppe austritt, sondern auch Autoritätskonflikte nennt, die zum Austritt geführt haben. Dem Obergenossen Dieter lastet man an, daß er Emanzipationsdebatten und Bedürfnisschulung nur deshalb durchgesetzt habe, um seine Stellung zu behaupten und die anderen zu unterdrücken. Er habe Vertrauen propagiert, während sie Kontrolle wollten. Zweifellos fühlte sich die Gruppe auf der emotionalen Ebene dem Obergenossen ausgeliefert und setzte ihr ökonomistisches Konzept (das mit allen denkbaren gängigen Schlagworten gespickt ist) dagegen, um durch objektive Orientierungspunkte sich selbst behaupten zu können. Die Notwendigkeit der Vermittlung von subjektiven Emanzipationsbedürfnissen wird überhaupt bestritten, man schlägt sich ganz auf die Seite des Objektiven. Von der »proletarischen Linie« erhofft man die Lösung seiner Schwierigkeiten.
Die Gruppe trat einer Mini-Arbeiterpartei bei, die tatsächlich von einem Arbeiterkollektiv geleitet wurde, das jedoch das Untergebenenverhältnis einfach umdrehte und nun Studenten als dienende Glieder heranzog. Auch diese Partei, der sich die Austrittsgruppe unter Verleugnung ihrer Subjektivität anschloß, hatte keinen allzu langen Bestand und spaltete sich schließlich bis zu Ein-Mann-Fraktionen.

Aus dem Austrittskonflikt haben beide Teile der Gruppe wenig gelernt. Die Ausgetretenen verdrängen durch den Austritt die persönlichen Schwierigkeiten, der Konflikt mit dem Obergenossen bleibt unaufgearbeitet und unbewältigt, während Dieter zu recht auf der Wichtigkeit persönlicher Emanzipation beharren kann, ohne sich jedoch selbst verändern zu müssen, da die ihn kritisierende Gruppe ausgetreten ist. Die Zurückgebliebenen schließen sich durch den Austritt sogar enger um ihn zusammen. Die Gruppe scheint wieder in Ordnung. Aber die Wurzeln zum neuen Konflikt werden bereits durch den Zusammenschluß mit einer anderen Gruppe gelegt. Da dieser Teil der SG Jugendarbeit macht und mit Dieter kaum zusammentrifft, sind die Autoritätsprobleme nicht so drängend. Nur auf dem wöchentlichen Plenum aller Untergruppen stoßen die Versuche von Dieter, seine Autorität auch auf diesen Teil der SG auszudehnen, bald auf Widerstand. Die Mittel dieses Genossen sind: er macht brauchbare Vorschläge, redet die meiste Zeit und gar nicht einmal so schlecht, teilt Lob aus, kritisiert schroff und überläßt den anderen wenig Eigeninitiative. Sein Verhalten wird vor allem für den Obergenossen Klaus zum Problem, der im gleichen Bereich wie Dieter zu arbeiten beginnt und sich immer weniger wohlfühlt. Die Situation spitzt sich zu. Ein dritter Obergenosse, der mit den beiden Hauptkontrahenten keine übermäßigen Schwierigkeiten hat, versucht die Lage in einem Papier zu beschreiben und eine Diskussion in Gang zu bringen:

»Es gibt in der SG mehrere Gruppen, die offenbar nicht zusammenarbeiten können. Mir stellt sich das Problem so dar: Dieter beherrscht die SG in autoritärer Weise. Bei jeder Diskussion hat er den längeren Atem, sofern er nicht die besseren Argumente hat . . . Seine Freundin unterstützt ihn oft so, daß sie das von Dieter Gesagte lediglich wiederholt. Wenn das zu deutlich hervortritt, schämt sich Dieter. Wenn sie dagegen widerspricht und eine von Dieter abweichende Meinung hat, fährt er sie autoritär an . . . Wir haben aber auch mit Klaus zu tun. Er kommt nur widerwillig in die SG. Das ist nicht ganz unbegründet. Denn gegen Dieters Redefluß hat er keine große Chance, obgleich er in der mit Dieter gemeinsamen Arbeit bisher die sorgfältigste und fundierteste Arbeit geleistet hat. Weil er in der SG keine Chance hat, isoliert sich Klaus. D. h. der Zustand der SG begünstigt seine Neigung, sich individualistisch zu verhalten. Klaus ist überhaupt wenig bereit, sich durch eine Gruppe kontrollieren zu lassen . . . Klaus trägt nichts dazu bei, seine über das gemeinsame Arbeitsprojekt gesammelten Erkenntnisse zu vergesellschaften und den Zustand der SG zu verbessern . . . Er weist immer, wenn man ihn auf seine allein verfaßten Flugblätter anspricht, darauf hin, daß er sie aber von Proletariern kontrollieren lasse. Doch verändern seine Hausproletarier die Flugblätter inhaltlich nie. Es geht allenfalls um kleine stilistische Korrekturen . . . Aber es geht nicht nur um Dieter und Klaus. Wir müssen uns alle fragen, das gilt für mich genauso, warum wir überhaupt politisch arbeiten und inwieweit wir, das gilt besonders für die ›Autoritäten‹ in der SG, die politische Arbeit nur benutzen, um unsere persönlichen, subjektiven Schwierigkeiten auf Kosten der politischen Arbeit ›politisch‹ zu lösen . . . Wie kontrollieren wir uns gegenseitig am besten mit dem Ziel, ein gut arbeitendes Kollektiv zu werden? Wir müssen zu verhindern suchen, daß sich Sachprobleme immer personalisieren, und, wo dies der Fall ist, die Motive für die Personalisierung aufdecken und sie verstehen. Erst wenn wir die Ursachen für unsere Fehler, die wir fort-

laufend machen, auch bei uns selbst suchen und beim anderen verstehen (nicht entschuldigen) und öffentlich kritisieren, können wir unseren Arbeitsstil verbessern. Ein Punkt der Kritik des Arbeitsstils ist zum Beispiel, daß zwar viele Genossen zum Plenum kommen, aber durchaus nicht zu anderen Sitzungen, zu denen zu kommen sie sogar zugesagt haben ... Es muß sich doch jeder die Frage stellen, warum er überhaupt in die SG kommt. Etwa nur als Beruhigung eines linken Gewissens, das sich bei vielen herausgebildet hat? Dazu gehört auch der Besuch von gut laufenden Sitzungen. Man macht erst dann mit, wenn etwas läuft, ohne darüber nachzudenken, daß man ja selbst dazu beitragen könnte, daß etwas läuft ...«

Dieses Kritikpapier wurde zwar (außer von den direkt Kritisierten) beifällig aufgenommen, änderte aber nichts an der Situation. Die Autoritätskonflikte des überwiegenden Teils der Gruppe mit Dieter verstärkten sich, viele kamen nur noch mit Widerwillen zum Plenum, wenn sie annehmen konnten, daß Dieter auch anwesend sein würde. Dieser Teil der Gruppe sah schließlich eine Lösung nur noch darin, Dieter aus der SG auszuschließen. Der Ausschluß wurde durchgesetzt, aber Dieter erschien während des nächsten Plenums wieder und legte folgende »Persönliche Erklärung« vor:

»Auf der Sitzung der Stadtteilgruppe ... wurde ich nach mehrstündiger Debatte mit einfacher Mehrheit aus der Gruppe ausgeschlossen ... Eine gemeinsame Begründung wurde nicht erarbeitet. Über Berufungsmöglichkeiten wurde nicht gesprochen. Diesen Beschluß erkenne ich nicht an.

Begründung:

In der anderthalbjährigen Geschichte der SG ist bisher niemals ein Antrag auf Ausschluß eines Gruppenmitgliedes gestellt worden. Das lag an Struktur und Selbstverständnis der Gruppe. Wir waren keine Partei, hatten keine Aufnahmestatuten und keine Gerichtsbarkeit. Um arbeiten zu können, versuchte die Gruppe immer wieder in langwierigen Diskussionsprozessen die faktische Anerkennung bestimmter Grundsätze durch jedes einzelne Mitglied zu erreichen. Zu diesen Grundelementen gehörten die feste Zugehörigkeit zu einer Arbeitsgruppe, die Teilnahme an der Schulung, die Notwendigkeit, Ein- und Austritt vor dem Plenum zu begründen, und die Einhaltung von Beschlüssen. Auf diese Weise versuchten wir, verbindliches Arbeiten und solidarisches Handeln zu stärken ...«

(Nach dieser Einleitung rekonstruiert Dieter verschiedene Austritte aus der Gruppe, die seinem Ausschluß irgendwann vorausgegangen waren, analysiert ihre Motive und ihre Bedeutung für die Gruppenatmosphäre und kommt schließlich zu seinem eigenen Problem.)

»Wie aber verlief auf der letzten Sitzung der SG ein solcher Vorgang? Nicht anders, als wie man in einem bürgerlichen Parlament darangeht, Big Pascha zu schlachten. Keine gruppenöffentliche Diskussion in den Arbeitsausschüssen, niemals gab es einen Tagesordnungspunkt Personaldebatte Dieter auf dem Plenum und es versuchte auch kein Genosse der Ausschlußfraktion, in persönlichem Gespräch sein Urteil über mich auf die Probe zu stellen ... Statt einer offenen Auseinandersetzung, die sich an meiner konkreten Arbeit in den Untergruppen, an meinen politischen Vorstellungen (die man auch nachlesen kann) oder auch nur an bestimmten Verhaltensweisen von mir gegenüber anderen Genossen hätte orientieren müssen, gab es eine Riesenmauschelei hinter den Kulissen mit Gerüchtemacherei, mit Treffpunkten wie von einer Verschwörerclique, auf denen der Coup taktisch vorbereitet wurde.

Die Debatte zeigte die Unerbittlichkeit der Ausschlußfraktion, ihren Willen auch durchzusetzen. Ich wurde aufgefordert, doch endlich Selbstkritik zu üben und das vor Genossen, die mich längst verurteilt hatten und gar nicht daran dachten, die Möglichkeit für eine faire Verteidigung zuzulassen. Ich wurde angeschrien, da man es nicht mehr aushalten könne, mich reden zu hören, offensichtliche Mißverständnisse waren nicht auszuräumen, weil man sie nur zu nötig brauchte . . . Die Sache sollte übers Knie gebrochen werden.
Wenn ich die emotionalen Akzente aus der Debatte einmal beiseite lasse, z. B. den Haß und die Unerbittlichkeit, die ich bei vielen Genossen zu spüren meinte, dann treffen sich eigentlich alle Kritiken in einem Punkt, nämlich meinem persönlichen Verhalten. Ich würde mich wie ein Lehrer benehmen, hätte auf alles eine Antwort, würde demagogisch, arrogant und elitär auftreten. Ich finde diese Ausdrücke unzutreffend, denn das Phänomen, das diesen Reaktionen zugrunde liegen muß, sehe ich anders. Alle diese Ausdrücke bezeichnen vielleicht das Mißverhältnis, das ich zu vielen Genossen habe, einen großen Abstand zu ihnen, den ich nicht ohne weiteres überwinden kann.
Besonders die neuen Mitglieder der SG, von denen ich persönlich nichts weiß, sind zuerst für mich immer einfach Genossen, Kombattanten, die eine gemeinsame Sache zusammenbringt. Ich rede mit ihnen eigentlich nur über diese Sache. Dabei attackiere ich sie bei Auffassungen, die mir falsch erscheinen, ebenso hart und oft schroff, wenn sie gerade erst mit politischer Arbeit anfangen, als ob sie schon Jahre mitmachen würden.
Ich vergesse zu oft, die persönlichen Bedingungen, die zu ihrer Meinung geführt haben, zu ergründen und im Gespräch mit einzubeziehen. Erst in den kleineren Arbeitsgruppen fällt dieser Widerspruch zwischen Sache und den Trägern der Sache, nämlich den einzelnen unaustauschbaren Menschen, langsam weg . . . In eben dieser Sachbesessenheit – in der sicher ein gerüttelt Maß an Idealismus steckt, nämlich die Forcierung der persönlichen Entscheidung für die Revolution – sehe ich auch den Hauptgrund für die Ungeduld, die mich immer wieder dazu hinreißt, den Genossen durch massenweise Vorschläge und ›kluge Pläne‹ die Denkwege zu versperren.
Im übrigen wittere ich überall (oft mit gutem Grund) faule Kompromisse, wobei ich in meinem Haß gegen den Opportunismus und Verschleierungszauber gelegentlich über das Ziel hinausschieße und auch in klugen Vermittlungsvorschlägen von Genossen eine der 11 Liberalismusformen Maos sehe.
Ich glaube, daß niemand das Recht herleiten kann, auf mich den ersten Stein zu werfen. Ich bin nicht der einzige, der wegen des Splitters im Auge des anderen den Balken im eigenen nicht sieht. Das Problem der Autoritäten ist nicht auf mich beschränkt, grundsätzlich nicht und auch nicht in der SG . . .
Aber das Problem löst man natürlich nicht, indem man es umgeht. Autorität kann man nicht bekämpfen, indem man Autoritäten autoritär fertigmacht. Jürgen hat meiner Meinung nach den Weg angedeutet, als er sagte, daß man Organisationsstrukturen finden müsse, die die Autoritäten von vornherein einengen.
Das ist aber nur die formale Seite des Problems. Die politische Kampagne muß tiefer greifen. Sie scheint mir nur durch gruppendynamische Prozesse lösbar . . .«

Der ausgeschlossene Genosse sah zwar richtig, daß man über Gruppendynamik hätte reden müssen, allerdings so wenig auf sich selbst bezogen, daß seine Forderung sehr weit hergeholt erschien. Denn er selbst litt offenbar nicht unter der Situation, ihm kam die Gruppendynamik konkret erst in den Sinn, als sein Ausschluß als hilflose Gegenwehr des überwiegenden Teils der Gruppe bereits beschlossene Sache war. Die Selbstkritik half

weder ihm noch den durch sein Verhalten Betroffenen. Er versuchte sogar noch Verständnis für seine autoritären Züge und sein »Temperament« zu wecken. Nach der Diskussion über die »Persönliche Erklärung« weigerte sich Dieter wieder sehr beredsam, die Gruppe zu verlassen. Das gab Klaus den Rest. Er sprang auf, schrie Dieter an: »Ich kann dich nicht mehr reden hören, du erinnerst mich immer an meinen Vater« und stürzte sich auf ihn – ohnmächtig vor Wut. Andere Genossen gingen dazwischen. Klaus schrie immer weiter. Eine Schlägerei wurde nur knapp verhindert. Durch diesen Ausschluß spaltete sich die Gruppe.

Wie wenig sich Klaus diesen tiefen emotionalen Konflikt selbst eingestehen konnte, wurde nicht erst in der plötzlichen Entladung der Aggressionen sichtbar und hörbar, sondern hatte schon zuvor in einem Papier gegen Dieter Ausdruck gefunden, in dem das Problem auf der Ebene unterschiedlicher politischer Auffassungen verschleiert behandelt wurde. Kein Wort von Autoritätskonflikt, persönliche Gründe blieben ungenannt. Das Papier gibt sich den Anschein von Objektivität:

»Es ist von einem Mitglied der Gruppe ausgeführt worden:
›... Eine SG kann nur am Rande Massen mobilisieren, die revolutionäre Entwicklung spielt sich vor allem in den Großbetrieben ab. Deshalb sind die Studenten in die Betriebe gegangen, seit zwei Jahren. Dort haben sie versagt, denn ein Bürgerlicher wird einfach kein Proletarier. Wenn das Proletariat den revolutionären Kampf endgültig aufgenommen hat – wohin es nicht ohne die Studenten, die Bürgerlichen kommt –, dann hat die Stadtteilgruppe ihre Funktion erfüllt und ausgedient ...‹
Was bedeuten diese Aussagen?
... Statt die Fehler der Studenten, die in den Betrieben gescheitert sind, zu untersuchen, und ebenfalls unsere Fehler zu kritisieren, daß wir bisher kein Proletariat in der Gruppe organisieren konnten, und warum – wird das als eine objektive Unmöglichkeit hingestellt.
Es wird nicht für möglich gehalten, daß die jetzigen bürgerlichen Mitglieder der Gruppe ihr Bewußtsein verändern können und zu wirklichen Kampfgenossen der Proletarier werden und mit ihnen, ungeachtet ihrer Herkunft, eine Einheit im Kampf bilden können.
Und damit sagt man gleichzeitig, daß dieser Prozeß auch nicht *nötig* sei. Die Aufgabe der Gruppe sei nur, dem Proletariat Erfolgsbeispiele und Kampfinitiativen und Hilfen *von außen* zu geben ...
Ein Bürgerlicher, der seinen Widerspruch zum Proletariat nicht auflöst und sich nicht im Kampf verändert, wird nicht aufrichtig seine Vorteile und seine Macht aufgeben wollen. Ein solcher Bürgerlicher, wenn er gesund ist, wird nicht glaubhaft seine eigene Liquidation und seinen eigenen Selbstmord herbeiführen.
Er wird eine opportunistische Praxis treiben, weil er ein offenes oder verstecktes Interesse hat, daß die proletarische Klasse nicht an die Macht gelangt. Er verschleiert, daß er zu denen gehört, die auch die proletarische Revolution bürgerlich managen wollen.
Wir in der SG liegen richtig, wenn wir überlegen, wie wir den Kampf führen müssen, damit revolutionäre Proletarier in die Gruppe kommen, damit die Gruppe eine revolutionäre proletarische Gruppe wird, in der revolutionäre Proletarier die Methoden und Ziele des Kampfes bestimmen ...«

Der Konflikt zwischen Dieter und Klaus soll aber nicht auf einen reinen Autoritätskonflikt reduziert werden. Wenn allen politischen Überzeugungen nur psychische Deformationen zugrundelägen, könnte man die ganze politische Auseinandersetzung sein lassen und sich auf einen psychologischen Relativismus zurückziehen. Allerdings bestehen Zusammenhänge zwischen psychischer Struktur und politischer Auffassung. Verdächtigungen nützen aber wenig. Man sollte vielmehr versuchen, sich über den Zusammenhang von Psyche und Politik solidarisch Gedanken zu machen und Antworten zu suchen. Es ist ebenso unfruchtbar, sich der Proletarierfeindlichkeit oder eines unbewältigten Ödipus zu bezichtigen. Diskussionen über diese Problematik können aber nur erfolgreich sein, wenn man sich von vornherein über die eigene Motivation zur politischen Arbeit klar wird und eine ehrliche Diskussion über die eigenen Bedürfnisse geführt wird. Dagegen erliegen beide Kontrahenten einem Proletarierfetisch. Ihre politische Identität leiten sie davon ab, wie gut oder schlecht sie dem Proletariat dienen können. In der Kontroverse, ob man »revolutionäre Proletarier« in die Gruppe holen oder in der Gruppe Intellektuelle als »Bündnispartner des Proletariats« organisieren solle, wird nur die ganze verbissene Hilflosigkeit deutlich, mit der man sich unter Verleugnung eigener Bedürfnisse und Interessen vergeblich um andere (die »Proletarier«) bemüht hat. Kein Wunder, daß diese ganzen Mühen nahezu vergeblich waren, daß man in all den Jahren der Stadtteilarbeit nicht ein einziges Individuum fand, das der selbstproduzierten Vision des »revolutionären Proletariers« entsprochen hätte. Bei dieser rastlosen Suche nach dem revolutionären Subjekt blieben die bürgerlichen Charakterstrukturen erhalten. Man versuchte im Dienste der Revolution strebsam, ordentlich, pünktlich und fleißig zu sein, nahm Entbehrungen auf sich, diente ausschließlich der Sache und ging möglichst in ihr auf. Diese Haltung, also die Abstraktion von sich selbst und der eigenen Betroffenheit durch die kapitalistische Gesellschaft, erzeugt nicht menschliche Verkehrsformen, sondern kann nach einer Phase der Selbstkasteiung und ständiger Mißerfolge sogar Haß auf diejenigen hervorbringen, für die man sich geplagt hat und die nichts von den Anstrengungen wissen wollen. Die Betriebsamkeit kann umschlagen in Resignation und dazu führen, daß man sich ganz aus der falsch verstandenen politischen Arbeit zurückzieht und nur noch das befriedigt, was man an unmittelbaren Bedürfnissen empfindet. Die große Nachholphase beginnt.

Multinationale Konzerne Industriekritik

Charles Levinson
Valium zum Beispiel
Die multinationalen Konzerne der pharmazeutischen Industrie
(1776/DM 3,80)

Pierre Hoffmann/Albert Langwieler
Noch sind wir da!
Arbeiter in multinationalen Konzernen
(1821/Oktober 74)

Ewald Gaul
Atomenergie oder ein Weg aus der Krise?
(1773/DM 3,80)

Militärkritik Friedenspolitik

Studiengruppe Militärpolitik
Ein Anti-Weißbuch
Materialien für eine alternative Militärpolitik
(1777/DM 4,80)

Egbert Jahn
Kommunismus – Und was dann?
Zur Bürokratisierung und Militarisierung des Systems der Nationalstaaten
(1653/DM 4,80)

Aders Boserup/Andrew Mack
Krieg ohne Waffen?
Studie über soziale Verteidigung
(1710/DM 5,80)

Reformen

Reinhard Crusius/Wolfgang Lempert/ Manfred Wilke (Hg.)
Berufsausbildung – Reformpolitik in der Sackgasse?
Alternativprogramm für eine Strukturreform (1768/DM 5,80)

Prodosh Aich (Hg.)
Da weitere Verwahrlosung droht ...
Fürsorgeerziehung und Verwaltung.
Zehn Sozialbiographien aus Behördenakten (1707/DM 5,80)

Heinz Günther/Peter Schenkel-Tappert
Wie kommt der Mensch zu seiner Wohnung?
(1708/DM 3,80)

Politik der Bundesrepublik

Martin Greiffenhagen (Hg.)
Der Konservativismus der der 70er Jahre
(1822/Oktober 74)

Carl Amery/Jochen Kölsch (Hg.)
Bayern – ein Rechtsstaat?
Das politische Porträt eines deutschen Bundeslandes (1820/DM 3,80)

Volker Mauersberger (Hg.)
Wie links dürfen Jusos sein?
Vom Bürgerschreck zur Bürgerinitiative
(1769/DM 3,80)

Dritte Welt Rechtsdiktatur

Erika Runge
Südafrika – Rassendiktatur zwischen Elend und Widerstand
Protokolle und Dokumente zur Apartheid
(1765/DM 6,80)

Maugri Ciagar/Hannelore Koob
Ferienland Spanien?
Ein Bild der Diktatur nach Briefen politischer Gefangener (1770/DM 4,80)

Die Armut des Volkes
Verelendung in den unterentwickelten Ländern. Auszüge aus Dokumenten der Vereinten Nationen. (1772/DM 4,80)

Bei Ihrem Buchhändler erhalten Sie den neuesten rororo aktuell Prospekt mit allen lieferbaren Titeln.

aktuell ro ro ro

rororo aktuell

Herausgegeben von Freimut Duve

Lissi Steffen
Meine Schwierigkeiten mit Genossen
Auszüge aus dem Tagebuch 1972/73

28. 8. 72

Als ich gestern von Karl-Heinz wegging, war es gegen das Bedürfnis, bei ihrer Sitzung über SPD-Wahl, wie man sich verhalten soll, dabei zu sein. Ich habe Angst gehabt vor den Leuten und daß mir wieder sowas wie in der Bornheimer Wohnung begegnet: man ist unerwünscht, ein Fremder und Störenfried, wird negiert, ignoriert in seiner Anwesenheit oder aggressiv bedroht. Das habe ich vorweggenommen in der neuen Situation, bin schnell verschwunden: Ich habe *unsere Beziehung* höher gesetzt als politische Notwendigkeit, als den Kampf um politische Kommunikation. Ich bin halt, was den RK [Gruppe »Revolutionärer Kampf«, Frankfurt] anbelangt, ganz schön belastet durch die beschissene Konfrontation in der Bornheimer. Da konnten sie ihre Interessen nicht von sich aus normal artikulieren. Und jetzt passe ich auf wie ein Luchs, daß ich nicht in Widerspruch zu RK-Interessen trete: daß die bloß nicht lernen müssen, ihre Interessen mal selbst zu vertreten. Scheiße. Dabei gings doch neulich in der Kneipe eher so, daß ich noch fähig war, die politische Notwendigkeit *über* die »Beziehung« mit Karl-Heinz zu stellen. D. h. ich war nicht bereit, Widersprüche der politischen Auffassungen hinzunehmen, nur um die Harmonie der Beziehung zu wahren. Ich war bereit, mich zu prügeln mit ihm, selbst wenn die Beziehung darüber zerbricht. Das ist die einzige Möglichkeit von Beziehung. Aber wenn sich dann plötzlich Karl-Heinz mit seinen RK-Genossen umgibt, wird er mir zu groß, ich kneife vor dieser Gruppe. Sie haben einen relativ starken Zusammenhalt, z. T. opportunistisch stark, und diesem Opportunismus beuge ich mich, ohne ihn neu auszuprobieren. Verdammt. Gleichzeitig wird die Beziehung zu K.-H. zu einer starren, unlebendigen degradiert. Sie würde den Konflikt Ich-RK nicht aushalten – befürchte ich und verdränge oder verschiebe darum diesen Konflikt.

Da ist mir doch die *Beziehung* schon wieder einmal zu einem aufgesetzten bürgerlichen Ideal geworden! Und der Hund scheiße drauf: so geht das nicht. Ich habe schon wieder die ängstliche Beklemmung von bürgerlichem Verhalten, von falscher Sensibilität produziert, anstatt klar meine Interessen zu verwirklichen oder wenigstens der Diskussion zugänglich zu machen, indem ich sie auf den Tisch lege ...

Indem ich weggegangen bin, als es um politische Arbeit ging, habe ich ja eigentlich unsere Beziehung als private Liebesbeziehung anstatt als politische Kampfbeziehung definiert, aber gerade das ist doch nicht das, was ich will. Also sollte ich einfach meine Interessen zur Diskussion stellen, bei politischen Arbeitssitzungen dabei zu sein. (Liebe gibt es für mich auf die Dauer nur, wo man um das gleiche kämpft. Oder ist das falschrum?) ...

28.9.72

Rote Rübe: Wer seine problematischsten Probleme nur alleine lösen zu können meint, der braucht für die leichteren Aufgaben erst recht keine Unterstützung von außen. Aber selbstverständlich bietet ein Fremder sich ja geradezu an, daß die Probleme ihm zugeschoben, auf ihn abgewälzt werden, die an und für sich die Gruppenprobleme sind. Die Gruppe stabilisiert sich dann in der Kontroverse mit dem einen Eindringling. Eine fragwürdige Stabilisierung: Immerhin beginnen die Schweigenden schließlich auch, ihr Interesse vorzubringen, gegen den Fremden schaffen sie's, gegen die eigene Autoritätsperson hätten sie's nicht so schnell geschafft (ich hab ja auch lange genug schweigend zugehört!). Es sah plötzlich alles so aus, als hätte es niemals Gruppenprobleme gegeben. Mario verschwieg geschickt seine Strategien und Anschauungen, die er in der Situation des letzten Treffens ungehemmt ausgedrückt hat. Der Fremde hat natürlich alles nur mißverstanden!

Die Gruppenautorität hat anscheinend ganz ungefragt immer der, dem die meisten Ideen einfallen, der tüchtigste Ideenproduzent. Es wird nicht nach den Bedingungen dafür gesucht, daß andre weniger produzieren. Trotzdem wird jeder produktive Eindringling abgewehrt. Konsequenter wäre es aber doch, auch dort die Produktivitätsautorität anzuerkennen. Allerdings sind schon Erfahrungen mit Studenten gemacht worden, daraus resultieren Vorurteile – Wahrnehmungsbarrieren. Die »Vorsitzenden« nutzen diese geschickt aus für ihr Interesse: allein zu bleiben, ihre Stellung in der Gruppe zu wahren.

Ich selbst stehe in einer beschissenen Situation: entweder ich unterdrücke den Widerspruch, die offene Auseinandersetzung, dann gehe ich selbst kaputt und habe innerhalb der kürzesten Zeit nicht mehr die Lust mitzuarbeiten – oder ich spreche meine gegensätzliche Meinung aus. Mein Schweigen ist meine Resignation. Mein Kampf meine Hoffnung.

Schweigen ist nicht nur Liberalismus – es ist Opportunismus. Ich weiß so gut wie jeder andre, daß die Wahrscheinlichkeit hoch ist, daß mich die Leute rauswerfen, wenn ich den Mund zu sehr aufmache. Und von mir weiß ich, wie schwer es ist, anzufangen mit dem Sprechen, wenn man es einmal hat einreißen lassen, den Mund zu halten.

Mein Interesse, mit den Leuten zusammenzuarbeiten, wird sowieso zer-

malmt. Wieder einmal diese Situation: ich frage mich: liegt es an mir, verhalte ich mich nicht realitätsbewußt genug?
Aber kann ich denn mein Interesse, mit jemand zusammenzuarbeiten, abstrahieren von den konkreten Menschen? Wenn ich den Eindruck habe, daß sie zu autoritätsbezogen sind, dann interessieren sie mich doch nicht mehr! Zumindest interessiert mich dann die Zusammenarbeit nicht mehr, es sei denn, ich sehe Möglichkeiten, diese Bezogenheit zu durchbrechen.
Da ist nämlich folgende Situation in einer autoritätsbezogenen Gruppe: Die Autoritätshörigen lehnen sich so stark an die Autorität, daß es überflüssig ist, sich an sie als eigene Personen zu wenden: sie reproduzieren nur die Autorität. Dann kann man also immer nur mit der sich auseinandersetzen. Aber auch dem sind Grenzen gesetzt, weil die Gruppe jeden Angriff gegen Meinungen ihrer Autorität irrational mit allgemeiner Abwehr beantwortet – praktisch ihre Autorität tabuisiert für den Eindringling. Vielleicht könnte die Autorität dem Angriff rationaler begegnen. Aber wenn, dann nur außerhalb der Gruppe, isoliert. In der Gruppe wird er getragen von dem Tabu der Leute, sie setzen sich für ihn ein, er braucht gar nicht viel dazu zu tun. Er könnte das vielleicht verhindern, aber damit würde er nur den Leuten die Möglichkeit geben, ihre verdrängten Aggressionen gegen die autoritäre Situation gegen *ihn* zu wenden, mal herauszulassen. Das wäre auch nicht das Angenehmste für ihn. Da richtet er sich lieber nach den aus der alten Gewohnheit extrapolierten Erwartungen der Leute ...

25. 10. 72

... Die *Nordendgruppe* ist nicht weniger problematisch, die ganze formale Technik mit Tagesordnung, Rednerliste usw., dahinter versteckt: die Konservierung der alten Clique: bloß keinen emotionalen und inhaltlichen Austausch, man könnte sich ja kennenlernen, verstehen lernen oder bekämpfen lernen. Neue Leute könnten sich ja gegen die alten zusammenfinden, oder den Neuen, die doch so gut für Praxisarbeiten einsetzbar sind, könnte es so anfangen zu stinken, daß sie in größerer Anzahl wegbleiben. Ganz zufrieden wären die Alten damit auch nicht, auch wenn ihnen jeder Widerspruch stinkt.
Durch diese Formalisierung der Zusammenarbeit wird man ständig auf einer Zwischenebene gehalten: man kommt halt jedes Mal hin, läßt sich wieder rumschleifen zu x Tagesordnungspunkten, ordnet sich irgendwo in eine Arbeit ein und verliert trotzdem unterirdisch an Motivation: man weiß nicht mehr, was man den Leuten überhaupt vermitteln kann, außer dem, was sie sowieso schon wissen: daß alles Scheiße ist, daß die oben doch nur machen, was sie wollen, und daß die unten dabei verrecken können ...

15.1.73

SPD ruft zur Vietnam-Demonstration auf. Eine Handvoll SPDler folgt dem Aufruf – ansonsten eine große Masse unerwünschter linker Gruppen: Studenten . . .

Ich stehe da, verzweifelt: vorne werden die andern von Bullen eingekreist, in meinem Kopf sind sie den Schlagstöcken wehrlos ausgeliefert, in meiner Vorstellung sind sie von den Bullen eingekesselt. Aber was kann ich für sie tun? Nichts. Ich folge schließlich – allein und unsinnig – den Spuren der weitergetriebenen Demonstranten, der weiterverfolgenden Bullen. Die Spuren sind: Leute aus den Häusern, die in Grüppchen auf den Trottoirs herumstehen, neugierig, sie diskutieren miteinander, aber ich weiß nicht was. Und mir wird klar, daß es »das Gewissen« und die Suche nach moralischer Weißhemdigkeit ist, die uns auf die Straße treibt. Was haben wir immer gelernt, als wir klein waren? Daß das deutsche Volk nachträglich angegriffen wird, weil es gegen Hitler *nicht* protestiert und demonstriert hat. Dabei ist Demonstration nur eine Exhibition, ein Zurschaustellen der politischen Meinungen und Interessen – nie aber eine Durchsetzung dieser Interessen, die Realisierung kann nur auf ganz anderer Ebene laufen. Auf der Ebene von ökonomisch-materieller Gewalt – wie z. B. massenhaftem Druck durch Arbeitsverweigerung bei scharf konkreten Zielen. Veränderung des theoretischen Wissens und letztlich organisierte Bewaffnung des ganzen Volkes, das weiß, unter was es leidet und wen es bekämpfen muß – durch Arbeit, durch verdammt harte Arbeit. Und was machen wir? Wir demonstrieren, sprechen unser Gewissen damit frei von jeder reaktionären Einstellung: unsere Kinder können uns später nichts vorwerfen, zumindest nicht, daß wir zum Krieg in Vietnam geschwiegen hätten. Aber was ist unser Demonstrieren anderes als eine verbale Akklamation einem Volk gegenüber, das gerade vernichtet wird? Dieses Volk hat davon recht wenig . . .

Was bleibt dem Demonstranten, der sich fragt, ob seine Demonstration sinnvoll ist, dann als Antwort übrig? Es gibt für ihn nur *einen* sicheren Weg, zu erfahren, ob seine Aktion sinnvoll ist und wie sinnvoll, und das ist: bei sich selbst zu fragen, was seine eigentlichen Beweggründe zu dieser Demonstration waren. Nicht die theoretischen Beweggründe der Gruppen, die in Flugblättern dargestellt sind, sondern seine intimsten Motive. Und wenn ich *mich* so ansehe, sehe ich: moralische Vergewisserung, Versicherung der moralischen Integrität. Für *mich* gab es in dieser Aktivität *keine* Möglichkeit, sie als Realisierung meiner Interessen, solidarischer Interessen mit kämpfenden Vietnamesen wahrzunehmen. Von daher ging ich zwiespältig zu dieser wie zu anderen Demonstrationen. Ich gehe mit, um mich auch den anderen Genossen gegenüber zu versichern, daß sie wissen, daß ich dazugehöre, obwohl ich *so* doch *nicht dazugehöre*. Ich

empfinde sie als Menschen, die besonders unter diesen gesellschaftlichen Widersprüchen zu leiden haben, die sich deswegen oft blindlings wehren, um sich schlagen, verzweifelt, von der eigenen Bewegung unterdrückt und trotz allem mutig. Meine Sympathie gehört ihnen, auch wenn ich ihre Meinung manchmal so wenig teile. Und vielleicht handeln sie sogar richtiger als ich, wenn sie in Gruppen leben, in Gruppen politisch ihr Leben zu verändern suchen – während ich immer noch und immer wieder allein herumsuche, in allen Winkeln allein herumschnüffle, ob es nicht irgendwo einen Anfang gibt – so notwendig das für mich ist, so notwendig ist das, was sie tun, für sie ...

Trotzdem steigt mir die Wut hoch, wenn ich das närrische Geplapper nach der Demonstration über das, was gelaufen ist, mitbekomme: der Stolz, naß geworden zu sein. Obwohl das doch nur ein passives Merkmal ist – es ist wirklich schon eine Leidenschaft geworden. Die ich verfluche. Ich sehe Gerda und Helma, wie sie den andern nachrennen, als die Bullen die angreifen, und habe den Eindruck, daß sie es halb aus Faszination machen, so wie Dagmar, die sich vor den Bullen aufplaziert. Nur nichts verpassen. Dabei gewesen sein ...

2.2.73

Bevor ich wußte, daß Dany der Cohn-Bendit ist, habe ich natürlich mit ihm kommuniziert (beim Ballspielen auf dem Schulhof). Als ich später erfuhr, daß der mit den roten Locken der Pariser-Mai-Treiber war, hat sich bei mir eine Barriere gegen ihn errichtet. Er wurde für mich eine Autorität – nur von dem Klang seines Namens her, dessen Autorität ich, weil sie für mich nur auf den Klang begründet war, bekämpfen mußte. D. h. ich mußte aggressiv zu Dany sein, wo ich nur konnte, egal, ob er in Wirklichkeit eine autoritäre Verhaltensweise zeigt oder nicht, *nur*, weil ich mich selbst zwang, ihn als Autorität zu nehmen, oder das an andern wahrnahm. Dieser Zwiespalt liegt also bei mir, nicht bei Dany. Das autoritäre Verhalten zeige *ich*, nicht Dany: es ist mein Komplementärverhalten angenommenen Autoritäten gegenüber, was ich bekämpfen muß, nicht eine Person, die den Schein von Autorität trägt ...

3.2.73

Dagmar lud mich zu einer Versammlung mit Film und Vortrag über die Befreiungsbewegung in Angola gestern abend ein (veranstaltet von der Liga gegen den Imperialismus [KPD]) ...

Eines fand ich sehr eigenartig auf dieser Versammlung: nach den einzelnen Vorträgen klatschte die ganze Zuhörerschaft und mit ihr der Vortragende und alle, die oben am Podium saßen. Ich empfand das als Zwangsmaßnahme. Offizielle Begründung wie vermutet: man will nicht den Vortra-

Goethe Institut e.V. Bibliothek

genden mit dem Klatschen prämieren, sondern den Inhalt des Vortrags – vielleicht auch hier und da die fernen Kämpfer in Angola.
Diese Klatschsituation hat mich sehr befremdet. Ist Klatschen nicht eine Kommunikationsform zwischen lebendigen Menschen?
Ich würde es als neurotisch empfinden, wenn jemand zuhause beim Bücherlesen (er allein) regelmäßig an guten Stellen zwei Minuten lang klatscht – das ist doch Energieverschwendung. Aber diese klatschende Versammlung kam mir eben genauso als *eine* Person, die für sich klatscht, vor.
Was ich noch verstanden hätte: wenn man das Gefühl gehabt hätte, daß das Klatschen ein Kommunikationsprozeß der Einzelnen der Gruppe miteinander gewesen wäre. Aber ein solches Klatschen hört sich doch ganz anders an: da fängt mal einer, weil ihm was gut gefällt, zu klatschen an und reißt ein paar andre mit – und sie hören auch verschieden schnell auf. Aber *dieser* Beifall ging wie auf Kommando los und stoppte gemeinsam genauso abrupt. Ich hatte ganz stark das Gefühl von einer vorher abgesprochenen Regel – Verhaltensregel. Einer, der zum ersten Mal dabei ist, steht dann sofort unter Druck, weil die andern klatschen, mitzuklatschen und erst aufzuhören, wenn sie aufhören. Ob dieser Zwang wirklich eine Kollektivität hervorzaubern und fördern kann?
Mich hat er eher abgestoßen, aber vielleicht bin ich ein individualistisch Ausgeflippter – wie mir mancher sicher gern unterstellen würde. Vielleicht sieht das Ganze auch deswegen so terroristisch aus, weil die Versammlung sowieso von vornherein so organisiert wird, daß kein Satz aus irgendeinem Vortrag so ist, daß man sich gleich gegen ihn auflehnen müßte – und also die gesamte Mannschaft zu buhen anfinge. Aber an dieser Gegenform von Beifall wird auch nochmals deutlich, wie eigenartig es wäre, wenn der, der den Satz gesagt hat, selber mitbuhen würde. Daß da von vornherein nur *eine* Linie vertreten wird! Dabei fühle ich mich nicht als Vertreter von pluralistischen Podiumsgesprächen. Die, glaub ich, sind wirklich nur hin und wieder mal zur Entschleierung ganz bestimmter Positionen sinnvoll...

10.4.73 Bonner Anti-Thieu-Demonstration
Wir sind nur noch Demonstrationsmaterial, Material für Straßenbarrieren, Sperren für diese paar KPD-Helme. Die kommandieren uns strategisch vor und zurück, schreien nach der Führung und brüllen: Genossen, macht feste Ketten, diesmal müssen wirs schaffen. Nach dem ganzen Rathausbesetzungskrawall dröhnen sie stolz durch die Lautsprecher: Das war ein Beispiel dafür, wie wir (das Volk) siegen können. Als hätten sie gesiegt! Die sind wie ein Karnevalsverein ins Rathaus reingegangen und haben es »besetzt«. Dann stand die Bevölkerung überall empört über die

Zerstörung rum und hat diskutiert. Wo waren die Volkskrieger? Die standen schon wieder in Kolonnen marschbereit für die nächste Demonstration auf dem Platz rum, anstatt daß sie mal ihr Verhalten vermittelten. Sie haben ja selbst die andern Gruppen aus der Demonstration überrumpelt...

27.4.73

Mein Verhalten in Gruppen: ich bin im Moment wieder an einem relativ resignierten Punkt, d. h. ich verliere die Lust daran, meine Interessen aggressiv einzubringen.

Jedenfalls krieg ich wegen meiner zeitweiligen Aggressivität in den Gruppen schon wieder Schuldgefühle diesen Gruppen gegenüber – ich würde sie von der Arbeit abhalten, ich würde sie stören. Stimmt ja auch, nur ist das eben der Versuch, eine qualitativ unpolitische Arbeit zu einer politischeren zu verändern. Wenn die Leute in der Gruppe allerdings so gebaut sind, daß sie mich (noch) nicht verstehen *können*, dann hat es natürlich keinen Wert, auf Dauer ihre Ansätze zu stören, dann kommen sie wohl eher durch die eigene Praxis weiter, durch die sie fehlende Erkenntnisbedingungen aufholen können. Bleibt mir halt oft nur die Konsequenz, wegzubleiben – jedenfalls solange ich nicht bereit bin, meine eigenen Gedanken und Vorstellungen zu verdrängen. Und dieses Verdrängen fällt mir eben verdammt schwer, ich kann es nicht verantworten, emotional bin ich allerdings manchmal von der Situation dazu gezwungen, d. h. ich werde ganz passiv und funktionalisiere mich nur noch ein bißchen für die Gruppe. Ich bin dann keine eigene Person mehr, hab keine eigenen Gedanken (bzw. dräng sie gleich weg), hab keine Lebenslust, keine Liebeslust, bin eine brauchbare Maschine für die andern – werde allerdings meine innerste Aggressivität gegen die andern nicht los. Engagiere mich daher auch nicht von mir aus, sondern lasse mich höchstens abkommandieren, beschwätzen, drängeln.

Wenn ich allerdings meine Interessen aggressiv anpacke in einer Gruppe, dann schaff ichs heute schon, gleichzeitig eine gewisse Zärtlichkeit den andern gegenüber zu zeigen und zu empfinden – bei aller Aggressivität. Das halte ich für einen Fortschritt. Vielleicht ist diese konstruktive Aggressivität aber immer noch für die andern abschreckend, d. h. die Zärtlichkeit zu gering oder die Aggressivität zu groß. Ein falsches Gemisch (es ist kein Gemisch, sondern was Neues).

15.5.73

Unterschiede in der Arbeit der Nordendgruppe und der Bornheimer Stadtteilgruppe: In der NEG laufen die Diskussionen lebhafter, vielleicht in einem guten Sinn naiver: man traut sich mehr, die eigene Meinung vorzu-

bringen (bis auf andere gruppendynamische Barrieren), auch wenn sie nicht so ökonomisch oder politisch fundiert ist. Wenn nicht dauernd auf aktuelle organisatorische Notwendigkeiten per Tagesordnung usw. verwiesen würde, wäre das Klima für produktive Diskussion relativ gut. Ein weiterer Punkt: falls mal Ansätze von solchen Diskussionen laufen, dann werden sie leider nicht ausführlich genug protokolliert, weswegen auch kontinuierliche politische Diskussion und Weiterentwicklung von wesentlichen analytischen Gedankengängen nicht laufen können.
In der Stadtteilgruppe ist erstmal ein offeneres Klima. Es werden keine Zwänge wie Tagesordnung, Rednerliste usw. produziert. Alles sitzt lässig in einem total verqualmten Raum, keiner fühlt sich autorisiert, die Diskussion in Gang zu setzen, keiner will die Rolle eines Kommunikationsmanagers spielen. Niemand will dem andern seine Interessen ans Herz legen, seine Frustrationen, seine Hoffnungen (ist natürlich nicht *immer* so). Niemand wird Person, niemand wird bedürftiger Mensch, alle sitzen konsumptiv ungeordnet herum und warten, daß sich eine Autorität in unautoritärer Weise produziert und unsere Reserviertheit wieder in Aktionen auffängt, kanalisiert.
Die Aggressivität, die vor ein paar Sitzungen die Gespräche antrieb, ist abhanden gekommen. Die Aggressiven haben sich den Schuldgefühlen gebeugt: die Gruppe nur aufzuhalten, die Arbeit nur zu stören. Außerdem haben wir uns inzwischen näher kennengelernt, haben bestimmte Urteile einrasten lassen, auch bestimmte verpflichtende Zuneigungsgefühle. Vorher war da eine Aggressivität des sich gegenseitig Abtastens, die Grenzen des Einzelnen Absuchens. Inzwischen sind bestimmte Verhaltensmuster auf die Kontakte angewandt worden: Beziehungen entstanden, die jetzt als solche nicht mehr angegriffen, d. h. in Frage gestellt werden. Die unbegriffenen Menschen sind zu eingeordneten Dingen geworden, zu gegenseitigen Produktionsmitteln. Einer macht eine Kasse auf und wird nächstes Mal anfangen, Geld einzusammeln. Geld, nach bestimmten Prozenten vom Unterhalt. Auch das eine Institutionalisierung: dann braucht man nicht mehr jeweils bei einzelnen Ausgaben die Notwendigkeit zu diskutieren, man braucht niemanden mehr im Einzelfall zu überzeugen, daß es wirklich in seinem Interesse ist, wenn er jetzt Geld für diese »politische« Aktion hergibt. Dann trennt sich plötzlich die Gruppe von den Einzelnen und wird zu einem Phantom, das über ihren Köpfen schwebt und ihre Handlungen normativ regelt. Kommunikationen, sehr aktuelle und variable, werden plötzlich zu einem Sonderding: zur Gruppe. Werden zu einer Norm, der der Einzelne sich einordnet. Die Beitragszahlung wird zu einer verschwiegenen Kraftprobe: Norm oder Ich. Wobei hinter der Norm irgendein Du steckt, das sich selbst nicht zu begreifen scheint, dem die Institution den Kopf aufbläst.

Das Geld vermittelt auch hier die menschlichen Beziehungen bzw. die strittigen Punkte dieser Beziehungen: jemand hat für Flugblätter Geld vorgestreckt (eine großzügige, heroische Handlung) und braucht es jetzt zurück. Er sagt nicht: das und das hab ich ausgegeben, soundsoviel davon zahl ich selbst, den Rest will ich von euch – und läßt dann den Hut rumgehen, läßt es darauf ankommen, nicht gleich beim ersten Anlauf alles vorgestreckte Geld zusammenzukriegen.

Geld, das ist etwas, das verdrängt werden muß. Das Geld, das uns alle kaputt macht, das Geld, das die Ausbeutung vermittelt, auf dem Ausplünderung basiert, das einen Leerlauf unserer Kommunikation vermittelt: Das Geld ist schuld. Schaffen wir es ab, soweit es geht, d. h. institutionalisieren wir die Geldbeziehungen, sodaß wir sie dann so gut es geht vergessen können! *Damit vergessen wir aber uns selber.* Vergessen unsere Probleme. Verdrängen unser gegenseitiges Mißtrauen, verdrängen unsern *Mangel an Solidarität!* In der Institutionalisierung macht das Geld plötzlich *für uns* »Solidarität«, macht das Geld plötzlich *für uns* »Kollektivität«. Unser Geldverhalten ist ein Indikator für die Gefühle, die wir für- und gegeneinander haben, die wir uns aber nicht einzugestehen trauen.

Das Geld ist ein Medium, durch das wir wieder zu uns zurückkehren können, weil es auch das Medium war, das uns von uns selber entfremdet hat.

Machen wir aus dem unterdrückenden Moment ein die Unterdrückung aufhebendes! Hören wir auf, unsre Kommunikation übers Geld zu institutionalisieren. Nehmen wir unser privates Geld ernst, damit wir zu uns selbst finden, damit wir uns wieder ernst nehmen können. Streiten wir uns über Finanzierung, über Pfennige! Fangen wir an, uns zu überzeugen: entweder wir haben gleiche Interessen, dann wirds klappen, oder die fehlen, dann werden wir uns über den Pfennigen zerraufen.

Entheben wir den Kassenfunktionär wieder seiner Aufgabe: er soll einer von uns bleiben, wir wollen ihn nicht verlieren. (Ich habe angefangen, meine Aggressionen insgeheim gegen ihn zu richten, obwohl diese Aggressionen der unbefriedigenden Gruppensituation zu verdanken sind.)

Eine politische Gruppe ist soviel nach außen wert, wie sie nach innen wert ist; d. h. wenn wir es schaffen, uns intern wirklich politisch zu verhalten, dann werden wir auch nach außen politisch wirksam sein. Eine Gruppe, die nach außen viele Aktionen macht, im Innern aber eine eingefrorene Suppe ist, bringt auch nichts nach außen. Die Aktionen werden äußerlich bleiben. Revolutionär sein ist nicht eine Linksmode und ein ausgeflippter Look und angenommene Aktivität, sondern ist zuerst unser Verhältnis zu uns selber, ist bewußtes Sein, nicht ein losgelöstes Bewußtsein, das man aufs Papier bringen kann; ist auch nicht nur Sein, das sich in Rebellionsakten darstellt. Das Verhältnis zu uns selber wirkt *direkt* nach außen.

25.5.73

Gestern *Bornheimer Stadtteilgruppe, Plenum.* Ich saß da und habe zugehört. Warum sagt man immer, die Revolution braucht uns alle, eine ganze Masse? Oder wir brauchen die Solidarität von einer großen Masse? Ich sitze da und höre zu. Braucht diese politische Gruppe mich? Nein, so wie sie ist, ist sie Mist, denn sie braucht mich gar nicht. Wozu brauche ich sie? Damit ich nicht allein zuhause rumhänge und unter dem unerfüllten Anspruch, eine politische Außenarbeit zu machen, verrecke? Mir geht es gut zuhause. Den Anspruch politischer Wirksamkeit gibt es für mich nicht mehr in dieser formellen »Anspruchs«art. Ich habe mich außerhalb des institutionellen Rahmens einer politischen Gruppe verändert und wirke auch außerhalb dieses Rahmens nach außen. Verändernd. In winzigen Entwicklungen. Ich bin auch ohne institutionellen Rahmen *Teil* der *Bewegung*. Wozu brauche ich diese Gruppe? Damit mir immer deutlich bleibt, wie überflüssig ich bin? Dem mit der Brille aus der Jugendgruppe, der immer viel redet und dabei immer ein Lächeln um seinen Mund hat, ein überhebliches, alles besserwissendes Lächeln, dem möchte ich eine in die Fresse hauen. Das hab ich mir während dieser Sitzung das letzte Mal dauernd gewünscht: ihm in seine verdammte Fresse schlagen. Aus welchen Motiven macht *er* Politik? Aus politischen? Aus Verzweiflung, aus Leid? Bestimmt nicht. Er sagt: es wird Zeit, daß wir die, die nur einmal im Monat kommen, kicken. *Kicken*. Ich möchte ihn an der Grugel nehmen und in die Fresse schlagen. *Ihn* kicken, diesen Jedesmalanwesenden, der sich nicht darum kümmert, *weswegen* die andern einmal kommen und dreimal nicht kommen. Vielleicht hält *er* sie ab, dreimal zu kommen? Vielleicht sein Lächeln? Wie kann er sie einfach kicken wollen! Brauchen wir sie nicht? Dann laß ich mich auch kicken, dann braucht ihr mich auch nicht. Dann macht euren Kickkram alleine. Kickt nur weiter. Ich halte Kicken nicht für politisch. Ich halte diese Gruppe nicht für politisch. Sie dringt nicht bis zum Kern meiner Bedürfnisse, nicht zu meinem Herzen. Sie bleibt auf einer normativen Ebene: politisch sein. Sie stellt uns unter Druck mit dieser Norm. Flugblätter verteilen. Feste machen. Bier organisieren. Appellieren an das politische Gewissen: wir brauchen dich als ein politisches Faktotum – nicht als Mensch. Geh bitte auch Hausbesuche machen, sonst wirst du aus unsrer Reflexion der Hausbesuch-Erfahrung ausgeschlossen. Liebesentzug. Drohung. Druck. – Ich hatte Interesse am Flugblattverteilen, am Festmachen, am Hausbesuchemachen, am Mit-euch-zusammen-Arbeiten. Ihr habt es zerstört! Eure Art zusammenzusein: nichts zu sein, aber »politisch« zu sein. Ich betrachte euch: mein Herz ist mir in die Hosen gerutscht, ich trau mich nicht mehr, euch anzuhauen. Ich zu sein. Trau mich nicht mehr, euch in den Arsch zu treten. Ich resigniere. Gebe auf. Ihr habt mir zuviel Gewissen und zu wenig Herz. Ihr seid zu

viele gegen mich. Zu viele Duldsame, zu viele *wie ich:* resigniert, nur daß ihr die Resignation verdrängt. Wenn ich wüßte, daß eine Handvoll von euch so fühlt wie ich, dann könnte ich wieder Hoffnung haben.
Aber wird es nicht so sein, daß alle, die fühlen wie ich, weggeblieben sind?
Ich kann sie nicht suchen, aufsuchen, zurückholen. Sie sind weg. Das ist auch wieder so ein Trick, der mir aus der Nordendgruppe bekannt ist: keine Atmosphäre produzieren, wo man sich kennenlernt, Adressen austauscht, Gefühle austauscht. Damit die Unzufriedenen isoliert bleiben. Jeder nur *ein* Unzufriedener. Keine Zeit zum Sprechen. Aktuelle politische Termine einhalten. Flugblatt machen. Flugblatt verteilen. Flugblatt machen. Flugblatt verteilen. Demonstration machen usw. Herzlos sein. Ein Revolutionär sein. Ein Vorkämpfer. Wenns geht mit Maschinenpistole – aber ohne Herz. Dann ist man auch nicht verwundbar. Dann lebt man ewig. Dann wird man einer von den Köpfen, die unsere Kinder an den Zimmerwänden auf Plakaten haben. Köpfe. Berechnende Revolutionsgehirne. Denkautomaten. Dazu höchstens noch die Faust und das revolutionäre Werkzeug: Gewehr.
Aber ohne Herz gibt es keine Revolution. Ohne unser verwundbares Herz können wir unsre Unterdrücker nicht verwunden. Nicht lahmlegen. Sie haben *uns* dann dauerhaft lahmgelegt.
Die Linke hat das Herz aus ihrer Sprache verbannt, zum Tabu erklärt. Wir haben es aber dringend nötig: Machen wir eine neue Sprache: aus unsern neuen Erkenntnissen! Lassen wir unser Herz nicht zuhause beim Privaten. Teilen wir uns nicht in Privat und Politisch, Herz und Hirn, Ficken und Demonstrieren. Nicht mehr!
Die letzte Stunde war eine wie die andern. Nichts besonderes dran. Trotzdem war ich hinterher verzweifelter, resignierter, trauriger. Wußte nicht mehr, was ich hier soll. Keine Notwendigkeit für die Gruppe, weil die Gruppe keine Not zu empfinden schien. Chris sagt, das merke man erst, wenn man mal anfängt, drüber zu reden. Stimmt. Aber was ist mit den Gesichtern, diesen stummen, zuhörenden, braven Gesichtern? Sagen die nichts? Ich lese nirgends Verzweiflung, nirgends Unverständnis, nirgends Zweifel, nirgends Unbehagen. Die *Sache* dominiert. Oder haben die Genossen es so gut gelernt, ihre Gefühle zu verbergen? Selbst die Gesichter zu Masken werden zu lassen? Ich spüre die Tendenz in dieser Gruppe an mir selber: sich gleichgültig stellen, sich ruhig stellen, sich sachlich stellen. Keine Emotionen. Das Gesicht ruhig und gelassen machen. Selbst wenn der andere was sagt, das einen mitten ins Herz trifft, das einen empört, das einen zur Rebellion treibt. Die Rebellion im Innern behalten. Nach außen Unempfindlichkeit, Unberührtheit; ungerührt bleiben. Was ist das schon! Wenn es wirklich was Unpolitisches ist, was der da sagt, dann wird sich

die Gruppe schon dagegen wehren. Man wartet ab. Die Gruppe wehrt sich nicht. Alles solche wie ich? Abwartende? Oder fällt den andern wirklich nicht das Empörende auf? Schmerzt es sie nicht? Auch gut. Die Gruppe läuft ja. Irgendwie wird sie schon weiterlaufen. Irgendwohin, wo sie vielleicht sogar mal erkennt, daß das damals was Empörendes war. Sie wird ihre Erfahrungen machen. Die Gruppe. Sie wird ein Stück weiterkommen. Abwarten. Nichts antreiben. Nichts beschleunigen. Sich nicht von der Gruppe loslösen und sie aktiv verändern. Sich anpassen. Drin sein. Sich nicht rauslösen und sie angreifen. Man ist Teil der Gruppe. Nicht Gegen-Teil der Gruppe werden. Drin bleiben. So tun, als würde das Empörende einen kalt lassen. So wie auch die andern tun. Wir gehören zusammen. Ziehen ja an einem Strick. WIR. Wir warten ja zusammen ab. Da kann mans ja aushalten. Zusammen kann man die Scheiße ja aushalten, ohne sie aufzuheben. Zusammen hält man es ja aus, Nicht-Revolution zu machen. Allein würde man vielleicht anfangen, Bomben zu werfen, oder einen Strick nehmen oder weinen.

Als wäre eine Entfremdung, wenn sie kollektiv durchgeführt wird, weniger Entfremdung. Gemeinsam sind wir stark: um die Entfremdung auszuhalten. Gemeinsam sind wir stark. Ich spüre, wie ich in dieser Gemeinsamkeit schwach werde, wie sie mir meine Kräfte raubt, wie sie mich kettet, wie sie mein Gesicht zu einer Maske zwingt. Gemeinsam sind wir stark. Technisches Bewußtsein. Unser technisches Bewußtsein. Zwei sind stärker als einer. Körperkraftbewußtsein. Maschinenkraftbewußtsein. Zwei Maschinen sind rationeller als eine. Was ist, wenn unsere psychische Kraft unter bestimmten Bedingungen schwächer wird zu zweit als allein? Alleine bin ich stark. Gemeinsam sind wir schwach. Was sind die Bedingungen von diesem Unvermögen zur Stärkung durch Gemeinsamkeit? Warum sind wir gemeinsam nicht stark? Sondern schwächer als alleine? (Ich habe es so oft erlebt, daß jemand, der, wenn man ihn allein gesprochen hat, stark war, schwach wurde in einer Gruppe von mehreren; daß er sich dann umgedreht hat – ich selber z. B.!) Was ist los mit uns? Mit unserer Gemeinsamkeit? Die hat doch einen großen Sprung. Die bricht doch gleich auseinander. Gemeinsam sind wir so schwach, daß wir ein Viertel der Leute kicken wollen. Alleine würden wir sie vielleicht festhalten wollen: Du, wer bist du? Bleib hier. Ich brauch dich. (Gemeinsam sind wir stark.) Wir beide. Was denkst du?

Wir sind zu schwach auf der Brust. Wir halten das Alleinsein nicht aus. Wir flüchten in hohle Gemeinsamkeiten. Aber wenn wir das erkennen, helfen uns selbst die hohlen Gemeinsamkeiten mehr weiter als diese Isolation. Nur, wenn wir das nicht erkennen: weiter hohl und auf der Flucht bleiben, dann wird nix aus der Revolution, aus *unserer* Revolution. Eine hohle Revolution, das gibts nicht.

17.6.73

»Genosse«, dieser Name ist eine Abgrenzung, die dem einzelnen sich dazugehörig Fühlenden mitteilt, bei welchen Leuten er Ablehnung ernst nehmen muß und bei welchen er sie verdrängen darf. Ein Nichtgenosse hat einem Genossen nichts zu sagen. Seine Gefühle sind dem irrelevant. Politisch ungeklärt. Deshalb geht der Genosse vorsichtig um mit der Verteilung des Namens »Genosse«. Er verteilt ja damit die Berechtigung zur Kritik. Offenen Herzens wird er nur *den* Genosse nennen, bei dem er ungefähr sicher sein kann, daß er von ihm niemals ernsthaft in Frage gestellt werden wird (gemeinsamer interner Opportunismus).

Die Kehrseite ist, daß man versucht, Leute durch Verleihung dieses Namens »Genosse« einzugemeinden und dadurch stumm zu machen. Sie einzukaufen sucht. Damit sie auch drin sind und dann nix mehr gegen die eigenen »Genossen« tun oder sagen.

23.6.73

Gestern abend *Theorie-Nebengruppe der Bornheimer Stadtteilgruppe.* Am Schluß war ich so verklemmt, eingeklemmt in meine Gefühle, die ich nicht mehr äußern durfte. Diese arschbackige Frau aus der Frauengruppe hatte mir vorgehalten, ich würde mit lauter Aggressivitäten die Diskussion auf mich zentrieren. Ich habe mich hinterher geweigert, sie anzusehen, genauso wie die andern Frauen mir zur Linken (auch aus der Frauengruppe). Vielleicht war ich so aggressiv, weil ich zu deutlich den Psychoterror der Frauengruppe durchspürte: Die Frau zu meiner Rechten hatte ein Lachen und eine Stimme, die so verblüffend der von Gisela aus der Bornheimer glich, daß ich unbewußt sehr mißtrauisch wurde: machen sie so großen Opportunismus in der Frauengruppe, daß sie sogar ihre Ausdrucksformen an bestimmte anerkannte Gruppenautoritäten anpassen?

Wenn ich die Frauen zu meiner Linken ansah und anhörte, so mußte mir der große Unterschied zwischen meinem eigenen Auftreten und ihrem auffallen: Sie treten (trotz allem Inhaltlichen) betont weiblich, d. h. unaggressiv auf. Eine sanfte Tour, die aber nicht wirklich sanft ist, sondern umso moralischer, umso heimtückischer vorwurfsvoll ...

Auf den Sitzungen ist es oft so, daß jeder sich zu wenig vermittelt, daß jeder sich zurückhält. Wenns mal umgekehrt ist, jaulen diese dämlichen Frauen auf. Sie begreifen gar nicht den Sinn der Sache. Ihnen genügts, wenn sie am Ende ein scheinharmonisches Gruppenresultat in den Händen halten. Die Frau aus der Heidestraße hat unnötigerweise der einen Frau am Schluß noch falschen Beifall gespendet (sich vor ihr verbeugt, sich ihr angebiedert): jetzt sei man offenbar doch zu dem Ergebnis gelangt, das sie ganz am Anfang ausgedrückt habe. (Ich bezweifle, ob das stimmt.)

Meine Aggressionen kommen nicht von ungefähr. Diese Frau im halb-

langen Rock und mit zurückgekämmten Haaren hat eine Gestik und ein sprachliches Verhalten drauf, die ich absolut nicht ausstehen kann. So frauenschaftlich. Getue. Nicht einfach und natürlich. Diese Frauen tuscheln und tuen miteinander. Das provoziert mich. Treten immer gemeinsam auf. Gemeinsam sind sie stark. Diese Schwachköpfe, die sich intern wahrscheinlich gar nicht in Frage stellen, kritisieren, deutlich wahrnehmen, stattdessen verdrängen. Zugunsten der gemeinsamen Stärke. Scheißdreck.
Die Sitzung lief sehr peinlich aus. Jeder schwieg unter dem Druck einer Scheinharmonie. Keiner wagte als erster, sich daraus zu lösen und aufzustehen und nachhause zu gehen. Jeder fühlte sich intim berührt (oder intim ausgepreßt wie ne Tube Zahnpasta). Intimität verpflichtet...
Ich habe das Gefühl, daß die rechte Vertrauensbasis in der Gruppe fehlt – daß man sich aber trotzdem zwingt, persönliche Mitteilungen zu machen. Das gibt eine eigenartige Atmosphäre. Jeder kehrt sich aus. Heldenmütig. Leert das Innerste seiner Hosentaschen nach außen unter dem internalisierten Druck der Gruppe (ich auch, nur meine Aggressivität spricht noch ne andre Sprache). Hinterher klopft man sich auf die Schulter: brav, daß du dich angeschlossen hast, daß du mitgemacht hast, als Dank bekommst du die Goldrahmung deiner eigenen Erfahrung durch die Bestätigung der Gruppenerfahrung. Kannst du dir zuhause stolz übers Bett hängen.
Nämlich in der Wirklichkeit werden die wirklichen Differenzpunkte schön allmählich rausgeschnitten aus der Diskussion. Man definiert halt zehnmal um, bis man den gemeinsamen Trichter gefunden hat.
Wenn ich mich auflehne dagegen, den Leuten übers Maul fahre mit Zwischenbemerkungen, dann empört sich alles über diese ungemein destruktive Diskussions»technik«. Allerdings ist mein Beitrag destruktiv – nämlich dieser falschen Harmonie gegenüber...

4.7.73 Brief an Chris
Ich muß unbedingt was richtigstellen. Ich habe bei dir und bei andern in letzter Zeit immer so damit angegeben, daß ich früh aufstehe, daß ich arbeite, daß ich nicht rauche, nicht trinke, daß ich Fahrrad fahre... Ich habe vor mir selbst gedacht: ich bin eine starke, entwickelte und bewußte Frau. Ich habe auf die »kaputten« Linken geschimpft, also so getan, als gehörte ich nicht dazu. Aber es stimmt nicht: ich bin nur die andre Seite derselben Krankheit, die sich in unseren Kreisen zeigt. Bin nicht gesünder. Bin nicht weniger kaputt. Habe nur die Symptome der Krankheit etwas verschoben und mir dann eingebildet, ich sei gesund. Mit dieser Einbildung stelle ich andre unter Druck, treibe Leute in die Flucht, halte mich für zu gut für andre...
Du hast es ja etwas mitgekriegt, daß ich in Kneipen, mit den Frauen, im

Plenum oft ziemlich unfähig war, mich den andern wirklich zuzugesellen, mit ihnen zu fühlen, mich mit ihnen auseinanderzusetzen. Ich fühle mich oft fremd unter ihnen und bin sehr mißtrauisch. Wo der Kern meines Mißtrauens liegt, ist mir nicht klar. Irgendwann raff ich mich auf, setz mich auf mein Fahrrad und fahre allein nachhause, fahre dorthin, wo ich allein bin, wo ich nicht mit meiner Unfähigkeit zu kommunizieren konfrontiert bin, dorthin, wo ich mir einbilden kann, meine Einsamkeit liege am Desinteresse der andern ...

Jemand, der mich von außen betrachtet, könnte meinen, ich sei emanzipiert, weil ich fähig bin, mich in ne Kneipe an die Theke zu setzen und mit den Arbeitern zu reden. Ich habe erst jetzt betroffen festgestellt, wie sehr ich die Arbeiter damit funktionalisiere: Ich gehe an die Theke zu den Arbeitern, obwohl ich denke, daß die Arbeiter mir nicht das geben können, was ich gerade suche. Ich suche linke Genossen. Habe aber ganz starke Angst davor, alleine als Frau an einem Ort aufzutauchen, wo die Genossen sich rumtreiben. Habe Angst davor, mich entscheiden zu müssen: mich an den Tisch mit diesen Genossen oder an den andern mit andern zu setzen. Habe Angst vor dem, was die Genossen über eine Frau denken, die so allein in ner Kneipe auftaucht (was die Arbeiter in so nem Fall denken, ist mir klarer, da kann ich mich gegen wehren). Habe wohl auch deswegen diese Angst, weil ich selbst lange genug umgekehrt die einsamen Genossen auf Feten innerlich verurteilt habe: kaputte Typen, nicht wert, daß man sich mit ihnen auseinandersetzt. Nun befinde ich mich selbst unter diesem Beil (hab mich schon vorher darunter befunden, es nur immer wieder auf die andern abgewälzt). Wenn ich in so ner Situation ersatzweise an die Theke zu den Arbeitern gehe, muß ich die täuschen, muß ihnen deswegen auch irgendwann wehtun: sie enttäuschen. Das tut mir heute leid, weil sie oft so freundlich und offen zu mir sind (typischerweise nach ner Weile, wenn sie mich öfters gesehen haben, nicht mehr). Ich muß sie zurückweisen, weil ich *sie* ja gar nicht suche. Sie müssen sich von mir verarscht fühlen. Es ist so schade um die vielen positiven Gefühle, die dabei verletzt werden, um die Hoffnungen, die enttäuscht werden. Jeder muß durch solche Erfahrungen stärker anfangen, sich gegen den anderen abzukapseln (die Arbeiter gegen die Studenten). Ich verschlechtere also mit meiner unbegriffenen Angst vor Genossen die politische Vermittlungssituation: Arbeiter – Student. Kann wahrscheinlich mit dem Arbeiter erst dann den Arbeiter meinen, wenn ich die befriedigende Kommunikation mit den Genossen herstellen kann.

Ich hab mich nur aus dem Gefühl des Unverstandenseins, des Liebesverlusts bei den Genossen den Arbeitern zugewandt. Habe sie zum Ersatz degradiert. Das ganze war also ein Rückzug, eine ganz große resignative Handlung. Die Genossen verstehen mich nicht: also such ich mir andre

Freunde. Habe verdrängt, daß es nicht die Genossen waren, die mich nicht verstanden, sondern ich, der sich nicht vermitteln konnte (auch Kritik muß man vermitteln können, muß man lernen zu vermitteln). Ich bin vor dem Dogmatismus, vor dem Opportunismus in den politischen Gruppen einfach geflohen. Habe das Leid, das sich dort verbirgt, verdrängt. Habe es aufgegeben, euch mit meinen Empfindungen und Überlegungen da raushelfen zu wollen. Habe mich umso mehr verletzt gefühlt, wenn ihr auch ohne mich weitergekommen seid, Erkenntnisse gemacht habt, Gefühle gefunden habt. Habe es wie eine Aggression gegen mich genommen, wie einen Beweis gegen mich: ich sei überflüssig. Habe mich dadurch in meiner Isolierung umso mehr darauf versteift, mich weiterzuentwickeln, zu einer Person, die euch überflügelt, die ihr dann eines Tages notwendig braucht, die euch dann etwas geben kann. Wie soll dieser Morgen jemals kommen, wenn das so weitergeht?
Ps.: Ich bin in dem RK-Plenum z. B. deshalb so stumm, weil ich dann genießen kann, wie schlecht alles läuft. Daß es ohne mich nicht läuft (meine Rache). Ich weide mich an der allgemeinen Stummheit, Sprachlosigkeit. Das ist die eine Seite. Die andre Seite: mir kommt das Wichtige, Verändernde, das, was man unbedingt vermitteln müßte, so subtil und verletzlich vor, daß ich im Rahmen eines so großen Plenums, wo man sich auch gegenseitig immer wieder mit großen politischen Klötzen erschlägt, stumm bleibe.

6.7.73
Stadtteilgruppenplenum nach der zerknüppelten Demonstration und dem Bergerstraßenfest (Mietstreikhaus).
Für oder gegen die Reaktion darauf: neue Demonstration!
Was zwingt uns zur Demonstration:
1. *Die Internationale:*
Wenn in Japan Putz ist, dürfen wir in Frankfurt nicht zurückstehen. Wir bauen Echos von einer großen Stadt zur andern und finden unsre Identität in dieser Art von Gemeinsamkeit. Wir beweisen uns gegenseitig damit: Frankfurter stehen nicht allein, die Tokyoer sind mit ihnen usw. Verborgen bleibt, daß wir doch alleine stehen, die Tokyoer uns in Wirklichkeit nicht helfen, hier die richtige Politik zu machen. Wir stehen in keinem echten Kommunikationszusammenhang mit den Linken in Tokyo, noch weniger in einem praktischen Solidaritätszusammenhang (die Tokyoer schicken keinen Bus voll Politrocker zu unsrer Demo).
Daß die Internationale ungeheuer wichtig ist, ist klar (wie sollte jemals Welt-Revolution laufen, wenn wir nicht Welt-Bewußtsein entwickeln). Aber sie wird zur Zeit derart lächerlich oberflächlich gehandhabt, daß wir uns damit selbst in den Rücken fallen.

Es wird dauernd *ohne* eine vorherige Analyse der verschiedenen historischen Situationen der Schluß gezogen: die Aktionsform, die in Tokyo gut ist, die in London gut ist, die in Paris gut ist usw., die ist auch in Frankfurt gut – egal was mit der deutschen Bevölkerung los ist. Das ist blinder Internationalismus, Internationalismus, dem das wesentlichste Moment fehlt, nämlich eine Art Patriotismus, in dem Sinn, daß man die Bedingungen seines eigenen Landes kennt und die Aktionen darauf abstimmt. Was treibt uns dazu, uns dauernd in einer derartigen Pseudointernationalität aufzureiben?

2. *Die Presse:*

Was für Gefühle werden in uns wach, wenn wir von der Presse hören: dieser Sommer in Frankfurt war seit Jahren mal wieder ein heißer Sommer, politisch gesehen? Oder wenn wir von ihr hören: Die Linke schläft in Frankfurt immer mehr ein! Bei der ersten Aussage fühlen wir Stolz, schlagen uns an die Brust und sagen: wir habens gemacht, das läuft gut... Bei der zweiten reagieren wir mit Wut gegen die Presse. Sie macht uns fertig, will uns die politische Identität klauen.

Ganz allgemein stecken wir in dem Widerspruch: die Presse als bürgerliches und kapitalabhängiges Instrument der Bewußtseinsvermittlung zu durchschauen und dabei aber nichtsdestoweniger uns von ihr gängeln zu lassen: stolz auf ihr Lob, wütend über ihren ablehnenden Bescheid zu sein. Unser eigenes Bewußtsein ist noch zu sehr von der bürgerlichen Presse gepreßt. Unsere politische Identität wackelt, wenn die Presse sie als wacklig darstellt.

Wir haben die deformierende Wirkung der Presse in bezug auf unser eigenes Bewußtsein nicht wirklich aufgehoben. Schimpfen aber darüber, daß der Arbeiter seine Bildzeitungsdeformation nicht aufhebt.

Wir sind selber noch Presselobjäger. Wie ist die Presse einzuordnen? Es ist wichtig, sie im Auge zu behalten. Es ist auch sinnvoll, sich über jede politisch positive Äußerung zu freuen und darin das Wachsen unserer Stärke zu sehen. Aber es ist Vorsicht angebracht bei der Entscheidung der Frage: *Was ist politisch positiv und was nicht?:* Wir freuen uns, wenn ein dickes Bild von der Knüppelei der letzten Demonstration in der Zeitung ist. Aber wir kümmern uns nicht darum, ob dieses Zeitungsbild uns auch wirklich politisch dient, d. h. ob es mehr als Selbstbespiegelung unserer eigenen Aktivität wird, ob es Vermittlung in die Bevölkerung wird. Positive. Wir kümmern uns nicht darum, ob die Mehrheit der Arbeiter und Angestellten beim Anblick dieses Bildes an die Decke geht und schimpft: diese Scheißstudenten, schon wieder verplempern sie ihre Zeit auf der Straße, dazu ist *unser* Geld gut, das zu bezahlen! (Hinter dieser Schimpferei steckt übrigens ein Klassenbewußtsein: der Arbeiter *will selbst bestimmen,* was mit seinem Geld unterstützt wird. Und er ist sich bewußt, daß, wovon wir leben, sein

Geld ist.) Wir sind so widersprüchlich, wir wollen abstrakt die *Selbstbestimmung der Arbeiterklasse,* scheren uns aber einen Dreck drum, was für Selbstbestimmungsbedürfnisse der Arbeiter heute äußert. D. h. *wir* beurteilen, was für den Arbeiter gut, was für ihn schlecht ist. Der Arbeiter hat sich gefälligst nach unsrer Analyse zu richten. Wir wollen den Arbeiter gängeln, ihn bestimmen, so lange bis er das richtige Bewußtsein hat, dann erst wollen wir ihn »frei« laufen lassen, ihm Selbstbestimmung zugestehen. Wir haben nicht die geringste Einsicht (auch kein Vertrauen) in die politisch-historische Begründetheit des heutigen Klassenbewußtseins der Arbeiter. Wir kümmern uns nicht darum – und dann kommen wir zu ganz falschen politischen Einschätzungen der Presseinformationen bzw. zu ganz falscher Abhängigkeit von ihnen.

3. *Die politische Norm:*

Hinter der falschen Abhängigkeit steht allerdings viel mehr: unsere falsche politische Praxis. Wir haben eine Reihe politischer Organisationen, Parteien oder wie mans nennen soll aufgebaut bzw. uns in bestehende eingefügt. Dahinter steckt das notwendige Bedürfnis:

a) in andauernder politischer Kommunikation untereinander zu stehen,

b) strategisch schlagkräftiger zu werden nach der Parole: Gemeinsam sind wir stark.

Inzwischen hat das zweite das erste wieder vollkommen überwuchert. Und es gibt ein berechtigtes Mißtrauen in der Bevölkerung gegen die Parole »Gemeinsam sind wir stark« (1. haben die Leute die gemeinsame faschistische Stärke erlebt, 2. sehen sie unsere ziemlich äußerliche Stärke immer wieder: Geknüppeltwerdenstärke, Mietstreikprozeßverluststärke, Teachindilemmastärke, Besetzteshausräumungsstärke usw.). Wir selber nehmen diese Parole zu unkritisch als Realität hin, die selbstverständlich ist, die keiner weiteren Anstrengung bedarf: Wenn wir nur mal erst zusammengekommen sind, dann sind wir auch schon stark. Was leider wirklich nicht stimmt. Und was wir nicht verbessern und verändern, wenn wir das verdrängen.

Wir sind gerade deshalb gemeinsam schwach, weil wir nicht genug miteinander kommunizieren, weil wir nur von einer Aktion zur nächsten hetzen. Weil wir politische Differenzen damit immer wieder verdrängen, anstatt ihnen endlich mal auf den Grund zu gehen (nicht in Theoriezirkeln, sondern im Austausch der eigenen persönlichen Erfahrungen, nicht nur der späten politischen übrigens).

Weil wir nicht intensiv genug miteinander kommunizieren, zerbricht immer wieder eine Einheitsfront in hundert sich gegenseitig bekämpfende Splittergruppen (was dem Arbeiter stinkt, er empfindet das als typisch studentisch). Natürlich liegen die *Ursachen* für diese Zersplitterung tiefer und woanders. Nur: es gibt nur einen Weg aus der Zersplitterung heraus – die Kommuni-

kation. Alle aktuell »solidarische« Verschleierung der politischen Diskrepanzen nützt da gar nichts.
Die Ursachen für *Zersplitterung* liegen a) in unserem verinnerlichten Konkurrenzverhalten, wir wollen wer werden, wollen uns profilieren, wollen über die Politik einen persönlichen Imagevorteil; b) in unserem Mangel an Identität, wir identifizieren uns dann total mit der jeweiligen Gruppe, jede Kritik an ihr empfinden wir wie den Versuch der Zerstörung unserer Person; c) in den größeren realen Erfahrungsunterschieden der Einzelnen in unseren Gruppen: Studenten, wir kommen aus den verschiedensten Häusern (die Erfahrungen der Arbeiter sind homogener).
Eins vom Schlimmsten, was mit Punkt (a) zusammenhängt, ist die gegenseitige Reglementierung in der Gruppe durch politische Normen, d. h. im Grunde ist es mehr eine Hackordnung. Die politische Verurteilung wiegt aus ganz bestimmten Mündern viel schwerer als z. B. aus meinem. Wir machen uns gegenseitig fertig, indem wir uns »unpolitisch«, »revisionistisch«, »reaktionär« usw. nennen. Wenn wir gleichzeitig immer zu vermitteln bereit wären, was wir unter diesen Begriffen verstehen und was an ihren Inhalten unseren eigenen Bedürfnissen widerspricht, dann wäre es nicht weiter schlimm, solche Worte zu benutzen. Dann wären sie nur Ansatzpunkte für weitere Kommunikation. Sie werden aber zu *unterdrückenden Normen*, weil niemand fähig oder bereit ist, das, was sich in seinem Kopf hinter diesen Normen verbirgt, zu vermitteln (seine höchst persönliche Aneignung dieser Begriffe). Wir schneiden uns mit diesen als selbstverständlich hingenommenen Begriffen gegenseitig den Kopf ab. Und kopflos können wir natürlich nicht mehr wirklich kommunizieren. Können wir uns auch nicht mehr begreifend näherkommen. (Aber zusammen demonstrieren können wir auch kopflos. Da brauchen wir nur die Beine.)
Wir sind für die Bevölkerung nicht glaubwürdig genug.
Das müssen wir ernst nehmen. Die Leute spüren unsere inneren Widersprüche mehr als wir selber. Sie spüren, daß wir, wären wir mächtiger, sie unterdrücken würden. Wir unterdrücken uns nämlich gegenseitig in den Gruppen. Wir haben noch nicht begriffen, wieviel Kapitalismus in uns gedrungen ist. Das zu begreifen ist unsre Chance, aus diesem Leid herauszukommen.
Die Bullen können uns nur so lange auf der Straße schikanieren, als sie im Hintergrund das Einverständnis der Bevölkerung haben. Es geht nicht darum, die Straße zurückzuerobern. Wir haben sie nie gehabt. Wir müssen sie uns erobern. Dabei geht es vorerst nicht um das Recht auf ein asphaltbelegtes Stück Erdboden. Sondern um die *Menschen*, die über dieses Stück Erde die zerrissenen Pole ihrer Existenz verbinden: Arbeitsplatz und Schlafplatz. Es geht um die Menschen auf der Straße. Die müssen wir gewinnen. Nicht die Straße als Tummelplatz von Bullen und Studenten. Machen wir

eine Demonstrationspause. Kümmern wir uns erstmal um unsere Widersprüche. (Warum waren wir übrigens immer unfähig, in den Demonstrationsparolen direkt informativ auf die Reaktionen der Arbeiter am Straßenrand – die man ja inzwischen kennt – einzugehen?)

8.7.73

Wenn der Arbeiter am Straßenrand steht, der Demonstration zusieht und schimpft: scheiß Studenten, das machen sie mit unserm Geld usw., dann vermittelt das Geld hier genau wieder einmal die menschlichen Beziehungen. Die Notwendigkeit der Selbstbestimmung, die dem Arbeiter vom Studenten bislang nur verbal zugestanden wird, wird praktisch ignoriert. Der Arbeiter spürt, daß er vom Studenten zum Objekt gemacht wird. Daß der Student gar nicht mit ihm kommuniziert, so daß sie beide weiterkommen könnten. Der Arbeiter fühlt sich irgendwo tief innen übergangen und vernachlässigt...

Der Arbeiter ist genausogut wie wir fähig, aus einer Einsicht in andere Möglichkeiten der Gesellschaft heraus die Revolution zu wollen und zu machen. Aber eben dies: die Vermittlung der *Einsicht in andre Möglichkeiten,* haben wir noch nicht so recht angegriffen. Wir tun dauernd so, als müßten wir dem Arbeiter noch sein Leid vermitteln. Weil wir den Arbeiter für dumm halten, tun wir dauernd so, als könnten wir ihm eine Möglichkeit nur auf dem direkten Weg des praktischen Voraugenführens vermitteln, nicht auf dem Weg der verbalen Kommunikation. Wir müssen ein Haus vor seinen Augen besetzen, um ihm zu vermitteln, daß Häuser enteignet werden können. Wir gehen mit dieser praktischen (übereilten) Vermittlung das Risiko ein, daß wir dem Arbeiter gleichzeitig unsre Ergebnislosigkeit vermitteln: Das Haus wird von den Bullen wieder geräumt. So, daß wir die Resignation fördern: wir können im Endeffekt doch nichts ändern, die oben sind stärker.

Die erste revolutionäre Möglichkeit, die wir wirklich ohne zu großes Risiko vermitteln können, ist die Möglichkeit einer revolutionären Kommunikation. Um das leisten zu können, müssen wir uns erst selber haben. Unsere interne Kommunikation bewältigen. Unter uns revolutionär kommunizieren. Uns selber klar werden über das Verändernde, das uns begegnet ist, das in uns und durch uns wirksam geworden ist.

Der Arbeiter, der sich an uns rächt (wegen unserer Funktionalisierung seiner Person), indem er uns zappeln läßt, es genießt, daß wirs ohne ihn nicht weit bringen mit der Revolution, daß unsre Aktionen so relativ lächerlich bleiben, *der hat Klassenbewußtsein:* das verletzte Bewußtsein einer Klasse, die immer wieder benutzt wurde – von den Linksintellektuellen verschleierter als von den Kapitalisten.

Die Arbeiter, die versoffen und haltlos zu *uns* stoßen, sich *unserer* »Be-

wegung« anschließen, haben noch das zerstörteste Klassenbewußtsein. Sie sind total desintegriert in (aus) ihrer Klasse. Sind die Ausgestoßenen aus ihrer Klasse. Sie machen sich demütig (rückenmarkslos) zum totalen Knecht unserer linken Aktivität (und werden von uns in dieser Rolle akzeptiert). Es war für mich total peinlich, so einen Menschen damals beim KSB (ML) zu sehen. Er kurbelte immer die Druckmaschine. War ein tüchtiges Faktotum des linken bürgerlichen Intellektuellen. Oder auch die Begegnung mit dem saufenden Nachbarn in der Heidestraße auf dem Fest dort: der hat immer und immer wieder Bierkisten für die Linken mit roter Fahne spendiert, wollte sich so unersetzbar machen. Mußte derweil seine Frau weg in Ferien schicken. Die voller Angst, was da kommen mag wegen der roten Fahnen, die Situation nicht mehr ertragen konnte. Dieser »Arbeiter« hat in dem Moment seine Frau geopfert, um sich bei den Linken die nirgends sonst gefundene »Notwendigkeit seiner Person« zu holen. Wir geben diesen Zerstörten nur wieder die Rolle der Ersetzbaren, Funktionalisierbaren, unter der sie in der Gesellschaft schon so verdammt unbegriffen gelitten haben. Auch wir helfen ihnen nicht, ihre derartige Rolle zu begreifen. Zu akzeptieren als Massenmacht. Und damit in ihr Gegenteil zu verwandeln: durch die Revolution. Genauso zwiespältig empfinde ich die Funktion des Hausmeisterehepaares auf den Stadtteilplena. Diese Einzelfiguren sind für uns Legitimation unserer Praxis, sie ermöglichen uns, das Unhaltbare unserer momentanen Praxis zu verdrängen. Sich selber genauso. Wir haben insgeheim mit ihnen einen Verdrängungspakt geschlossen: eine symbiotische Beziehung ...

10.7.73

Die Linke, ihre Demonstrationen, ihre Straßenschlachten, ihre teach-ins sind eines der *Krankheitssymptome* dieser Gesellschaft. Sind die »Kopfschmerzen«, die auf die heimtückische Krankheit des ganzen Körpers schließen lassen. Sie sind nicht der psychisch kraftvolle Beginn des Kampfes gegen diese Krankheit. Sie sind nicht die Rückkehr der Lebenshoffnung, sind nicht der Auftrieb, die in den fiebrigen Nächten der Krankheit plötzlich durchbrechen: allem zum Trotz. Sie sind selber noch ein Stück Krankheit. Die Seele des Körpers: das Volk ist noch zu sehr verstrickt. Vermag ihr Leiden noch zu sehr auf den »Kopf« abzuschieben (diesen abgeschnittenen Kopf). Es damit zu verdrängen. Wir lassen dem Volk zu wenig die Chance, sein Leid als *seines* zu erfahren. Spielen zu gut die Rolle des neurotischen Symptoms. Kümmern uns zu wenig um uns selbst, um unsere Befriedigung, um unser Wachsen, um unsre Entwicklung. Spielen dauernd Doktor und sind selbst krank, tragen die ansteckenden Keime dieser Gesellschaft an uns. Infizieren damit alles, was wir anfassen, um es zu heilen. Machen Halbgesunde krank ...

Das Volk sieht unsre Verzweiflung und kann sich daran erheben: diese armen Verirrten! Es selbst ist nicht so verzweifelt. Relativiert seine Verzweiflung an unserer. Das ist ja alles gar nicht so unerträglich, wie die Studenten dauernd tun. Das Volk erträgt seine Situation eher, weil wir uns blindlings in unserer Verzweiflung in die Knüppel der Bullen werfen. Vor die Pistolenmündungen der Zivilbullen. Weil wir uns vor den Kadi schleppen lassen. Weil wir uns im Knast begraben lassen.
Wir konservieren diese Gesellschaft, indem wir demonstrieren, daß es in ihr gärt, und uns an dieser Gärungsdemonstration befriedigen. Wir haben Angst vor der wirklichen Gärung. Sie würde auch uns aus dem Sattel heben. Wir haben Angst vor dem Volkskrieg. Wir sind für einen solchen nicht gewappnet...

12.7.73
...Die *Theorielosigkeit* aus emotionaler Theoriefeindlichkeit bei den Linken hängt damit zusammen, daß sie zu sehr den »alten« Marx als *Theorie* übernommen haben. Der läßt sie aber im Grunde genommen ziemlich allein mit ihrer heutigen Situation, hilft ihnen nicht viel. Den Linken ist daher nur ihr emotionales Argument gegen diese Gesellschaft geblieben: die Gesellschaft ist schlecht. Sie begreifen sich nicht als eingeschlossen in eine Wechselwirkung: Gesellschaft – Ich. Wenn sie das begriffen, könnten sie nicht einfach sagen: die Gesellschaft ist schlecht. Sie erleben sich selbst aber derart stagnierend, also auch die provozierende Umwelt, daß ihr moralisches Urteil über die Gesellschaft verständlich ist. Die begriffliche Erkenntnis der Gesellschaft und ihrer Wechselwirkung mit einem selbst ist sehr vernachlässigt worden. Wenn jemand die Gesellschaft ablehnt, dann lehnt er damit sich selbst ab. Er begreift sich nicht historisch, nicht in der Geschichte des Werdenden. Die Linken verhalten sich wahrhaftig sehr destruktiv sich selbst gegenüber. Sie lieben sich selbst nicht so sehr.
Man muß sich und die Gesellschaft erst sorgsam (liebevoll) erkennen, dann erst kann man sie wirklich verändern. Wir hassen uns selbst noch zu sehr für das, was uns die Gesellschaft angetan hat (was sie uns genommen hat an Möglichkeiten). Dadurch nehmen wir uns selbst für die Zukunft auch alle Möglichkeiten. Wir haben die uns Möglichkeiten raubende Gesellschaft gefressen, aber sie wirkt in unserem Bauch und Blut weiter zerstörerisch.

Aktuelle politische Information in der

Sammlung Luchterhand

Taschenbücher

Ulrich Kürtzel
Der Nordamerikanische Imperialismus

DM 14,80 (Bd. 161)

Hans G Helms
Jörn Janssen
Kapitalistischer Städtebau
DM 7,80 (Bd. 29)

Hans-Eckehard Bahr (Hrsg.)
Politisierung des Alltags
DM 9,80 (Bd. 88)

Régis Debray
Salvador Allende
Der chilenische Weg
DM 7,80 (Bd. 42)

Angela Davis
Materialien zur Rassenjustiz
DM 9,80 (Bd. 61)

Volker Lühr
Chile: Legalität, Legitimität und Bürgerkrieg
DM 8,80 (Bd. 130)

H. C. F. Mansilla (Hrsg.)
Programme des Dritten Weges
DM 12,80 (Bd. 151)

Adrian Hsia
Die chinesische Kulturrevolution
DM 9,80 (Bd. 23)

Theo Rasehorn (Hrsg.)
Recht und Klassen
DM 9,80 (Bd. 143)

Rudolf Wassermann
Justiz im sozialen Rechtsstaat
DM 8,80 (Bd. 168)

L. Wawrzyn / D. Kramer
Wohnen darf nicht länger Ware sein

DM 10,80 (Bd. 164)

Jürgen Seifert
Grundgesetz und Restauration
DM 8,80 (Bd. 150)

Paetzold / Schmidt
Solidarität gegen Abhängigkeit
DM 9,80 (Bd. 114)

Revolution und Konterrevolution in Chile – Analysen zu einem Lehrstück

DM 9,80 (Bd. 142)

Mayer-Tasch / Hinz / Doran
Umweltschutz – Politik des peripheren Eingriffs
DM 10,80 (Bd. 132)

Fritz Vilmar
Strategien der Demokratisierung
Band 1: Theorie der Praxis.
DM 12,80 (Bd. 53)
Band 2: Modelle und Kämpfe der Praxis.
DM 12,80 (Bd. 115)

Bernd Rüster
Rassenbeziehungen in den USA
DM 9,80 (Bd. 95)

Gerhard Armanski
Entstehung des Wissenschaftlichen Sozialismus

DM 13,80 (Bd. 1003)

Schwarze Politik aus Bayern
Ein Lesebuch zur CSU
DM 5,80 (Bd. 196)

Herbert Marcuse
Die Gesellschaftslehre des sowjetischen Marxismus

DM 12,80 (Bd. 182)

Dahlmüller, Götz/Hund, Wulf D./ Kommer, Helmut
Kritik des Fernsehens
DM 12,80 (Bd. 111)

Sammlung Luchterhand

NEU

Europäische Verlagsanstalt

Handbuch 1
Perspektiven des Kapitalismus
Beiträge von E. Altvater, Ch. Deutschmann, H. Magdoff, P. Mattick, E. Piehl, U. Rödel, B. Tibi, D. Yaffe u. a. Herausgegeben von V. Brandes. Ca. 256 Seiten, kart. ca. 18,- DM

Dietrich Hoss
Die Krise des „Institutionalisierten Klassenkampfes"
Metallarbeiterstreik in Baden-Württemberg. Ca. 240 Seiten, kartoniert ca. 25,- DM

Ursula Jaerisch
Sind Arbeiter autoritär?
Zur Methodenkritik politischer Psychologie. Ca. 240 Seiten, kartoniert ca. 35,- DM

Paul Mattick
Marx und Keynes
Die Grenzen des „gemischten Wirtschaftssystems". Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reiner Diederich und Klaus Hermann. Verbilligte Sonderausgabe. 352 Seiten, kartoniert ca. 15,- DM

Oskar Negt
Die Konstituierung der Soziologie als Ordnungswissenschaft
Strukturbeziehungen zwischen den Gesellschaftslehren Comtes und Hegels. Anhang: Zum Problem der Entmythologisierung in der Soziologie. Zweite, neu eingeleitete Ausgabe. Ca. 192 Seiten, kart. ca. 14,- DM

Georges Politzer
Kritik der Klassischen Psychologie
Aus dem Französischen übersetzt und mit einem Nachwort von Friedhelm Streiffeler. Einleitung Thomas Leithäuser. Ca. 128 Seiten, kartoniert ca. 16,- DM

Sociologica I
Aufsätze, Max Horkheimer zum Sechzigsten Geburtstag gewidmet. Ca. 470 Seiten, kartoniert ca. 18,- DM

EVA

Bitte Prospekte anfordern bei der EVA
5 Köln 21
Postfach

Hansjürgen Koschwitz Publizistik und politisches System

Die internationale Presse der Gegenwart und ihre Entwicklungstendenzen in unterschiedlichen Herrschaftsordnungen.
Piper Sozialwissenschaft
Band 25. 276 S. Kart. DM 26.–

In einer Zeit intensiver Diskussionen um Grundsätze und Perspektiven der deutschen Medienpolitik soll hier ein Überblick über aktuelle Entwicklungstendenzen der Weltpresse gegeben werden. Die Rolle der Massenkommunikation und die Frage der Pressefreiheit sind kennzeichnender Ausdruck von Herrschaftsverhältnissen und gestattet direkte Rückschlüsse auf das politisch-gesellschaftliche System. Koschwitz untersucht die Entwicklung in Westeuropa, den USA und Japan, spezielle pressepolitische Entwicklungen in Demokratien der Dritten Welt, die Bedingungen der politischen Kommunikation unter autoritärer Herrschaft am Beispiel des politischen Autoritarismus Europas (Spanien, Portugal, des militärischen Autoritarismus Griechenlands und lateinamerikanischer Länder, Brasilien, Peru) sowie der besonderen Situation afro-asiatischer Entwicklungsdiktaturen und publizistische Probleme in den Staaten des Sozialismus (europäische Volksdemokratien einschl. Jugoslawien, China sowie Ägypten als Muster des arabischen Sozialismus).

Eine aktuelle Analyse der Weltpresse

Piper

»Warum ist Solidarität so schwierig?«

Protokoll eines Gesprächs mit drei Arbeitern von Helga Reidemeister (Sommer 1971)

1971 standen sich im Märkischen Viertel Studenten und Arbeiter als Gegensätze gegenüber. Die Studenten versuchten, ihre Theorie ohne Kenntnis unserer Realität durchzusetzen, während wir, die Arbeiter, eigentlich nur versuchten, praktische Wege zu finden, unsere tägliche Misere anzugehen. Aus diesen stolperhaften Versuchen erkannte ich immer mehr die Notwendigkeit der Umerziehung der Studenten zu bündnisfähigen Mitarbeitern. Diese Erkenntnis meinen Klassengenossen zu vermitteln, so daß wir gemeinsam – Studenten und Arbeiter – die gesellschaftlichen Veränderungen durchkämpfen, sehe ich heute als meine wichtige politische Aufgabe an. Was Studenten z. B. als Handwerkelei bezeichnet haben, das ist für uns der erste Schritt zur Solidarität, nämlich die tägliche gegenseitige Hilfe im täglichen Kleinkram. Nur wer im täglichen Elend seine Nachbarn kennengelernt hat, wer mit ihnen zusammen diese kleinen Kämpfe durchgefochten hat, der wird auch wissen, wie man große Auseinandersetzungen und Kämpfe zu führen hat. Die in kleinen Dingen geübte Solidarität wird sich bei der Umwandlung unseres Gesellschaftssystems bewähren. *(Irene Rakowitz, August 1974)*

Irene (Richard) Rakowitz, 41 Jahre, 4 Kinder, Kassiererin
Horst (Ulla) Lange, 39 Jahre, 7 Kinder, Tapezierer
Hans (Janin) Rickmann, 39 Jahre, 2 Kinder, Rohrleger

Horst: Sozialismus, wat heißt denn det? Ick achte mein Nächsten! Meine Freiheit hört da uff, wo die Freiheit des andern anfängt, wa? Und det sagt ja allet, wa?
Irene: Kennst du Sozialistn? ich hab noch keinen kenngelernt –
Hans: Aus dem Jrunde wird die janze Sache unjlaubwürdig: erst redense dir die Köppe heiß, und nachher handelnse jenau entjejen dem, ne?
Horst: Det is eener der wesentlichstn Punkte, wo die Studentn nich druff einsteijn, verstehste? wir häng an unsrem janz kleenkariertn Scheißkram, den wir hier jeden Tag um de Ohrn habn, und sehn, det die Kinder nich die Bude ansteckn mit Streichhölzern – solche Probleme ham die nich, die wolln nach Möglichkeit jleich uff Knöppchen drehn und denn habn wir den endgültigen Kommunismus, wa? aber überlejn nich, det wir hier jedn Tag so janz beschissnen Kleenkram hier um de Ohrn habn. Det sind nich ideologische Dinge, die wir da zu wälzn habn, det kommt in zweeter Linie, erstmal kommt unser janz beschissnes Lebn, so det Miteinanderlebn, det wolln wir erstmal –
Irene: Ich war so aktiv, aber ich stand immer alleine, nicht *einmal* hat

jemand – und wenn ich dann das so beguckt hab, wie da so untereinander gemauschelt wurde unter euch, unter euch Männern – mich habn se draußn gelassn –

HANS: Meinst du nich, daß wir uns ooch allerhand um uns zu kümmern habn? du hast ne Familie und steckst in der Klemme, und wer steckt von uns nich in der Klemme?

IRENE: Jetzt wolln wir uns mal an der Klemme aufhäng: als ich in der Klemme steckte, hat einer mich angesprochn mal?

HANS: Jetzt könnt ick dir entjejen haltn: hast du mich mal anjesprochn in meiner Klemme?

IRENE: Jawohl, das hab ich! Mit Janin hab ich oft drüber gesprochn, sehr viel sogar am Telefon und auch sonst, jedesmal, wenn ich se traf –

HANS: Ja, das ham wir ooch jemacht, wir ham ooch am Telefon Ratschläje jejebn oder wat, helfn konntn wir nich direkt, weil wir nich an die Basis sitzn, die helfn kann –

HORST: Dazu muß ick dir jetzt ooch mal wat zu sagn – wie oft is det mir jejang, det ick jesagt hab: Mensch, Scheiße, ick brauchte jetzt mal 50 Mark, wa? vorijet Wochenende hab ick rumtelefoniert, ick wollte 50 Mark mal habn, wa? war nich möglich mal 50 Mark uffzutreibn bis jestern oder heute – Freitag war det Kinderjeld noch nich da, wat ansich am 15. schon da is und das is heute erst jekomm – aber ejal: ob det Anjelika war, ob det Norbert war, ob det Maxe war, ob det Alinka war – so: es war nich möglich, mir mit 50 Mark mal auszuhelfn –

HANS: Wenn ick ooch mal wat sagn darf: ick habe manchmal direkt n schlechtet Jewissn, ick sage mir: verflucht, jetzt jehste zu Horst, weil er dir soll de Bilder knipsn, du kommst zu de Leute bloß, wenn de wat von se brauchst, umjekehrt is aber ooch so: die komm immer bloß, wenn se wat von dir brauchn. Zu Besuch mal privat kommt keener, aber ick verstehse: Es schlägt über dir zusamm: du hast für den Nächstn keene Zeit mehr, und wenn de zehnmal möchtest, ja? Und ick hab da oft n schlechtet Jewissn. Wie jestern, ick hab mir janich hinjetraut, wie Janin sagt: wir solln bei dir komm, die Bilder machn –

HORST: Is ja albern, du –

HANS: Ick komme, wenn ick wat brauchn tu, ja? und er kommt ooch bloß zu mir, wenn er wat braucht –

HORST: Jenau! in dem Moment weeß ick doch: det is ne Solidarität!

HELGA: Das müssn wir doch erstmal lernen –

HANS: Ebn! Und det müssn wir erstmal verstehn, det müssn erstmal alle erkenn lern und verstehn, denn jibts nämlich keene Anmotzerei mehr: der kümmert sich nich um mir, und ick kümmere mir nich um den, wenn jeder weeß, det der bestimmt den Kragen voll hat, det der bestimmt deswejen nich kommt, weil er wat andret vorhat momentan, wat viel Wichtijeret,

oder ooch wat Unwichtijet – er empfindet det nu mal als wichtig. Aber det müssn wir erstmal erkenn, daß wir nich so viel Zeit fürnander habn weil wir zusehr in die Scheißmühle drinsteckn bis an die Ohrn, und wenn de mal wirklich zu eenem kommst, denn iset aus dem Jrund: weil de wat von ihm brauchst –

IRENE: von mir braucht zum Beispiel auch nie jemand was, von mir braucht niemand was, is komisch – na, is ja ooch ejal –

HORST: Irene, nu paß uff, jetzt – für mir als Mann, nu stell dir vor, ick weeß jetzt, du bist alleene zuhaus, nu stell dir vor – ick bin ooch abends alleene, ne? – nu sag ick –

IRENE: Dadrüber biste nich hinweg, nee? über sowat? da biste aber noch schön im Eimer!

HANS: Sind wir doch alle!

IRENE: Also soweit seid ihr noch nich, daß ihr det überwundn habt, ja? na denn –

HORST: Du, wie kann ick det? kannste mir mal erzähln, wie ick det kann?

HANS: Ick jeb dir ooch n Beispiel, die Janin die sagt: ick jeh heut zu Irene mal –

IRENE: Ja, das hatse mir aber schon x-mal versprochen!

HANS: Nu pass uff –

IRENE: Ich warte immer noch, jedesmal wennse das sagt, denn glaub ich dat, denn steh ich hier wie n Affe und lauer auf sie –

HANS: Ick will det mal erklärn, wie det kommt: sie sagt jetzt, ick jeh heute zu Irene, und die will mir die Hose enger machn, da sag ick: weeßte Mensch Spatz, von mir aus würd ick dir nich behindern dran, aber ick weeß nich, ob det so – denn denkt Irene nachher: du kommst bloß, weil du se brauchst für die Hose engermachn –

IRENE: Naja, siehste, und dann kommt ihr überhaupt nich, und was denk ich dann?

HANS: Weil wir n schlechtet Jewissn habn, weil wir uns einbildn, wir liejn dir uff de Pelle, weil wir wat von dir brauchn, und da sind wir noch nich raus, leider!

IRENE: Wir *wolln* gebraucht werdn und das gibt uns doch ein *Gefühl*, daß wir gebraucht werdn! Und *das* Gefühl brauchn wir doch, daß wir gebraucht werdn!

HANS: Aber Irene, wir ham det doch noch nich bejriffn alle!

IRENE: Bla bla, quatschen kann ich auch mit die Nachbarsfrau!

HANS: Aber det liegt doch woran irjendwo – det liegt doch woran!

HELGA: Irene, ich fänd das jetzt n Schritt der Emanzipation, wenn man zum Beispiel hingeht zu jemand, den man gern hat, oder wo man meint, man könnte mal mit dem quatschen, wenn man jetzt nich wartet und lauert, dann is nämlich wieder das Abhängigkeitsverhältnis: der *andere*

muß zu mir komm – sondern wenn man sagt: du hörmal, ich habs nötig mit dir zu quatschen, hàste heute Abend Zeit?
HANS: Ja daran siehste klar, wenn du ne Frau habn willst, denn koofstse dir, warum sollste dir nich jenauso jut n Mann koofen, wenn du nich rankommst an deinen? so unjefähr seh ick det. Janin hat det erkannt, die hat klar und deutlich erkannt warum soll ick nu als Frau mir nich n Mann holn? Dabei hatse dieselbe Schisse wie du hast, an den Mann ranzujehn!
HORST: Hör doch, Irene: du weeßt, wat ick für n Ärjer zuhause habe! Haste dir schon mal überlegt, ick jeh mal rum zu Hotte, mal kieken, wie der für de Wirtschaft –
IRENE: Erstmal bin ich seit gestern erst alleine –
HORST: Weeß ick ja, weeß ick ja, bloß ick meine, hättste dir mal deine Jörn jenomm und wärst mal rumjekomm! Irene du, das is kein Vorwurf. Ick bin 40, du bist ja ooch so in dem Alter, du, Mensch, ick – wir häng dadrinne, und da komm wir nich raus – ick komm jedenfalls nich raus! Ick hab Hemmung, jlob mir det! Mensch, du lachst dadrüber. Wenn ick zu ne Frau jejang bin, denn wollt ick se bumsen oder wat – sonst jeh ick nich zu ne Frau. Und so is unsre Jesellschaft. Wenn deine Nachbarin weeß, die sind alle weg – schon wenn die mich sieht, det ick herkomm und denn kriegt die womöglich mit, ick hau erst um zwölwe ab, schon, schon –
HANS: Au warte –
IRENE: Erstens kriegt das hier keiner mit, und zweitens scheiß ich da drauf was! Da kennst du mich noch lange nich!
HORST: Richtig!
HELGA: Aber Irene, die Hemmungen sind doch da –
HORST: Die Hemmungen sind da –
IRENE: Bei mir nich, ick hab keine Hemmung!
HANS: Bei ihr vielleicht nich –
HORST: Schon dafür, det du fürn andren wat machst, erwarteste zumindest, det wir uns dann um dich kümmern, det is doch ooch wat –
IRENE: Nee! ick will gebraucht werdn! ick will das Bewußtsein bekomm, dat ihr mich irgendwo braucht und genau das gebt ihr mir nich!
HELGA: Aber Irene, das geht doch nur in dem Maße, wo man seine eigenen Hemmungen abbaut. Indem man glaubt, daß sich die andern kümmern müssen.
IRENE: Ach weißt du, das ist mir alles viel zu hoch gestochn, muß ich dir ehrlich sagn, obwohl das ganze viel einfacher is –
HELGA: Laß es mich dir doch mal –
IRENE: Ach Scheiße, das is alles viel einfacher –
HELGA: Indem man nicht jetzt wartet, daß die sich kümmern, sondern daß man selbst Besitz ergreift von dem andern, und das geht für meinen Begriff nur in Form irgendeiner konstruktiven Arbeit. Wenn man jetzt

zum Beispiel eine Konzeption für die Zusammenarbeit hier im Stadtteil hätte, dann gehts nich nur um kümmern, und um gebrauchtwerdn, sondern dann is was da, an dem –

IRENE: Ja, aber ne Zusammenarbeit is auch nich da!

HELGA: Ja, dann muß manse selbst schaffn, wenn man darunter leidet!

IRENE: Diese Zusammenarbeit würde ja auch mehr das Persönliche fördern, das is ganz klar, eins zieht das andre nach sich –

HANS: Und trotzdem, beim nächstenmal haste denselbn Jedankn: det kannste doch nich machn für nischt! det is einfach nich so aus det Bewußtsein rauszukriejen! Wir sind 40 Jahre so erzogen wordn –

IRENE: Ach, dann is euch nich zu helfen! Ich bin ja ooch so erzogen wordn, Menschenskind! Dann is euch nich zu helfn, wenn ihr euch davon nich freimachn könnt, Mann!

HELGA: Irene, was meinst du denn damit: es is ganz einfach?

IRENE: Ihr seid alle so hochgelehrt mit Sozialismus, ihr habt also Tod und Teufel und all son Scheißdreck hinter euch – es muß doch für euch etwas ganz Selbstverständliches inzwischen geworden sein – also ich versteh euch wirklich nich! Da hakts bei mir aus! das muß euch doch inzwischen selbstverständlich geworden sein, daß eben einer für den andren da zu sein hat, um so mehr, als das noch nich allgemein in der Gesellschaft so ist –

HELGA: Aber wie stellst du dir denn das vor? Wie macht man das?

HANS: Det iset ja, wie willste denn jetzt hier plötzlich 40 000 Menschen ausm Viertel – *wie*?

IRENE: Ja, aber dann müssn wir doch *jetzt* wenigstens damit anfang verflixt nochmal!

HANS: Ja, aber wie denn? wie?

IRENE: Ja, guck doch mal, die Janin, wenn die nich weiß, wo ihre Kinder hin – ja zum Donnerwetter! Die weiß ganz genau, ich hab ein Telefon, die weiß, daß ich die meiste Zeit zuhause bin, die kann anbimmeln und sagn: du, ich bring die Blagn! Die brauch gar nich sagn: kannst du die nehm?

HANS: Paß uff: die kennt eben ihre Kinder. Und darum hatse Hemmungen.

IRENE: Das spielt aber gar keine Rolle, laß doch ihre Kinder –

HANS: Wenn die jetzt schön brav erzogen wärn, dann würd se die bring, aber die sind schwierig! Die stelln dir de Bude uffn Kopp.

HORST: Willste, det meine Jörn bei dir sind?

IRENE: Naja, jut – wenn de immer solche Vorbehalte hast, tuste mir leid, Mensch, so kommste also auch nich weiter.

HELGA: Aber mit was glaubste denn, daß man weiter kommt?

IRENE: Mit nischt!

HELGA: Ja hörmal, dann könn wir ja alle Selbstmord machn und hier aus dem Fenster rausspring!

IRENE: Ja genau! Das ist genau wirklich wahr!
HORST: Ja du, soweit war ick ooch schon, det hab ick ooch schon überlegt, det is aber Scheiße is det –
HELGA: Irene, weiß du, wem du dann in die Hände spielst?
IRENE: Du kannst doch wirklich verzweifeln! Wenn unsere, die sich *unsere* Genossen schon nennen, wenn *die* schon noch so blöd und bescheuert und, und, sind, Mensch! Was willst du denn erwartn? Wo siehst du denn da nen Lichtblick Mann? ich nich!
HELGA: Irene, ein neuer Mensch und Abbau von Hemmungen und Krämpfen und Vorbehalten und Mißtraun usw., das kann für mein Begriff wirklich erst in einer veränderten Gesellschaft –
IRENE: Nee, damit müssn wir jetzt anfang, sonst könn wir die Gesellschaft garnich verändern, Mensch!
HELGA: Ja jetzt, natürlich jetzt! Aber nich mit Selbstmordgefühlen!
HORST: Du sag mal, wat erwartest du denn noch? Sei dochmal ehrlich: erwartest du noch ne neue Jesellschaft, in der du *leben* kannst?
IRENE: Nee, ich nicht, aber vielleicht die Kinder –
HORST: Eben, also –
IRENE: Und *den* muß ick das schon vorpraktiziern und das *kann* man!
HORST: Kannste doch nich!
IRENE: Warum *das* nich?
HORST: Ja du siehst doch, wir häng doch überall in unsren Zwängn!
IRENE: Du kannst den Kindern doch zum Beispiel zeign, daß du immer für andre da bist, daß bei dir niemand umsonst an die Tür klopft –
HORST: Das find ick doch ooch! Bloß jetzt, nachdem ick aus dem Krankenhaus jekomm bin, steck ick so in der Scheiße, det ick – siehste ja, die Alte, neulich bin ick se am Hals jejang, jetzt hier vorjestern wollt ick ihr det Telefon am Kopp, wa? allet sone Scheiße, dauernd besauf ick mir, warum? weil ick bin so mit mir beschäftigt und –
HANS: Det Problem is nich, det wir alle bösartig sind –
HORST: Ick bin auf diese janzn Typen hier alle sauer, wa? Und du, ick bin von der Firma her, wenn ick arbeite, bin ick sauer.
IRENE: Mensch du, det nutzt doch nischt, wenn du dauernd sauer rumläufst, Mann!
HORST: Aber wat soll ick denn machn?
IRENE: Denn machste dir nur n dicken Kopp –
HORST: Ja, jetzt kapier ick det, und jetzt versuch ick det abzubaun, aber det jeht natürlich ooch nich von heut uff morjen, wa?
HANS: Du mußt eins klar erkenn: mit jedem, mit dem de zusammkommst hier, das sind jefertigte Produkte, und du kannst n Fertigprodukt ändern, aber nich von jetzt uff nachher. Und det is det Hauptproblem: wir sind doch 40 Jahre oder 36 Jahre sind wir doch produziert wordn von der

Jesellschaft, von der herrschenden Jesellschaft wohljemerkt, und sind untereinander ausjespielt wordn. Und somit entsteht vom Einzelnen zum Nächsten schon ne Feindschaft, die aber anerzogen is, die produziert is –

IRENE: Jaja –

HANS: Und wenn de dieset erkannt hast, denn mußte jetzt den Weg findn, wie kannste det abbaun? und det jeht nich nach 40jähriger Produktion zurückjehn in eenijen Tagn oder eenijen Wochn! Det is n langwierijer Prozess. Und da muß man immer wieder Rücksicht nehm bei aller Aggression. Wat war ick schon uffn Horst sauer! aber heute hab ick eens erkannt, det is doch ne Einwirkung von Außen jewesen! durch irjendwelche Typen! Und wenn wir det erkannt habn und merkn, det wir nämlich alle quasi unsere Vorurteile habn, unsere positivn Seiten und unsere nejativn, denn kann det ja nich mehr passiern, denn müßtn wir uns ja verstehn. Aber erstmal entsteht sone Spannung, die immer wieder produziert wurde: früher von den Rechtn, heute von den Linkn, und da müssn wir uns von lösn könn.

HORST: Du, nee, det is nochn bißchen anders, du, det is zu einfach du, wa?

HANS: Natürlich, ick habs n bißchen einfach versucht zu sagn, einfach naiv zu sagn is meine Art, ick kann nich hochjeschraubt redn und ausjefeilt – so wie det vielleicht die Studenten –

HORST: Du, paß uff, vielleicht bringt det weiter – so wo wir jetzt drinnesteckn und wat – wie du richtig jesagt hast – wat man so in uns uffjebaut hat, det kannste alleene ohne äußren Einfluß ooch nich abbaun –

HANS: Selbst wenn de möchtest, kannst du det nich, weil de ja weiterhin unter Druck stehst, weil de manipuliert wirst –

HORST: Jetzt weil ick mir darüber klar bin, daß ick det nich kann, det ick det nich leistn kann – n Teil kann ick mir selbst und ooch die Jesellschaft n bißchen analysiern, aber deswejen hab ick mir ja für sone Psychoanalyse anjemeldet, wa? und will det mitmachn, warum? weil ick echt sehe: ick würd mich nie befrein könn, und ick werd nie ooch in Jedankn frei werdn, wenn ick in diesn Trott hier so weitermache. Det jeht einfach nich! Weil, zur Jesellschaft jehört heute: die *Konkurrenz* unter den *Arbeitern*. Ick meine, oben jibts ooch Konkurrenz, bloß in eenem Jrunde sindse sich immer einig, wa? und det sind wir nich! Wenns nämlich um den Klassenkampf jeht, wa? da sind sich die Obren einig. Aber die Arbeiter nich, im Klassenkampf sindse die härtestn Jegner!

HANS: Du, da jenau komm wir wieder uff de Studenten zurück.

HORST: Nee, det hat jetzt nischt mit den Studentn zu tun – und diese Konkurrenz, die habn *wir*. Die is so einjepflanzt, die kannste nich jreifn, oder sehn, oder fühln, oder erklärn, oder sonst irjendwat, det kannste einfach nich. Det sitzt so tief drinne, det kannste eben nur rausbring,

indem de dich vollkomm zerstörn läßt und denn neu uffbaust, und det kannste selber nich leistn und da mußte eben irjendwat mitmachn –
HANS: Paß mal uff: die Studentn habn mich erstmal wachjerüttelt, det mußte sein, sonst hätt ick heute noch mein Traum weiter jeträumt. Jetzt habnse dir wachjemacht. Jetzt kommse dir aber jleich mit die janz jroße Hochpolitik, ohne Vorstufe, ohne Zwischnstufe, jleich mit de jroßn Phrasn mit die jroßn Paroln – Die habn keene 25 Jahre in de Mühle jestandn, und deswejen kann ick mir die Tatsache ohne weitres rausnehm zu sagn: ick weeß besser, wie ick an die Leute rankomme; ick bin an se ranjekomm! Sie habn mir verdreschn wolln zuerst, und nachher sindse mit mir in de Sitzung jekomm, weil ick nämlich det Verhältnis jefundn habe, wat die nie jeschafft hättn! Die hamse höchstens nachher verjrault.
HELGA: Wenn ihr das hinkriegt, daß ihr andre Arbeiter anredn könnt, woher kommt es dann aber, daß euer solidarisches Häufchen so gering is?
IRENE: Is doch nich solidarisch, Mensch!
HELGA: Ihr drei, wie ihr hier sitzt, wo man genau weiß, jeder kann den andren verstehn, jeder steckt in derselben Scheiße, in derselben Abhängigkeit, jeder weiß vom andren, er drischt keine Phrasen, wenn er sagt: das Wasser steht mir bis hier! Und warum, woran liegt es, daß das so wahnsinnig schwer is zu entwickeln? Irene, ich möcht wirklich mal wissn, wie du das meinst: ihr redet alle so hochgestochn, das ist doch alles ganz einfach –
IRENE: Du, von mir kannste nix mehr erfahrn! Ich weiß von nix mehr.
HELGA: Aber wie stellst du dir das vor, wenn Arbeiter solidarisch unternander –
IRENE: Ich kann das nich erklärn!
HELGA: Aber das muß man sprachlich erklärbar machn könn, weil man sonst nicht vorankommt auf dem Weg –
HANS: Helja, ihre Resignation is doch die beste Antwort druff, mehr kannste doch jarnich antwortn.
HORST: Das is doch nich resigniern.
HANS: Doch das is resigniert!
HELGA: Dabei hat sie Horst eben vorgeworfen, er dürfte nich resigniern, da würde man nur mit dickem Kopp rumlaufn, und erst hat sie gesagt, ja Selbstmord hier, rausspringen.
IRENE: Ja, im Endeffekt bleibt dir keine andre Wahl.
HORST: Logisch!
IRENE: Wenn du wirklich allet zusamm nimmst, was also wirklich alles so is, dann bleibt dir als logische Folgerung wirklich nur, ausm Fenster zu hopsn!
HANS: Du, mir jings jenauso, ick hab ausm Fenster jekiekt, det hat richtig einjeladn mich da –

HORST: Du, das is die eene Art des Selbstmords, und die andre Art des Selbstmords is eben, det de sagst: komm, bleibt mir mit allem Scheiß weg!
HANS: Jenau, det is ooch ne Art Selbstmord, hast deine Ruhe und aus, basta!
HORST: Ick kiek in de Röhre, und kiek mir denn Sandmännchen an, und wat nich allet und so, und denn zweemal in de Woche jeh ick mit Vadder ins Bette, und denn is der Fall erledigt.
IRENE: Ja, natürlich, was andres bleibt dir ja im Grunde garnich. Bis jetzt hab ichs immer noch geschafft, mich irgendwie wieder rauszuwurschteln aus der Depression, mich immer wieder zu aktiviern. Aber ich weiß nich, wie lange ick das schaff! Eines Tages kommt wahrscheinlich der Punkt, wo ichs nich mehr schaffe!
HANS: Ja, det sag ick doch ooch!
HELGA: Deswegen sitzn wir ja hier zusammen – an was könnte das liegn? worin seht ihr ne Möglichkeit –
HORST: Du, das liegt an der miesen Kommunikation.
HANS: Vor alln Ding liegt det mit an der unheimlichn, an der fast grenznlosn Abhängigkeit von wirtschaftlichn Ding, von Arbeitsbedingungen allet det, du hast doch jarkeene Zeit –
IRENE: Genau! es hat kein Mensch Zeit!
HANS: Kapitalismus is ne Sache für Privilegierte und Sozialismus *ooch*!
IRENE: Genau!
HANS: Wenn das allet uffn Haufn uff dich einschlägt und von früh bis spät, Tag für Tag, nichmal Sonntags haste davon Jedanknfreiheit! Und das bringt zur Resignation eenes Tags, wenn du merkst, du kommst trotzdem nich weiter, du reißt dir auseinander und det nützt nischt: *die* habn dich doch in der Mangel. Und du setzt dir da noch mit dein Jenossn auseinander, du siehst bloß deine Situation momentan, verstehste det einfach nich, det wir ja detselbe uffn Hals habn! Und da kommt Aggression, und da kommt Feindschaft jejen den, wenn der jetzt n Moment n paar Mark mehr verdient. Oder er kann plötzlich n Urlaub machn, der ihm nischt kostet – da kommt sofort ne Art Futterneid, ne Art Feindschaft, unjewollt wohljemerkt, die kommt! Da kommst du plötzlich jleich wieder in Konfront mit deine Jenossn, mit denen du eijentlich zusammhaltn möchtest – oder is det nich so? Irjendwo sag ick mir, verflucht, warum kann *der*, und du steckst doch jenau so ooch da mit drin, und du sitzt weiter an dem Punkt, du loofst weiter mit dein Jelumpe rum und Ulli fährt nach Dänemark, Maxe sitzt in Marseille –
HORST: Harry is in Moskau, wa?
HANS: Und du? und du? Du machst ooch detselbe, zerreißt dir und kannst det nich! Da entsteht doch ne Feindschaft, die muß doch entstehn, wenn die dir det vorlebn und du kannst det nich!

HORST: Irene, ick möchte Florenz –
IRENE: Davon bin ich längst runter!
HORST: Ick möcht ne klassische Italienreise machn, ick möcht nach Frankreich, ick möchte Paris –
IRENE: Jajajaa, das hab ich auch mal alles gewollt!
HORST: Ick bin Arbeiter! und das wird mir jetzt so klar, und je bewußter wir werdn –
HANS: Um so frustrierter sind wir!
HORST: Um so weiter rückt für uns der Sozialismus weg –
IRENE: Ja!
HANS: Weil wir det als immer utopischer erkenn!
IRENE: Das ist eine Utopie!
HORST: Ja, ja!
IRENE: Das is was ich denen vorwerfe: die machn alle Leute madig und alles stinksauer, solange bis die also sich selbst in Schwanz beißen und vor lauter Irrsinn nich mehr wissn wie se heißn, ja so weit schaffn die das, und denn stehst du da!
HORST: Wir bleibn uff der Strecke!
IRENE: Genau!
HORST: Das mußte erkenn!
IRENE: Und was is denn? denn stehste noch immer da, ob de das erkennst oder nich.
HANS: Eh ick hierher zog, da hab ick jewußt: die Behördn machn dir fertig, der Hauswirt macht dir fertig, der Arbeitjeber macht dir fertig, dein Kolleje macht dir fertig – ick hab mich damit abjerung, ick hab mir immer wieder durchjesetzt, ick hab jesagt: jut, det is numal so! Und jetzt komm ick hierher. Und jetzt krieg ick neue Ideologien einjeimpft, wa? die ick sofort uffjenomm habe, weil ick die dufte fand vorher!
IRENE: Genau! genau!
HANS: Und jetzt weeß ick nich mehr weiter, und jetzt kommt der Moment –
HORST: Du stehst nich *mehr* unter Druck, bloß heute belastet dich det nu noch seelisch, wat de vorher nich hattest. Früher haste dein Schicksal hinjenomm und heute weeßte, det det keen Schicksal jibt!
HANS: Ick habe meine alten Sorjen, die ick vor zwee Jahrn noch hatte, dieselbn noch weiter. Aber ick hab doch jetzt n Sack voll Sorjen mehr jekriegt –
IRENE: Jenau!
HANS: Und weeß jetzt nischt mehr damit weiter zu komm, wat daraus zu machn! und das iset wat quält.
HELGA: Aber in dem Moment wüßtest du doch, wie weiterkommen, wenn du weißt, es gibt noch solidarische Arbeiter, die mit dir die gleichen

Probleme habn, und wo wir gemeinsam versuchn, was dagegen zu machn.
HANS: Det kann ja jarnich solidarisch sein! det iset doch, wat mir heute uffjeht!
HELGA: Warum denn nich?
HANS: Nee, kann nich!
HORST: Wir sind doch solidarisch! hör doch uff!
HANS: Im Denkn, aber ooch nich mehr – im Handeln doch noch nich!
HORST: Ach na klar, siehste du kommst: Hotte ick brauch n paar Bilder, denn sag ick: ok, denn seid ihr da und –
HANS: Det hab ick früher mit den andern Nachbarn ooch jehabt, aber det is doch noch keene –
HORST: Du det is! Wat willste denn nu noch? det is Solidarität! det is det, wat wir habn wolln –
HANS: Heute is det n Politikum, det wär aber vor zwee Jahrn keen Politikum für mich jewesn, da hab ick detselbe jemacht.
HORST: Wir habn n bessret Verhältnis hier ooch untereinander, Irene, als jetzt zu Ulli, oder Maxe, oder sonst irjend –
IRENE: Nee, du Witzbold.
HORST: Doch!
IRENE: Mit denen kannste wenigstens gegenseitig dir auf die Schnauze haun. Wir habn überhaupt kein Verhältnis zueinander!
HORST: Ja, das is aber verkehrt, wir habn ne Solidarität, Mensch!
IRENE: Ach, n Scheißdreck!
HANS: Sie hat recht, sie hat recht! Wat sie nämlich sagt, ick habs bejriffn, wat se sagn will – Ulli, der steht mir nich so nahe, als ideologischer Agitator steht er mir vielleicht nahe, aber so nich. Denn wenn ick zu dem sage: du, halt mal die Fresse, jeh mal uff de Universität und bewichs dir da eenen – det kann ick zum Horst nich sagn, und zu Irene nich sagn. Und darum muß ick uff euch viel mehr Rücksicht nehm wie uff *die*. Det willste doch wohl sagn, Irene?
IRENE: Natürlich – ja!
HANS: Wenn die mir nich mehr passn, denn: hau ab, ick schieß dir in Wind! Aber zu ihm – ihn brauch ick doch noch viel mehr wie dich, Helga. Denn *er* is doch mein nächster Nachbar und sie, sie werd ick vielleicht mal brauchn, meine Kinder zu nehm oder mein Hemde zu ändern oder –
HORST: Sagn wir mal so: wir sind uffnander wirklich abhängig! Und die sind unabhängig, völlig unabhängig. Die sind nämlich emanzipiert, wie so schön det neue Schlagwort, wats da jibt – und wir sind nämlich *nich*. Und wir wissn, det wir voneinander abhängig sind –
HANS: Die sind doch frei in ihre Entscheidung! Die könn sich ihre Arbeitszeit wähln, die könn sich sojar ihren Arbeitsplatz wählen, die könn morjen sagn: ick studier nich weiter, ick jeh aufn Bau!

Goethe Institut e.V. Bibliothek

HORST: Ha ha ha!
HANS: Ick kann nich sagn: ick hör uff uffn Bau und jeh morjen studiern, det isn janz schöner Witz is det, ne?
IRENE: Ick wollt sagn, Aggressionen gegen andre Menschen, oder gegen eine andre Klasse von Menschen habe ich eigentlich früher nie richtig gehabt. Ich hab zwar gewußt, daß eben alles Scheiße is und so weiter – aber Aggressionen habe ich erst jetzt bekomm und zwar durch euch! Also jetzt durch die Scheißstudenten eigentlich nicht mal so. Da hab ich immer gewußt, daß das also son Klub für sich is, da kannste nicht viel dran drehn. Aber Aggressionen – wenn ich überleg, wie wütend ich eigentlich im Grunde genomm in letzter Zeit auf *euch alle* bin, auf dich und auf dich und überhaupt auf alle, auf jeden!
HANS: Ja eben, ick verstehse wenigstens!
IRENE: Wenn ich mir das überleg, was ich mir damit aufgehalst habe an Unzufriedenheit und an Wut und an Mist, der mich also wirklich betrifft, und der mich bekümmert, und der mich ärgert, Mensch dann, dann überleg ich mir manchmal, obs nich besser gewesn wär, ich wär in meiner stillen Klause gebliebn und hätt mich weiter um nischt gestört –
HANS: Wat ick kritisier, det die Studenten komm, oder die Intellektuelln komm, und machn da jroße Sprüche und könn die Person überhaupt nich bejreifn mit der se det machn. Und bums, denn is es passiert, jibtsn Krach, und denn stehn se belämmert da: det wolltnse ja nich! obse det nu wolltn oder nich – passiert is es nu denn mal. Det is eben det Problem: die Leute sind hierherjekomm, habn nen mächtijen Wirbel jemacht, und habn viel Unfriedn jestiftet. Aber det muß ick allmählich abbaun, ick kann nich von heut uff morjen so wat, det is Utopie. Aber so wird det doch immer darjestellt, allet im Extrem – ick bin bestimmt keen liberaler Scheißer, wie se jetzt sagn würdn. Wir müssn det etwas allmählicher machn: den Massn, den Menschn, obs Arbeiter oder Arbeiterin, man muß allmählich det Bewußtsein bring und nich mit son jroßn Knall da komm und mit jroße Phrasn: macht kaputt wat euch kaputt macht!
IRENE: Die wolln alles kaputt machn, ja und denn liegen die Scherben da. Aber die habn denn nischt anzubietn hinterher, hinter den Scherben.
HANS: Jenau, die habn nichts anzubietn!
IRENE: Die können nichts neues aufbaun, könnse nich!
HANS: Die sagn: macht kaputt! aber für die Trümmer, die wir denn habn, hamse nix anzubietn, wa?
IRENE: Und denn stehste in den Trümmern und wat machste dann? denn machste ooch nischt mehr, wa? hinterher kommt nichts!
HELGA: Wo ich drüber nachdenke is, daß durch das Auftretn der Studenten es euch noch schlechter geht als vorher.
IRENE: Natürlich gehts uns schlechter, weil wir jetzt nachdenkn.

HANS: Genau!
IRENE: Früher habn wir gar nich so nachgedacht, wenn de nich denkst, denn –
HELGA: Aber ihr seid doch mehrere –
IRENE: Phhhh, jetzt habn mehrere die Sorgen! hahahaha.
HANS: Ja!
HELGA: Aber gerade aus den Sorgen, aus der Depression –
IRENE: Ja aber wir sprechen ja noch nichmal miteinander über unsre Wut, über unsren Ärger! Das hier heute is doch jetzt ne ganz große Ausnahme, daß wir jetztmal zusammhockn, Mensch!
HANS: Jlaubste, wenn jetzt hier hätten noch Studenten mitjesessn, ob det wär so fruchtbar jewordn? die hättn am Ende die Oberhand jewonn –
IRENE: Ach du grüne Neune!
HANS: Die hättn uns andren denn wat klar jemacht, wat wir jarnich klar bejriffn habn! Aber die hättn sich einjebildet, sie hättn uns wat klar jemacht. Det is wirklich wat Konstruktivet hier jewesn, weil wir alle jleich jesinnt sind und alle jleich in derselben Scheiße steckn.
HELGA: Jetzt frag ich mich, ob man darin nich schonmal den Anfang der Solidarität sehn soll, indem man die Depression, in der jeder steckt, und die Auswegslosigkeit, wie ihr das beschriebn habt, auch nimmt als Verbindungspunkt, oder als ehrlichen Ausdruck der ungelösten Situation –
IRENE: Ja, aber was löst das denn an unserem Problem? Wir wissn also: *der* würde ausm Fenster hoppn, *der* würde ausm Fenster hoppn, *der* würde ausm Fenster hoppn, *der* wahrscheinlich auch ausm Fenster hoppn, dat nutzt ja nix, wenn wir uns einig sind ausm Fenster zu spring! also denn spring wir gemeinsam, denn sind wir *solidarisch*! Ich habe schon gestandn vier Tage vor dem Geldtag und habe also nich mehr gewußt, wo ich die Milch fürn Kleenen koof, geschweige denn n Stück Brot – ich habe dir ja schon geschildert, was wir habn, tut mir leid –
HANS: Helja, Horst jing eenes Tages ne Tasse Kaffe in Kelckern trinkn. Wie sich det so erjibt, die Arbeiter aus de Baustelle sitzn mit am Tisch, die komm in Jespräch, n Bierchen, n Konjakchen, machn Spielchen, plötzlich – er soll abends in Schulungskurs komm – mit eenmal ruft er an, er kann nich komm, es soll jemand runterkomm, ihn auslösn, 25 Mark mitbringn. Ick mußte ihm sagn, Horst, ick habe nich, tut mir leid! Die andren habn ooch jesagt, ick hab ooch nich! Ick weeß, es warn welche bei, die hattn. Die ham jesagt: wir unterstützn sowat nich, det is keen Sozialismus! Ick denke, die wolln uns menschlich verstehn, wie man in die Klemme kommt. Denn müssense ooch menschlich verstehn, wie sich det plötzlich erjibt am Tisch ne Runde zu schmeißn, und n Spielchen zu machn und in Jeldnot zu komm.
IRENE: Ja genau –

HANS: Ick, als Arbeiter wär hinjejang, aber ick hatte det nich! Ick hatte nich lumpije 25 Mark, um n Kollejen – und wenn er zehnmal nich in meinem Sinne jehandelt hat, aber nu is es eben passiert, und denn laß ick ihn doch nich häng wie son Dreckschwein da unten, wa? denn hol ick ihn! Aber ick hatte nich die Schangse. Aber die andern, dies hattn, die ham jesagt: det unterstütztn wir nich! – Sozialismus! Prima, wa? find ick dufte, find ick dette. Da soll ick Sozialist werdn, wenn meine Jenossn, die mir dazu n Kopp heiß machn, entjejenjesetzt handln? jenau det Jegenteil davon praktiziern? ick hab mir damals jeschämt daoben, ehrlich.
IRENE: Auf jeden Fall vorherrschend is, daß de mit dem dich solidarisch erklärst und den erstmal raushaust! Denn kannste mit ihm immer noch Schlittn fahrn –
HANS: Ja, denn kann ick moralisch ihn ooch zur Minna machn!
IRENE: Aber in dem Moment, wo der in dem Dreck steckt, da mußte erstmal hingehn und ihn rausholn.
HANS: Jenau! Das sind so einije Beispiele nur, und ick könnte dir n Sack voll davon aufn Tisch lejen. Dieset ekelhafte Jefühl so arm zu sein, so drekkich dazustehn, dabei sind wir jarnich so dreckich –
HELGA: Aber es gibt doch auch ne Form der Solidarität die jetzt unabhängig ist von dem, daß du weißt, ich kann mir fuffzig oder zwanzig Mark dort leihen –
IRENE: Ja, für ne andre Solidarität bleibt dir einfach kein Spielraum, und keine Luft! Der muß gehn, der ackert denn von früh bis spät, dann hat er wieder keine Zeit mehr für Solidarität! Der muß seine Pfennije zusammsammln damit er am Montag, oder was weiß ich, seiner Frau dat Kostgeld gebn kann, Mensch! Der muß sehn, wo er seine Piepen herkriegt. Deswegn sag ich, das geht irgendwo nich, weil wir zu viel – grob gesagt – zuviel finanzielles Elend am Arsch habn! Wir habn kein Spielraum, keine Luft! Sag du mal heute zu einem: er soll auf seine Zigaretten verzichtn, du brauchst das Geld, du mußt ein Brot kaufn gehn. Da sagt er: biste doof? Und das ist auch was ich unter Solidarität verstehe, daß man auf etwas Persönliches verzichtet um dem andren zu helfn, weil ders eben nötiger braucht oder genauso nötig. Für den kann im Moment die ganze Welt davon abhängn, ob du für den n Taler hast oder nich –
HELGA: Woher glaubst du, daß das kaputt is?
HANS: Kaputt iset nich! nich kaputt, bloßn Notstand! Ick weeß jenau, der brauch irre dringend da det und det Jeld und mir fällt det schwer, det zu jebn, wenn Hans oder eener dann kommt. Aber wir versuchn eben immer irjendwie zusammzukratzn – von der andren Seite sind wir jenauso befang, überhaupt erst dahin zu jehn. Mensch, wir wissn jenau, wie beschissn dem det jeht. Der wird erst komm, wenn ihm wirklich det Messer an der Kehle sitzt –

IRENE: Und soweit dürftn wirs eigentlich garnich kommlassn. Deswegen sage ich: wir müßtn uns untereinander viel besser kenn um zu wissn, daß es dem dreckich jeht!
HORST: Weil wir wissn, daß Irene oder Hans oder irjendeener von uns dann doch jibt, daß er selber nämlich dann irjendwo sich zurücksetzt, uff wat verzichtet –
IRENE: Ja, natürlich –
HORST: Weil wir det vonander ooch wissn, deswejen fragn wir nämlich jarnich erst. Deswejen versuchn wir irjendwie anders det jlatt zu machn, ehe wir uns unternander hier versuchn anzupumpn, verstehste? Und da komm wir nich raus!
IRENE: Aber wenn wir nich solche Hemmung hättn, könntn wir uns das Lebn ein bißchen leichter machn. Wenn ich also nich drei Tage überleg, wat ich übermorgen freß, sondern gleich geh und sag: du, gib mir mal, ich hab für übermorgen nischt zu fressn, denn braucht ich 3 Tage nich nachdenkn und mir das Gehirn heißlaufn lassn. Aber wer tut das? das is es eben, bei uns dreht sich eben alles ums Geld! Und alle Schwierigkeitn komm bei uns meistens –
HORST: Wenn bei uns Krawall war zuhause, denn wars wejen – aber im Endeffekt wars ums Jeld. Die sagt, ick kann nich mit dir ins Bette jehn, wenn ick rechnen muß, überlejen muß, wat ick morjen mittag koche, wa?
HELGA: Wir müssen in der Diskussion vom Geld runterkommen –
HANS: Ja, aber Helja, wenn de det mal verfolgst, denn dreht sich det überwiejend doch immer wieder ums Jeld! Wat is det Jeld? Det is einfach unsre Existenz. Und wenn wir jetzt nich solidarisch werdn, denn is n Jrund mit wieder det Jeld.
HORST: Unsre janze Frustration hier –
HANS: Ja, ihr sprecht immer so schön von Lohnabhängigen, det sind *wir*!

Josef Rattner
Miteinander leben lernen

8696

Partnerschaft in Liebe, Sexualität und Ehe. Zehn gruppentherapeutische Protokolle. Etwa 192 Seiten. Leinen. ca. DM 27,–

Obschon immer wieder erörtert, bleibt das Problem der Partnerschaft bestehen; es stellt sich dauernd neu. Andere Gesichtspunkte und andere Methoden der Betrachtung eröffnen neue Einsichten in die menschlichen Liebesbeziehungen. Einen entscheidenden Beitrag leistet die Tiefenpsychologie, besonders wenn es darum geht, Hindernisse und Gefährdungen, die in einer Partnerschaft auftauchen, zu überwinden.

Rattners gruppentherapeutische Erfahrungen zu diesen Fragen zeigen dies deutlich. Der vorliegende Band gibt Rechenschaft über eine Serie von Gesprächen über die Probleme der Partnerschaft.

Zur Sprache kommen hier u. a. Depressionen, Selbstmordversuche, Kommunen, Ehe auf Zeit, Ehescheidung, Eifersucht, Besitzmanie. Neben einigen theoretischen Gesprächen werden Gruppensitzungen im Protokoll wiedergegeben.

bei Walter

SCRIPTOR HERBST PROGRAMM

TASCHENBÜCHER

S 8
Carlo Cafiero
Einführung in das „Kapital" von Marx
Aus dem italienischen übersetzt von Renate Genth und eingeleitet von Giacomo Marramao
Sept. 74 – ca. 120 Seiten – DM 11,80

S 10
Karl Marx
Mathematische Manuskripte
Deutsche Erstveröffentlichung
Herausgegeben, eingeleitet und kommentiert von Wolfgang Endemann
Okt. 74 – ca. 250 Seiten – ca. DM 12,80

S 35
Anton Leist (Hrsg.)
Beiträge zu einer Materialistischen Sprachtheorie
Dez. 74 – ca. 200 Seiten – ca. DM 13,80

S 46
Tillman Rexroth
Warenästhetik
Sept. 74 – ca. 100 Seiten – ca. DM 9,80

S 47
Hans Kremendahl / Thomas Meyer (Hrsg.)
Sozialismus und Grundgesetz
Nov. 74 – ca. 240 Seiten – ca. DM 14,80

S 48
Hans Kremendahl / Thomas Meyer (Hrsg.)
Sozialismus und Staat
2 Bände
Okt. 74 – je ca. 190 Seiten – je ca. DM 14,80

S 49
Norbert Konegen / Gerhard Kracht (Hrsg.)
Sozialismus und Sozialisierung
Dez. 74 – ca. 240 Seiten – ca. DM 14,80

SKRIPTEN

Dieter Flader
Strategien der Werbung
Ein linguistisch-psychoanalytischer Versuch zur Rekonstruktion der Werbewirkung
234 Seiten – DM 14,80

Helmut Reinicke
Materie und Revolution
Eine erkenntnistheoretische Untersuchung zur Philosophie von Ernst Bloch
256 Seiten – DM 19,80

Scriptor Verlag GmbH – 6242 Kronberg (Ts.)
Postfach 96

Anja Jović
Ich war getrennt von mir selbst...

Ich will die letzten drei Jahre meiner Entwicklung nachzeichnen, einer Entwicklung, die zugleich persönlich, politisch und feministisch ist. In der letzten Zeit bin ich immer mehr davon abgekommen, mich damit zu beschäftigen, was andere Leute tun sollen, dafür ist mir immer klarer geworden, was für mich wichtig ist. Ich sehe das als einen Schritt in einer Entwicklung, die für mich ungeheuer positiv ist. Wie es weitergeht, kann ich nicht sagen, aber das macht mir nicht sehr großen Kummer, da ich die allgemeine Richtung kenne.
Ich bin im Frauenzentrum Berlin, aber mein Beitrag ist als ein persönlicher zu verstehen, da wir zu vielen Fragen noch keine feststehenden gemeinsamen Einschätzungen haben und ich auch nur mit einzelnen Frauen über diesen Artikel diskutiert habe. Ich wende mich hier in erster Linie an Frauen. Und wenn Genossen sich kritische Passagen heraussuchen, um sie feministischen Frauen um die Ohren zu hauen, dann sollen sie erst mal ganz genau überlegen, wie es mit ihrer eigenen Praxis steht und inwieweit sie bereit wären, ihre Erfahrungen anderen Genossen zum Lernen und Nachdenken zur Verfügung zu stellen.

Bis Herbst 1971 lebte ich in F. In der letzten Zeit, bevor ich nach Heidelberg ging, arbeitete ich dort in einer kleineren Gruppe mit, die hauptsächlich aus Studenten bestand und sich mit Gastarbeiterpolitik beschäftigte (Wohn- und Schulprobleme). Nach etwa einem Jahr wurde man sich allerdings bewußt, daß die Entscheidungen im Wesentlichen von einem Mann getroffen wurden, und daß die Hauptarbeit an etwa drei bis vier Leuten (ebenfalls Männern) hing. Der Rest mußte also offensichtlich ganz andere Gründe haben, in der Gruppe zu sein. Um diese »gruppendynamischen« Probleme zu bewältigen und eine größere Arbeitsfähigkeit der Gruppe zu erreichen, beschloß man, ein paar Tage wegzufahren, jeder sollte ein Papier über seine Motivation zu politischer Arbeit machen. Ich selbst lebte bereits in Heidelberg, fuhr aber in den Weihnachtsferien auf die Tagung mit, um die neuen Erfahrungen, die ich in der Heidelberger Gruppe SPAK (Sozialpolitischer Arbeitskreis) gemacht hatte, mit meiner alten Gruppe aus F. zu diskutieren. Hier die wesentlichsten Stellen meines Papiers:
»Als ich zu Euch kam, war ich ziemlich am Arsch. Ich war offiziell draußen aus einem Verhältnis, das sich im Volksmund Liebe nennt, in

Wahrheit aber wohl eine Reihe von Kämpfen war, die das jeweilige Verhältnis von Geben und Nehmen bestimmten. Offiziell draußen, emotional drinnen: der Kampf ging weiter und wurde mit wachsender Brutalität geführt. Wir, Peter und ich, waren nur in Seminaren zusammen, also konnte die Konkurrenz sich nur noch auf dem intellektuellen Sektor abspielen. Ich fing an, ernsthaft zu arbeiten. Daraus, d. h. aus der Beschäftigung mit linken Theorien, ergab sich fast zwangsläufig die Notwendigkeit einer Praxis. Die Motivation dazu aber war ganz und gar unpolitisch, es sei denn man nimmt *jede* Art von Frustration als politische Motivation – wobei dann vom Faschismus bis zum linken Karrierismus alles herauskommen kann. Ich machte also bei Euch mit: einmal um zu zeigen, daß ich die Theorie – 1000 Meilen entfernt von mir – begriffen habe und fähig bin, die Konsequenzen zu ziehen, alles noch im Rahmen des alten Konkurrenzkampfes mit dem Liebesobjekt und des allgemeinen Konkurrenzkampfs der Linken: Wer ist der beste Genosse? Zum anderen, weil ich beschissen allein war, keine Lust hatte zu einer neuen Bindung, zumindest nicht zu einer ›allgemein menschlichen‹, sich auf die Allmacht der Gefühle verlassenden. Wahrscheinlich ging ich in die Gruppe, um mir durch meine Arbeit die Zuneigung von ein paar Leuten zu sichern, eine relativ krisenfeste Zuneigung, da das Riesenproblem Sexualität keine oder fast keine Rolle spielen würde.

Es spielte dann doch eine, ich hab mich nämlich Knall auf Fall in den Thomas verliebt und war dann ziemlich verdattert, als er mich nach ein paar schönen Stunden kaum noch kannte. Aber da ich keine Ahnung hatte, wie man sich verhalten könnte, in so einem Fall, hab' ich mich gar nicht verhalten. Eine Frustration mehr, na und? Politischen Zusammenhang hatte das keinen für mich, ich hätte mich nie getraut, vor der Gruppe darüber zu reden.

Ich nehme an, Thomas ist mir jetzt böse, er hat geschrieben, daß man Liebe nicht analysieren kann, und daß man ein schönes Buch wegschenken soll, sonst wird es fade. Ich scheiß' drauf, ein schönes Buch zu sein, Objekt zu sein, weißt du was los ist, wenn du einer Frau sagst, du willst mit ihr verschmelzen und sie kann nicht, hat Angst vor dir, wüßte gar nicht, wie sie verschmelzen soll mit einem, der nicht mal ihre Sprache teilt. Da soll dann so ein Naturwunder auftreten, unsere Körper machen das schon, aber die machen das nicht. Wenn Thomas sagt, manchmal, da verschmilzt er mit jemand, dann bin ich verurteilt, unfähig, dann sind alle anderen fähig, nur ich nicht, und ich kriege nicht einmal die Chance, darüber zu reden, wenn ich reden will, muß ich kämpfen, gegen meine Angst vor der Verachtung der anderen, um Thomas' Aufmerksamkeit.

Wenn ich in einer Gruppe bin, in dem, was ich unter einer Gruppe verstehe, dann muß ich nicht so kämpfen, dann hab ich nicht so viel Angst

vor den Anderen, weil ich dann weiß, daß mein Anliegen auch das ihre ist.
Unsere Voraussetzung ist, daß wir uns jeden Schritt wirklichen Seins erarbeiten müssen, daß es fast nichts an uns gibt, das wir selber sind, daß wir von oben bis unten verkorkst sind, von dieser Gesellschaft, daß das zunächst einmal bis hinein reicht in die Gruppe, wo die Leute Angst haben, zu reden, wo sie schicke Sachen sagen über das revolutionäre Bewußtsein, und im Badezimmer sich ausheulen, weil ihre Mutter sie an Weihnachten wieder fertigmachen wird. Die analysieren die Außenpolitik Chinas und kippen von einem Nervenzusammenbruch zum nächsten Magengeschwür. Aber das interessiert ja niemand.
Mich interessiert's. Ich will wissen, warum ich, selbst wenn ich mit sogenannten Genossen zusammen bin, immer noch allein bin, Angst habe, in Konkurrenz stehe mit anderen. Ich kann den Arbeitern nichts von Solidarität erzählen, wenn ich nicht weiß, was das ist.«

Ich war 1971 alleine zum Studium nach Heidelberg gegangen und hatte da eine ganz tolle Frau kennengelernt, mit der ich dann das ganze Semester über ziemlich eng zusammengearbeitet und -gelebt habe. Wichtig ist vielleicht, woran unsere Beziehung in der ersten Zeit anknüpfte: Wir hatten beide eine Zweierbeziehung hinter uns, die uns ziemlich kaputtgemacht hatte: Aus unterschiedlichen Gründen waren wir beide von der Notwendigkeit der Trennung überzeugt, hatten aber Angst, sie nicht durchzuhalten. Weil wir uns sehr gern hatten, wollten wir uns gegenseitig unterstützen.
Claudia wollte sich trennen, weil ihr Freund ständig auf die Beziehungen eifersüchtig war, die sie über ihre politische Arbeit zu anderen Leuten hatte. Und ich war vor allem Peters wegen aus F. weggezogen. Peter war ein Musterexemplar von Eigenliebe, der mich und seine Freundin in Berlin in brutaler Weise gegeneinander ausgespielt hatte, das Ganze unter dem Deckmäntelchen von Ehrlichkeit und Emanzipation. Jedes Beharren von mir auf eigenen Ansprüchen erschien – auch mir selbst – als egoistische Hysterie. Das ist mir aber erst viel später klargeworden, nachdem ich Peters Berliner Freundin näher kennengelernt hatte (und gleich noch zwei andere seiner Freundinnen mit ganz ähnlichen Erfahrungen). Damals wußte ich nur, daß ich mich in Sicherheit bringen wollte, vor ihm und vor mir selbst.
Claudia und ich wollten politisch arbeiten, die Gesellschaft bekämpfen. Claudia kannte auch schon eine Gruppe, den SPAK, die Obdachlosenarbeit machen wollte, ein Kinderladen war geplant, man würde zusammen ein bißchen Literatur lesen, mit den Obdachlosen reden, und dann hinein in die Praxis!

Aber dann sind, vor allem durch Erik, der vorher beim SPK war, diese wichtigen Prozesse in Gang gekommen, die damals und heute von vielen Genossen als Psychoscheiße abgetan werden, von anderen hochtrabend Gruppendynamik genannt werden, und die doch eigentlich nichts anderes bedeuten, als daß man seinen eigenen Standpunkt klärt, ehe man daran geht, andere Leute über den ihren aufzuklären. Wenn ich mir das noch mal überlege, so ist das doch das Mindeste, was jeder Art von politischer Einflußnahme vorausgehen müßte.
Aber es hat uns allen ungeheuer Angst gemacht. Wir, die wir anderen das Heil bringen wollten, stellten auf einmal fest, daß wir selbst bedürftig waren. Wir saßen zusammen bis früh um 4 und redeten über die Angst, zu reden. Wir merkten, daß wir immerzu Angst voreinander gehabt hatten, in der Uni, in politischen Gruppen, Angst, eine Frage zu stellen, Angst, eine Frage nicht beantworten zu können. So hatten wir eine Sprache übernommen und geschaffen, mit der wir fernab unseren eigenen Bedürfnissen Denkgebäude errichteten, die mehr unserer Trennung als unserer Verständigung dienten. Auf einmal merkten wir, daß unsere Coolness Verwundbarkeit war.
Ich habe mich gewehrt gegen diese Gespräche. Ich brauchte meine Coolness, und ich hatte mir einen mehr oder weniger gut funktionierenden Apparat aufgebaut, meine Schwierigkeiten zu bewältigen. Beim Schreiben von 17 Tagebüchern hatte ich gelernt, für mich selbst Recht zu behalten, auch wenn die ganze Welt auf mir rumhackte (die Familie, die Klassenkameradinnen, die Freunde). Aber ich hielt es für ausgeschlossen, daß mehr als eine Person dieses Rechtbehalten anerkennen würde. Gar eine Gruppe, in der sich jeden Moment Koalitionen gegen mich bilden könnten!
Vor allem mit Claudia redete ich über Liebesbeziehungen. Wir entdeckten, daß auch hier die Angst voreinander eine ungeheure Rolle spielte. Wir kritisierten damals fast ausschließlich unser eigenes Verhalten unseren Freunden gegenüber. Wir stellten fest, daß, obwohl in unserem Bewußtsein klar war, daß wir sie liebten, wir unentwegt mit ihnen konkurriert hatten, daß wir wahnsinnige Angst hatten, uns abhängig und verwundbar zu zeigen. Daß diese Angst etwas mit der Situation der Frau im Kapitalismus zu tun hat, darauf wären wir nicht im Traum gekommen. Ich dachte damals, das hältst du nicht aus, wenn ich an die Arbeitsgruppe dachte, in der ich nach der Trennung weiterhin mit Peter zusammen arbeitete. In einer offen haßerfüllten Atmosphäre haben wir da einander den Marxismus und die Psychoanalyse um die Ohren gehauen, daß die Fetzen flogen. Ich habe Peter damals an Arbeitswut wahrscheinlich weit übertroffen, und ich hatte, als wir in Heidelberg darüber sprachen, ein durchaus schlechtes Gewissen deswegen: Da wir alle Konflikte mit den Konkurrenzmechanismen des Kapitalismus interpretierten, erschien mir jede Aggres-

sion unter Genossen als unsolidarisch. Für Herrschaftsstrukturen in unseren eigenen Reihen fehlten uns die Begriffe. Da wir uns alle gleichermaßen als zukünftige »doppelt freie Lohnarbeiter« verstanden, konnten wir uns keine anderen Hindernisse für unsere allgemeine Solidarität vorstellen als unsere zufälligen, individualgeschichtlichen und letztlich doch ganz persönlichen Macken. Daß diese Macken qua Sozialisation durch den Kapitalismus verursacht waren, sagten wir uns immer wieder, aber es half uns vorderhand nicht weiter.

Wirklich identifiziert habe ich mich mit dem SPAK von dem Moment an, wo es mir ungeheuer beschissen ging: ich hatte nämlich, ganz im Sinne der allgemeinen Solidarität, etwas mit Claudias Freund angefangen, zu dem sie inzwischen wieder, wie sie sagte, eine »lockere Beziehung ohne Besitzanspruch« hatte. Es wurde mir ziemlich schnell klar, daß ich einfach in diese Beziehung, die mir Claudia zeitweise wegnahm, hineinwollte, und daß die Beziehung irgendwie stellvertretend für die Beziehung meiner Eltern war. Ich versuchte, das Claudia zu erklären und ihr zu sagen, daß ich sie genauso gern hatte wie vorher. Aber sie kriegte wahnsinnige Angst, daß ich jetzt mit ihrem Freund zusammenbleiben würde und sie »draußen« wäre.

Da hat mich Claudia rausgeschmissen und gesagt, wenn das mit meiner Kindheit zusammenhänge, dann müsse ich das ja immer wieder machen (mich dazwischen drängen). Und ich irrte durch Heidelberg und dachte, das kann nicht sein! Das ist nicht bloß ein psychoanalytisches Problem, sondern die ganz reale Angst, allein zu sein. Aber wir waren doch eine Gruppe, wir waren nicht allein, also müßten diese Relikte unserer vorrevolutionären Vergangenheit auch bald verschwinden. Da bin ich losgefahren und habe die andern gesucht. Ich hatte große Angst, ihnen alles zu erzählen; ich war ja nicht sicher, ob sie nicht für Claudia Partei ergreifen und mich verurteilen würden. Aber ich habe es doch gemacht, weil ich unheimlich verzweifelt war und dachte, wenn ich es jetzt, wo es mir so schlecht geht, nicht schaffe, mich an die anderen zu wenden, kann ich meinen Anspruch auf solidarisches Verhalten ein für allemal zu den Akten legen.

In dieser Nacht haben wir unheimlich viel geredet, über Liebe, über unseren Wunsch nach Geborgenheit und Sicherheit, über unsere Angst voreinander und die Möglichkeit, diese Angst produktiv zu machen, indem man sie äußert. In dieser Nacht habe ich zum ersten Mal das Bedürfnis gehabt, mit den anderen zusammenzubleiben, und sie haben gesagt, sie freuten sich, ich sei immer so »erwachsen« und »überlegen« gewesen.

Am nächsten Tag sind wir zu Claudia gegangen, und ich habe gesagt, daß ich mit ihrem Freund nichts mehr machen würde, und daß es mir leid tue.

Das Gruppengespräch lief allerdings eher drauf hinaus, daß Zweierbeziehungen sowieso nur zur Abkapselung und Zersetzung der Solidarität führten. Dieser Anspruch ist ganz stark von Erik, der trotz aller Gespräche doch so etwas wie unser Chefideologe war, vertreten worden. Merkwürdigerweise erfuhren wir von seinen Schwierigkeiten, daß er noch nie mit einem Mädchen befreundet war, erst viel später.
Aber eine Zeitlang haben wir (auch Claudia) uns damals in der Gruppe wirklich geborgen gefühlt, wir waren in unserer kleinen Gruppe 4-8, haben den größten Teil unserer Zeit zusammen verbracht und haben das wirklich als Alternative zu Zweierbeziehungen empfunden.

Unser schwacher Punkt war die Praxis. Denn das war uns eigentlich immer klar, daß es Solidarität nicht als Selbstzweck, sondern immer nur gegen etwas gibt. Und unser Gegner wurde nur in uns selber konkret, ansonsten war er sehr abstrakt: das Kapital, das System.
Auf der anderen Seite unser vorgegebenes Praxisfeld, der Straßenzug im Pfaffengrund, eine Handvoll vernachlässigter Kinder, die sich total von den Kindern unserer Klasse unterschieden, Kinder, die mit 4 Jahren noch kaum sprechen konnten, deren Lebensumstände und Fähigkeiten wir nicht kannten, und deren Väter uns Frauen hinauswarfen, wenn wir etwas sagten, was ihnen nicht paßte.
Aber wir diskutierten ja immer wieder, was überhaupt unsere »Zielgruppe« sei (es läuft mir heute noch kalt den Rücken runter, wenn ich dieses Wort höre) und wie wir agitieren wollten. Denn daß die Arbeiterklasse das »revolutionäre Subjekt« sei, war den meisten von uns, auch mir, sonnenklar.
Das Problem war: wie bringt man unser revolutionäres Bewußtsein, das wir im Gruppenprozeß produzierten, mit denen zusammen, von denen seit Marx feststeht, daß sie das Subjekt der proletarischen Revolution und Begründer der klassenlosen Gesellschaft sind, von der wir dann wieder profitieren wollten?
Wir wurden oft gefragt, warum wir Obdachlose agitieren wollten und nicht Studenten. Ihr seid doch Studenten, haben uns viele vorgehalten, und wir haben uns mit dem revolutionären Subjekt rausgeredet, und wir hätten keine Lust, an der Uni was zu machen.
Wenn ich jetzt darüber nachdenke, fällt mir ein, daß die Mehrzahl von uns Frauen waren, die an der Uni überhaupt nicht den Mund aufkriegten, und daß wir alle miteinander Schiß hatten vor dem NRF (dem Vorläufer des KBW). Obwohl wir nie in größerem Rahmen darüber sprachen, war uns allen irgendwie klar, daß uns die revolutionären Kader in Grund und Boden quatschen würden mit unserer Psychoscheiße, wenn wir an der Uni aufkreuzen würden.

Außerdem war die Uni weder Arbeitsplatz noch Lebensbereich für mich. Ich konnte mich nicht mit dem identifizieren, was da ablief. Auch mit der Berufsperspektive Lehrer konnte ich mich nicht identifizieren, dachte aber noch nicht daran, daß das mit meiner Situation als Frau zu tun hat.
Also »agitierten« wir Obdachlose.
Mit der Zeit fühlte ich mich zunehmend abhängig und aufgesaugt von der Gruppe und hatte das Gefühl, daß irgend etwas Irrationales, das ich nicht fassen konnte, im Spiel war. Heute weiß ich, daß wir damals, während wir eifrig bemüht waren, das »dogmatische« linke Überich (s. M. Schneider, *Kursbuch 25*) zu zerstören, ein neues Gruppen-Überich aufgebaut haben, das uns keinerlei persönliche Identität mehr ließ.
Wie allein ich dabei im Grunde war, zeigt ein Tagebuchabschnitt:
»Wenn die Liebe nun auch nichts anderes ist als ein falsches, verlogenes Produkt des Kapitalismus? Wenn der Mensch in Wirklichkeit nichts anderes ist als ein paar Körperfunktionen, von der Geburt bis zum Tod?
Ich war im Kino: das war eine entsetzliche Liebesgeschichte, so primitiv und billig gemacht, wie es nur geht, mit Villa und Sportwagen, und Eifersucht und Eichendorff – mir schon ganz fremd, die Leute handelten nach Übereinkünften, die ich kaum noch verstehe – d. h. die Übereinkünfte waren Entzweiungen: die Übereinkunft, daß man von seiner Angst und seinem Alleinsein nicht sprechen darf, daß man als Maske durch die Welt rennen muß, um allen Leuten seine Überlegenheit zu zeigen – und daß man ein unsinniges Glück empfindet, wenn man irgendwo in dieser öden Welt jemand findet, der die Einsamkeit mit einem teilt. Zu zweit allein.
Ich habe mit Erik geschlafen, aber das Glück stellte sich nicht ein: wir können uns nicht belügen.
So bin ich ganz allein. Ich war gestern sehr unglücklich, aber keiner hat das gemerkt. Die Gruppe hat mich allein gelassen. Die Gruppe. Wer ist das: Claudia, Erik und wer noch?«

Was vom SPAK übrigblieb, war das vage, aber heftige Bedürfnis, diese Gesellschaft von Grund auf zu verändern.
Über die Liebesbeziehung, in der ich dann über ein Jahr lang lebte, will ich nicht viel sagen. Sie hat sehr schön angefangen, romantisch und zärtlich und voller Verständnis. So schön, daß ich glaubte, gar nicht darauf verzichten zu können, mit V. zusammenzuziehen. Auch Claudia redete mir zu, nach Berlin zu V. zu ziehen: Liebe wurde in unseren Köpfen eins mit Solidarität. Die Beziehung aufrechterhalten, um jeden Preis, erschien uns als ein Akt der Klassensolidarität, sich trennen, zurückfallen in die Isolation, Konkurrenz, war geradezu reaktionär. Da wir auf der anderen Seite das Dogma vom reaktionären Besitzanspruch anerkannten, das, überspitzt interpretiert, Menschen gleichsetzt mit Waschmaschinen, Autos

und Kugelschreibern, verbauten wir uns bereits in der Theorie die Möglichkeit, uns aktiv und kritisch mit unseren Liebesbeziehungen auseinanderzusetzen. So verließ ich Claudia und Claudia verließ mich, weil es uns wie ein Naturgesetz erschien, daß die Solidarität zwischen Mann und Frau wichtiger ist als die unter Frauen.
Hinter all diesen theoretischen Gebäuden haben wir sicherlich sehr gut gewußt, daß wir abhängig und müde sind, und als ich mich schließlich entschlossen hatte, nach Berlin zu gehen – V. hatte sehr schnell klargestellt, daß er aus objektiven und subjektiven Gründen nicht willens war, nach Heidelberg zu ziehen –, war eigentlich schon klar, wer in unserer Beziehung die Zugeständnisse machen würde.
Ich wohnte mit V. in einem Zimmer in einer Wohngemeinschaft und fühlte mich da meistens auch ziemlich sicher und glücklich. An der Uni versuchte ich längere Zeit in verschiedenen Gruppen zu arbeiten, aber ich hatte keine Lust, Tag und Nacht die Arbeiterklasse zu verherrlichen und ihr ein Bewußtsein anzuträumen, daß sie so bestimmt nicht hat, und ich hatte keine Lust, mit Leuten zusammenzuarbeiten, denen ich ständig vormachen muß, wie zufrieden und arbeitsfähig ich bin. Von der richtigen Linie ganz zu schweigen. Zu Gruppen außerhalb der Uni hatte ich keinen Kontakt, und mein Freund riet mir jedes Mal ab, wenn ich irgendwohin wollte.
In eine Frauen-Gruppe zu gehen, schien mir nicht notwendig: ich hatte ja alles, mein Studium, meine Unabhängigkeit (?), meine Pille, meine Beziehungen. Nur wenn ich gerade mal Kate Millet oder sowas las, regte sich die kalte Wut in mir. Mein Freund sagte: Das mußt du doch wissen, daß das alles nur Spielarten des Grundwiderspruchs sind. Ich war stocksauer: schon wieder war ich nicht betroffen, da ich keine Lohnarbeit leistete. Aber warum zum Teufel ging es mir schlecht?
Ich war sehr abhängig von meinem Freund, der sich, sobald es zu Konflikten kam, hinter seine Zeitung und seine Potenzprobleme zurückzog, so daß ich, um ihn nicht zu verlieren, auf vieles verzichtete, was unsere Beziehung hätte belasten können. Ich fiel in eine ziemlich resignative Privatheit zurück, die aber immerhin so angenehm war, daß ich mein Bedürfnis, wegzugehen, anders zu leben, nicht verwirklichte.

So kam ich, mit einer dicken Wut im Bauch und sehr unpräzisen Vorstellungen, ins Frauenzentrum. Teils, weil ich endlich »politisch arbeiten« wollte, und teils aus Neugier, wie andere linke Frauen (für mich war klar, daß das Frauenzentrum links ist) ihre Frustrationen in Beziehungen zu Männern mit ihrem politischen Bewußtsein vereinbarten. Die Unterdrükkung der Frau manifestierte sich damals für mich ausschließlich in Liebesbeziehungen; trotzdem stellte ich mir unter dem Frauenzentrum eine

Mischung aus Frauenstadtteil- und Frauenbetriebsgruppe vor, d. h. eine Gruppe Frauen, die andere (proletarische) Frauen als Zielgruppe haben.
Daß diese Erwartung falsch war, wurde mir schon am ersten Abend deutlich. Ich war zu einem Informationsabend für Neue gekommen. Und da saßen wir halt zu acht Frauen da und unterhielten uns und niemand wußte so richtig Bescheid. Es hieß, die Frauen seien alle in kleinen Gruppen mit festem Zusammenhalt, und wir sollten selber neue Gruppen bilden. Jedenfalls kamen dann ein paar Frauen rein, die offensichtlich fest zum Zentrum gehörten, und eine davon meinte, sie müsse sich unbedingt besaufen, wegen einer persönlichen Sache, und eine andere sagte: »mach das nicht, das bringt dich doch auch nicht weiter«, und schließlich beschlossen wir, zusammen etwas zu unternehmen. Die Frau, der es schlecht ging, wollte gerne tanzen, und so überlegten wir, wo man das kann, und entschieden uns schließlich für die nächste Diskothek. Da war ich natürlich voll dabei: das war praktische Solidarität à la SPAK, und ich war begeistert, wie schnell sich die Frauen, die zum ersten Mal im Frauenzentrum waren, dazu entschlossen hatten. Das Tanzen war dann auch ein Erlebnis: wir setzten uns natürlich nicht an die Tische, wo man sich vom Ober Getränke für 4 Mark bringen lassen mußte, sondern direkt an den Rand der Tanzfläche. Das Lokal war ziemlich schlimm: riesengroß, mit viel glänzendem Metall und Plastik, verschiedenen Tanzflächen und einem widerlichen Diskjockey. Aber wir waren unter uns, tanzten miteinander und genossen die Musik. Dabei empfanden wir uns als Provokation für die Männer und als sichtbare Alternative für Frauen, die an ihren Tischen saßen und warteten, daß sie einer auffordert, oder mit Männern tanzten, die ihnen nicht gefielen.
Was an diesem ersten Abend für mich deutlich wurde, war, daß die Frauen im Frauenzentrum sich nicht bereits eine feste Theorie erarbeitet hatten und uns diese überstülpen wollten, sondern daß sie uns »Neue« so, wie wir waren, mit unseren Erfahrungen sofort für voll nahmen.
Das entsprach zwar genau meinen Vorstellungen von politischer Organisierung, aber irgendwo fühlte ich mich gleichzeitig von den »fortgeschrittenen Frauen« im Stich gelassen, weil ich ja noch gar nicht so klar wußte, was ich eigentlich im Frauenzentrum wollte. Ich bin dann in eine CR-Gruppe gegangen, das heißt consciousness-raising oder Selbsterfahrungsgruppe. Damit haben die amerikanischen Frauen angefangen. Es bedeutet, daß man gemeinsam die Mosaiksteine, die man im Kopf hat, zusammensetzt zu einem Bild, in dem man sich selbst wiederfindet. Dazu gehört auch, daß man lernt, die Kraft und die Schönheit anderer Frauen wahrzunehmen. Wir hatten in der CR-Gruppe ziemliche Schwierigkeiten, und die Gruppe existierte auch nur etwa ein viertel Jahr. Wahrscheinlich waren unsere Situationen zu unterschiedlich. Mit einer Frau konnte ich mich sehr

gut verständigen, sie hatte ganz ähnliche Erfahrungen gemacht wie ich, hatte aber ein kleines Kind und keine Berufsausbildung. Sie sagte: »Die Männer sind alle kaputte Frauen«, aber sie kam nicht lange in die Gruppe, weil sie nicht von ihrer Familie wegkam und wir wohl auch nicht in der Lage waren, sie in ihrer konkreten Situation zu unterstützen.

Das Plenum des Frauenzentrums wurde für mich emotional ungeheuer wichtig: ich erlebte zum ersten Mal, daß Frauen sich selbst ernst nahmen, sich selbst zum Gegenstand politischer Praxis machten, daß sie die Stirn hatten, etwas für sich selbst zu fordern, ohne sich hinter der Arbeiterklasse zu verstecken. Meistens ging es um medizinische Probleme, um den § 218, und daran machten sich sehr viele meiner eigenen Schwierigkeiten fest, die ich niemals als politisch begriffen hatte. All die vereinzelten demütigenden Erfahrungen bei Frauenärzten, die mir z. B. wegen einer Eierstockentzündung, die ich wahrscheinlich nie gehabt habe, nacheinander empfahlen: Klinikaufenthalt, sexuelle Enthaltsamkeit und sofortige Mutterschaft, all diese Erfahrungen, Klapse auf den Po, väterliches Grinsen, Massenabfertigung, fügten sich zusammen zu einem System von Gewalt, für das in meinem »revolutionären Bewußtsein« kein Platz gewesen war.
Was mir am Anfang Schwierigkeiten machte, war, daß einzelne Männer, die auf unser Plenum kamen, rausgeschmissen wurden. Ich wußte, das war irgendwann mal beschlossen worden, und fand es auch abstrakt vollkommen richtig, aber in der konkreten Situation, wenn einer sich wehrte und dann mit Gewalt hinausbefördert wurde, hatte ich schon ein flaues Gefühl. Anschließend wollten dann auch oft neue Frauen darüber diskutieren, was von denen, die schon länger im Zentrum waren, ziemlich schroff abgelehnt wurde mit der Begründung, das habe man schon so oft diskutiert. Auch bei anderen Fragen, die Männer und die Zusammenarbeit mit Männern betrafen, war es schwierig zu diskutieren und wir gerieten schnell in ein aggressives Gegeneinander. Solche Diskussionen empfand ich als ausgesprochen beängstigend, aber diese Angst verbarg ich teilweise hinter dem Zweifel, ob das, was wir machten, auch richtige politische Arbeit sei. Ich wußte nicht, wo die Erkenntnisse mich hinführen würden, die mir meine geschärfte Wahrnehmung der frauenfeindlichen und frauenverachtenden Umwelt vermittelte. Ich vermutete, daß die Konsequenz der totale Bruch mit den Männern wäre, aber ich erinnerte mich zu gut an meine früheren Beziehungen, als daß ich mich mit Frauen hätte identifizieren können, die sagten, daß man mit Männern bloß seine Zeit vertut. Andererseits erschien es mir unmöglich, nun, wo ich die gesellschaftliche Unterdrückung der Frau erkannt hatte, noch ernsthafte Beziehungen zu Männern zu haben. Ich hing also mit meinem Gefühlshaushalt in der Luft und weder CR-Gruppe noch Plenum konnten das kurzfristig auffangen.

Die Wortradikalität des Plenums stand damals auch in ziemlichem Widerspruch zur Wirklichkeit der meisten Frauen. Wir konnten uns kaum rational mit dem Anspruch auseinandersetzen, emotional unabhängig von Männern zu sein. Diesen Anspruch hatten die meisten von uns zwar in irgendeiner Weise, aber nur wenige Frauen konnten ihn erfüllen. Aus diesem Zustand heraus entstand dann auch wieder so etwas wie eine Hierarchie von konsequenten und inkonsequenten Feministinnen, was wir nach unseren früheren Erfahrungen mit dem Wettbewerb, wer der beste Kommunist ist, so sehr ablehnten, daß wir erst mal kaum in der Lage waren, es bei uns selbst wahrzunehmen. Außerdem konnten wir uns von der Erwartung, daß wir uns als Frauen quasi ganz von selbst herrschaftsfrei organisieren könnten, nur schwer trennen. Immerhin haben wir immer wieder Ansätze gemacht, unsere Kommunikationsprobleme zu diskutieren, wobei klar war, daß es nicht um äußerliche Probleme der Arbeitsfähigkeit und der Tageseinteilung ging, sondern daß die »Integration der Neuen«, d. h. vor allem die Vermittlung von Erfahrungen ein Kernproblem feministischer (nicht auch linker?) Politik überhaupt ist. Solche Diskussionen brachten uns zwar inhaltlich oft nicht viel weiter, aber ich ging jedesmal mit dem Gefühl heraus, daß ich mit diesen Problemen nicht allein dastehe, daß wir alle zusammen daran arbeiten, sie zu beseitigen.
Ich hatte die ganze Zeit über eine ziemlich stabile Beziehung zu einer Frau, die in einem ähnlichen Prozeß steckte wie ich. Diese Beziehung bewegte sich in einem Zwischenstadium von Zärtlichkeit und Freundschaft, und wir haben uns oft sehr geholfen, all die Veränderungen in unseren Wertungen und Beziehungen zu verarbeiten. Auch zu anderen Frauen bekam ich spontaner und offener Kontakt als vorher und ich merkte, daß ich lernte, zugleich mit ihnen mich selbst zu akzeptieren. Aber ich hatte Angst, schwul zu werden. Unsicher wie ich war, mit Schwierigkeiten in meinem Job (ich ging zum ersten Mal kontinuierlich ein Jahr lang arbeiten) und Unlust im Studium, kriegte ich richtig Existenzangst, wenn ich daran dachte, daß zwei so schwache Wesen aufeinander angewiesen sind (Beziehung bedeutete: aufeinander angewiesen sein).
Vor den meisten Männern konnte ich unseren Kampf noch immer nicht legitimieren, dabei hatte ich ein ganz starkes Bedürfnis, ihn zu legitimieren. Ich konnte zwar voll hinter einzelnen Aktionen des Frauenzentrums stehen und diese auch nach außen verteidigen, aber zur Frage »Männerfeindlichkeit«, von der ich mich geradezu verfolgt fühlte, wußte ich nichts zu sagen.
Ich hockte da mit offenem Mund, wenn mir wieder mal ein besorgter Genosse vorhielt, wir gefährdeten den Klassenkampf. Ich begriff das einfach nicht: 200 Frauen tun sich zusammen, und schon heißt es, wir

wollten die Männer liquidieren, das Matriarchat einführen und weiß der Henker was noch alles. Auf einmal wurde mir vorgehalten, wenn ich mein Auto von Freunden schweißen lassen wollte, ich müßte das selbst lernen. Überhaupt sitze die Mehrzahl der Frauen faul zu Hause und beute die Männer aus. Das alte Argument: Geht erst mal arbeiten! Und Arbeit ist natürlich nur, was zum Markte getragen wird, wofür es Geld gibt. (Ich erinnere mich an ein soziologisches Seminar, wo eine halbe Stunde darüber diskutiert wurde, ob Hausfrauenarbeit auch Arbeit sei. Das Ergebnis war, daß es keine sei. Die einzige Opponentin, Ehefrau eines redegewandten Marxisten, galt als etwas hysterisch.)
Einige gute Freunde von mir schoben durchaus ihre Probleme mit Frauen auf ihre Unfähigkeit, die Mackerrolle zu spielen, und wenn ich mir mein eigenes kaputtes Verhältnis zu Männern anschaute, konnte ich dem eine gewisse Plausibilität nicht absprechen. Aber wieso begriffen sie nicht, daß wir in gewisser Weise auch ihren Kampf kämpften? Mir hat das Mißtrauen und das Unverständnis der Männer sehr wehgetan. Aber es hat mich auch in einer zunächst nicht sehr rationalen Weise radikalisiert, mir gezeigt, wie wenig sich die Genossen um das kümmern, was tagtäglich um sie herum passiert und was gerade nicht in ihr angeschultes und angelesenes Schema von Ausbeutung paßt. Wieder andere sagten, wenn sie sich schon aufgeschwungen hätten zum Klassenkampf, dann sollten ihnen nicht auch noch die Frauen in den Rücken fallen. Ich hörte zu. Durchwühlte mein Hirn nach einer Verteidigung. Aber warum mußte ich mich denn immer verteidigen? Das erinnerte mich verdammt an bürgerliche Seminare, wo man jedes marxistische Argument, das man bringt, bis Adam und Eva zurückbegründen mußte, während die Bürger mit unbewiesenen Argumenten nur so um sich schmissen.

Ich glaube, mein Hauptproblem war gar nicht, mich vor den Männern zu legitimieren, sondern vor mir selbst, auch vor anderen Frauen. Mein altes Selbstverständnis geriet immer mehr ins Wanken und ich wußte nicht recht, was ich an seine Stelle setzen sollte. Mir wurde klar, daß meine Beziehungen zu einem großen Teil aus dem Wunsch nach Sicherheit, auch materieller Sicherheit bestanden, daß ich, die ich mich in Heidelberg immer als Besitzer von Arbeitskraft definiert hatte (der Ware Arbeitskraft wohlgemerkt), ein sehr unklares Verhältnis zu diesem Besitz hatte. Daß ich Zweifel hatte, ob ich das bringen würde, jeden Tag irgendwo hinzutraben, mich mit Kollegen und Vorgesetzten auseinanderzusetzen. Bis lange in mein Studium hatte ich auch Zweifel, ob ich es bringen *wollte*!
Ich bin eine »bürgerliche« Frau. Kleinbürgerlich. Mittelstand. Meine ganze Erziehung war darauf hinausgelaufen, irgendwelche Qualitäten herauszubilden, die, zumindest auf dem Arbeitsmarkt, keinen Marktwert

haben. Ich konnte tanzen, bildhauern, Geschichten schreiben und schließlich auch politisch diskutieren. Meine technische Intelligenz ist sehr früh auf der Strecke geblieben, ich kann das an meinen Schulzeugnissen sehr genau verfolgen. Ich wollte heiraten. Einen besonderen Mann. Einen, der mich versteht. Einen, der mich achtet. Ich wollte Kinder haben. Sie antiautoritär erziehen. Ich wollte für jemand da sein, der mich braucht. Damit ich nicht eines Tages einen tödlichen Unfall baue, aus Versehen. Ich wollte jemand, der mich am Leben erhält. Ich wollte eine richtige Frau sein.
Aber irgendwo habe ich auch immer gegen diese Rolle revoltiert: Habe mich an Männer gehängt, die nicht da waren, die an andere Frauen gebunden waren. Ich habe meinen bewußten Bedürfnissen zuwider gehandelt. Ich war getrennt von mir selbst, und meine Energie war so eingeklemmt wie die Theorien in meinem Kopf. Natürlich hatte ich Bauchschmerzen.
Es war schwer für mich, mir das alles einzugestehen, das all den Vorstellungen gegenüberzustellen, die sich die Linken von Zweierbeziehungen machen, in denen Geld und Macht angeblich keine Rolle spielen. Und es war noch schwerer, noch beängstigender, einzusehen, daß das eine wie das andere, die Schulmädchenträume ebenso wie die Genossenträume, Illusionen waren. Warum, wurde mir erst später klar.
Ein Ausdruck der totalen Ignoranz der Lage der Frauen gegenüber ist die Tatsache, daß in den linken Lehrmeinungen feststeht, daß die Arbeiter nicht individuell aufsteigen sollen, sondern ihre Befreiung nur kollektiv, als Klasse, erreichen können, während den Frauen kaltschnäuzig empfohlen wird: lernt erst mal reden, stellt endlich eure blöden Probleme zurück, werdet *arbeitsfähig!* Arbeitsfähig, um die Befreiung einer Klasse zu betreiben, die im Haus genau die Herrschaftsform aufrechterhält, unter der wir selbst leiden.
Und da kann man mir tausendmal sagen, daß mit der Befreiung der Arbeiterklasse auch die Befreiung der Frau stattfindet. Ich glaube nicht, daß die Frauen befreit werden können von Männern, ebensowenig, wie die Arbeiter befreit werden können von Intellektuellen. Wie sollen die Männer uns befreien, wenn sie heute so wenig Sensibilität für unsere Lage entwikkeln, wenn sie sich so wenig bemühen, einmal die Rolle zu analysieren, die sie selbst dabei spielen?
Auf jeder Frau, gleich welcher Klasse, lastet von Kindheit an die eminent gesellschaftliche Erwartung, Kinder zu haben und aufzuziehen. Über diese Erwartung will ich nichts Wertendes sagen, weil ich glaube, daß Fortpflanzung ein natürliches menschliches Bedürfnis ist, und daß es unter richtigen Bedingungen auch eine Freude ist, mit Kindern zusammenzusein. Daß aber jede Frau das Bedürfnis hat, ihr Leben um diese Tatsache herum zu organisieren, halte ich für mehr als zweifelhaft.

Auf der andern Seite ist uns klar geworden, daß die Hingabe an den Mann, die uns die meisten Publikationsorgane dieser Gesellschaft immer wieder eintrichtern wollen, für uns keine Möglichkeit zu leben ist. Und weil das alles uns klar gemacht hat, daß diese Gesellschaft nicht taugt für uns, sind wir auf die Linke gestoßen. Und wie viele Frauen sind sogar durch Männer politisiert worden! Und wie sie politisiert wurden! Mit dem Schwanz und mit der großen Schnauze! Oder auch damit, daß der Krieger auf einmal ganz schwach wurde und sich ausruhen mußte bei uns für seine nächsten Taten. Und da waren wir ja dann wieder in unserem Element.
Aber wie diese Erfahrungen vereinbaren mit der Einsicht in die Notwendigkeit des Klassenkampfs? Das historische und theoretische Verhältnis von marxistischer und feministischer Emanzipationsbewegung ist ja nicht gerade ermutigend.
Die traditionelle sozialistische Frauenbewegung hat zwar mit dem historischen Materialismus ihre Entstehung aus den veränderten Produktions- und Verkehrsformen erklären können und durch den Hinweis auf das Matriarchat die Naturbestimmtheit des Geschlechterverhältnisses relativiert, aber schon bei der Erklärung des Übergangs von Matriarchat zu Patriarchat werden die Erklärungen zwanghaft und spekulativ. Was die sozialistische Theorie nicht erklärt hat, ist die Unterdrückung und Ausbeutung der Frau, die im Kapitalismus ihre besondere Ausprägung erhalten hat. Ich hatte immer geglaubt, die marxistische Theorie würde gleichermaßen die Befreiung aller Menschen zum Ziel haben, aber jetzt sah ich, daß die ökonomische und psychische Ausbeutung der Frau außerhalb oder nur am Rande ihrer Begrifflichkeit lag: Der Arbeiter erhält für seine Arbeit den Wert seiner Arbeitskraft, d. h. den zu seiner *Reproduktion* nötigen Wertanteil. Das habe ich immer akzeptiert im *Kapital*-Kurs, und ich würde gern wissen, ob es jemals an einem FU-Institut problematisiert worden ist. Was das nämlich bedeutet, *Reproduktion*, wer da arbeitet, unbezahlt, isoliert, wer da Kinder in seinem Bauch wachsen läßt und unter entwürdigenden Bedingungen und teilweise schwersten Anstrengungen und Schmerzen zur Welt bringt, vor allem: welche Herrschaftsverhältnisse sich aus dieser Tatsache ableiten, darüber schweigt sich die Linke aus. Erst in der autonomen Frauenbewegung habe ich begriffen, daß die Gesellschaft (die patriarchalische, sexistische) den Frauen die Instandhaltung und Produktion der Arbeitskraft aufgebürdet hat. Ich habe begriffen, daß der Mann die Frau in einer vorkapitalistischen Abhängigkeit hält (die Frau ist nicht der doppelt freie Lohnarbeiter, von dem Marx spricht), in einem Zwischenzustand zwischen Mensch und Natur, in dem ihr Körper zum Produktionsinstrument von Arbeitskraft degradiert wird und ihre Seele zum Punchingball für die von den Organen des Kapitalismus: Fabrik, Büro, Schule zermürbten Mitglieder der Familie.

Von einer Burgfriedenssolidarität, die den Frauen den Mund verbietet und ihnen den Blick für ihre eigene Unterdrückung versperrt, will ich jedenfalls nichts mehr hören. Wer an dieser Art von Solidarität festhält (gegenüber Frauen, Schwarzen, Gastarbeitern, Jugendlichen), übersieht die Stützpunkte, die das Kapital sich in ihm selbst geschaffen hat, und betreibt mit seiner Politik genau das, was er uns vorwirft: nämlich Spaltung der revolutionären Kräfte.

Ich kann nicht genau feststellen, wie es gekommen ist, daß ich mich heute voll mit der autonomen Frauenbewegung identifiziere. Das ist auch nicht eine Sache von eins, zwei, drei Argumenten, das kann ich nicht belegen in einem Thesenpapier. Unser Gegner kommt nicht mit Panzern angerollt und bedroht uns nicht mit Hunger, nicht hier und heute. Unser Gegner, soweit es nicht immer noch das anonyme Kapital ist, begegnet uns in der Arztpraxis, sitzt mit uns in der Kneipe, liegt mit uns im Bett und demonstriert mit uns auf der Straße. Aber er ist nicht in allen Teilen seiner Existenz unser Gegner. Unser Gegner ist unter anderem in uns selbst. Aber wir werden uns hüten, gegen uns selbst zu kämpfen: das haben wir lange genug getan. In uns lebt beides: die Unterwerfung und die Revolte; die Hoffnungslosigkeit, die alles schön findet, wie es ist, und die Träume vom wirklichen Leben. Wir müssen behutsam mit uns sein, uns selbst lieben, um die Kräfte frei zu machen, die in uns drin sind. Und diese Kräfte wehren sich gegen jede Unterdrückung. Die stellen die Forderung nach Gesundheit, glücklicher Sexualität, Freizeit und Liebe, nach sinnvoller Arbeit und Verständigung über Erfahrungen. Diese Forderungen stellen wir Frauen jetzt und heute. Für uns selbst. Und wir werden sie an jeden stellen, der uns in den Weg tritt, ob er nun Kapitalist ist oder Politwichser im Seminar. Man hat uns lange genug dazu gebracht, unsere Interessen anderen in Verwahrung zu geben.
Für mich bedeutet das aber auch, daß ich anfange, innerhalb der Frauenbewegung meinen eigenen Standpunkt herauszubilden und ihn eigenständig zu vertreten. Frauen gemeinsam sind stark – Solidarität also – bedeutet nicht mehr für mich: gemeinsam sind wir stark, aber allein bin ich schwach. Gemeinsame Stärke darf nicht ein Deckel sein, der auf einen Topf voller Hilflosigkeit und Angst daraufgesetzt wird, so wie ich das teilweise in unserer Heidelberger Gruppe erlebt habe und anfangs auch im Frauenzentrum. Gemeinsame Stärke, das heißt für mich auch so etwas wie Autonomie der Gruppe gegenüber, denn nur so können Auseinandersetzungen, die uns weiterbringen, geführt werden. Politische Arbeit als feministische Arbeit bekommt dann die Funktion, die gesellschaftlichen Ursachen des eigenen Leidens zu bekämpfen, ohne dabei unnötige neue Leiden zu produzieren, die hinter unserem Rücken neue Abhängigkeits-

und Herrschaftsstrukturen schaffen. Im Gegenteil, mit größtmöglichem persönlichen Nutzen für jede von uns.
Der Nutzen, der sich für mich ergibt, ist, neben der Reduktion von Angst und der Fähigkeit, mich zu verteidigen, die spürbare Freisetzung meiner Phantasie und Kreativität, die besonders durch die linke Bewegung arg verschüttet und verstümmelt wurden. Ständig bedroht vom Vorwurf des kleinbürgerlichen Intellektualismus, der Emotionalität und des Individualismus, bewegte ich meinen Verstand in den Grenzen, die eine oberflächlich verstandene Fortschrittlichkeit und klassenbewußte (?) Parteilichkeit mir setzten. Die vielversprechenden Ansätze zum Verständnis der gesellschaftlichen Verhältnisse mittels der historisch-materialistischen Methode, die soviel Hoffnung auf Begreifen und Verändern meines eigenen Lebens in mir geweckt hatten, verliefen sich so irgendwo im Sande.
Die Frauenbewegung, so wie ich sie verstehe, widersetzt sich entschieden solchen Selbstverleugnungen. Ich will keine Ersatzidentität mehr, die ich mir durch Aufopferung und Verzicht auf eigenen Ausdruck erkaufe. Dies sind genau die Merkmale des patriarchalischen Systems, durch die es seine Herrschaft in der Psyche der Frauen festsetzt, indem es sie trennt von ihren eigenen Bedürfnissen. Diese Ersatzidentität, die traditionell für die Frau die Familie ist, will ich in keiner politischen Arbeit mehr reproduzieren.

Wie sich Frauen organisieren, ist Sache der Frauen. Jetzt, wo mir das selbst wirklich klar ist, kann ich auch wieder mit Männern über meine Arbeit im Frauenzentrum reden.
Denn das halte ich schon für notwendig, daß man Leuten, zu denen man positive Beziehungen hat, auch vermitteln kann, was man macht. Ich habe keine Lust, jetzt meinerseits die Männer zu Lustobjekten zu machen. Solche Beziehungen sind, zumindest über längere Zeit, immer Scheiße, ob man nun auf der einen oder der anderen Seite steht.
Wieso ich überhaupt noch Beziehungen zu Männern habe? Das ist ganz einfach: weil es schön sein kann. Nachdem sich meine erste (sehr heilsame) Wut gelegt hatte, habe ich festgestellt, daß ich mich immer noch Knall und Fall in einen Mann verlieben kann, und ich sehe nicht ein, warum ich mir hier von vornherein einen neuen Zwang antun und das verdrängen soll. Nur der weitere Verlauf solcher Geschichten unterscheidet sich etwas von früher. All die quälerischen Mechanismen, die früher immer abgelaufen sind, gibt es jetzt nicht mehr, oder nur noch ganz abgeschwächt: Ich erwarte zuviel von ihm, er zieht sich zurück, ich hinterher, frage, warum, du verdrängst da was, er: nein, ich verdränge nichts, du mit deinen Problemen. Ich werde unfähig, was anderes zu machen, stürze mich infolge dessen noch mehr auf ihn, er fühlt sich ja auch so unglücklich, woher kommt das bloß?

Seitdem diese Spielchen nicht mehr laufen, haben sich meine Beziehungen zu Männern geändert. Es gibt mehr Männer, als ich dachte, mit denen ich gute, freundschaftliche Beziehungen haben kann, was bisher allerdings meistens nur so lange gut ging, wie ich keine emotionalen Ansprüche stellte. Natürlich ist das Problem damit nicht gelöst, daß ich nichts mehr erwarte. Ich persönlich glaube, daß wir von den Männern genau das fordern müssen, was wir die ganze Zeit unter falschen Voraussetzungen versuchten, ihnen zu geben: Liebe, Anregung, Unterstützung, Verständnis, sexuelle Befriedigung. Denn ich halte es für unmaterialistisch zu behaupten, die Männer seien von Natur aus unfähig, die Unterdrückung der Frauen zu begreifen, aber ich glaube, daß sie sich erst dann damit auseinandersetzen werden, wenn die Frauen sie dazu zwingen. Und sie werden sich, da sie ja nun weitgehend auf uns angewiesen sind als Liebespartner und Kindererzeugerinnen, auch dazu bequemen müssen, sich selbst zu verändern. Auf breiter Basis kann das natürlich erst dann passieren, wenn sich die Frauen einig sind und ökonomischen und politischen Druck ausüben (auch Hausfrauen können das) und sich nicht mehr gegeneinander ausspielen lassen.

Die Frage »Schwulsein oder nicht« hat ihre Brisanz für mich verloren. Ich glaube, inzwischen genügend Selbstbewußtsein zu haben, daß es mir keine Angst mehr machen würde, wenn ich mich in eine Frau verliebte. Aber konkrete Vorstellungen habe ich nicht dabei. Die habe ich auch nicht in bezug auf Männer. Obwohl ich in einer Wohngemeinschaft lebe, kann ich mir schon gar nicht mehr vorstellen, wie das ist, wenn man einen großen Teil seiner Zeit und seiner Erlebnisse mit einer Person teilt.

Manchmal fühle ich mich allein und sehne mich nach jemand, der mich wirklich kennt und dem ich nicht erst zwei Stunden erklären muß, was los ist, wenn ich über etwas reden will, eine Freude teilen möchte, oder wenn's mir nicht gut geht. Manchmal habe ich dann Angst, daß ich alles, was ich erlebt habe, kaum noch werde vermitteln können. In solchen Momenten gehe ich immer noch davon aus, daß sich mein Partner gar nicht wirklich für mich interessiert, sondern bloß angewiesen ist auf bestimmte Funktionen von mir, und daß ich mich damit abfinden werde. Da aber alle Anzeichen darauf hindeuten, daß ich mich gar nicht abfinden werde, daß die Frauenbewegung immer stärker wird, und daß ich inzwischen genügend stabile Beziehungen und genügend eigene Identität habe, daß ich mich nicht abfinden muß, kann ich eigentlich nur zuversichtlich sein.

Helmut Ahrens / Volker Bruns / Peter v. Hedenström / Gerhard Hoffmann / Reinhard v. d. Marwitz
Die Homosexualität in uns

Vorbemerkung

Diesen Aufsatz, an dem fünf Mitglieder der Männergruppe der Homosexuellen Aktion Westberlin (HAW) gearbeitet haben, verstehen wir weder als repräsentativ für die Schwulenbewegung in der Bundesrepublik noch für unsere Organisation in Westberlin. Auf dem Papier existieren heute in der Bundesrepublik ungefähr dreißig Homosexuellengruppen, deren Arbeit jedoch mit großen Schwierigkeiten verbunden ist: Berlin befindet sich insofern in einer privilegierten Stellung, als sich hier mit der Studentenbewegung auch ein politisiertes Potential homosexueller Individuen zusammenfand und die Schwulenbewegung nach vierzig Jahren Unterbrechung neu gründete. Innerhalb der HAW-Männergruppen ist es zwischen den Ansätzen und Praxisvorstellungen der revisionistischen Mitglieder und einer sich erst jetzt strukturierenden linken Opposition, die sich durch ihre Auseinandersetzung mit der revisionistischen Linken und durch Denkanstöße aus der romanischen Homosexuellenbewegung politisiert hat, zum offenen politischen Konflikt gekommen. Der folgende Aufsatz spiegelt die Diskussion innerhalb jener linken Opposition wider. Obwohl wir uns bemühten, auch die Ansätze der anderen HAW-Männergruppen zu vermitteln, läuft die Darstellung notwendigerweise über unseren Filter, insbesondere da die gewerkschaftlich-orientierten Mitglieder es ablehnten, an diesem Aufsatz inhaltlich mitzuarbeiten. Wir fünf lernten uns über diese Arbeit näher kennen und wollen die entwickelten Ansätze einer Schwulenarbeit in einer neuen Arbeitsgruppe innerhalb der HAW-Männergruppen fortsetzen. Jeder einzelne Punkt der Ausarbeitung hätte sehr viel ausführlicher sein müssen, da wir kein Wissen über uns voraussetzen können.

I. Schwules coming-out

Gerhard: Ich hab ziemlich lange gebraucht, bis ich mich von meiner heterosexuellen Erziehung loslöste. Dazu kommt natürlich, daß meine Erziehung in puncto Sexualität allenfalls 'ne negative war. Meine ersten Erlebnisse mit Klassenkameraden so mit 14 Jahren hab ich später dann völlig verdrängt. Ich hab dann nur noch onaniert. Ich hatte zwar sehr viele

Freundinnen, die haben mich aber sexuell nie angezogen, was dann auch immer zum Bruch mit ihnen führte. Und dann waren da auch so zufällige Kontakte mit Freunden, die ich sehr libidinös besetzt hatte und mit denen ich dann geschlafen hab. Ohne daß ich je daran dachte, daß ich schwul bin. Dann mit 22 hatte ich einen Freund, der war anscheinend gar nicht schwul, mochte mich ganz gern; da weiß ich noch, wie mich der das erste Mal sexuell berührte, da war ich ganz weg. Ich hab dann zwei Jahre gekämpft, daß der wieder mal mit mir schläft. Aber das hat sich dann auseinanderentwickelt, weil er eben anscheinend gar nicht schwul ist. In der Zeit ist mir aber, glaub ich, bewußt geworden, daß ich auf Männer fixiert bin. Ich hab da drüber auch mit meinen Arbeitskollegen und später dann mit den Leuten am Kolleg gesprochen. Die fanden das ganz interessant, wußten aber wahrscheinlich gar nicht, von was ich sprach ... Ach ja, da fällt mir ein: Zwischen 13 und 15 Jahren trug ich unbewußt den Rollenkonflikt aus, indem ich Mädchenkleider anzog und so auf die Straße ging... Während der Zeit mit dem Freund hab ich auch mit Frauen geschlafen, aber das hats für mich einfach nicht gebracht.

Peter: Das erste Mal, wo ich mir bewußt gesagt habe, daß ich schwul bin, das ist mit 19, 20 gewesen. Wie ich durch Bekannte nach Hamburg gekommen bin, in ein schwules Lokal, und mich die Atmosphäre da unheimlich, allein die ganze Atmosphäre, das rote Licht, das hat mich unheimlich geil gemacht. Ich hab da auch 'nen Typ kennengelernt und mit dem gleich am ersten Abend geschlafen. Im nachhinein merkte ich dann, daß die ganzen Jungenbekanntschaften, die ich bis dahin hatte, daß die von mir aus nur sexuell waren. Ich hatte aber auch immer viele Mädchenbekanntschaften.

Reinhard: Sexuell?

P.: Überhaupt nicht. Dann gleich nach dem Abi hab ich mich so heimlich verlobt. Habe aber richtigen sexuellen Kontakt mit dem Mädchen nie gehabt, sondern nur petting. Und dann ist es mit ihr auseinandergegangen, und gleichzeitig bin ich da in Hamburg in dieses Lokal gekommen.

R.: Ich hatte 'ne Beziehung zu einer Frau. Die lief aber schon über mehrere Jahre, wir waren in so einer Krise und wußten nicht mehr, wies weiterläuft. Wir wollten uns sogar darüber hinwegretten, indem wir, um unserer Beziehung 'nen Halt zu geben, uns verloben wollten. Damals war ich 21 Jahre. Durch den Wehrdienst kam es dann zu 'ner räumlichen Trennung von der Frau. Einer von den Männern da hat mich so unheimlich fasziniert, daß ich ihn immer küssen wollte, wenn wir gemeinsame Wache hatten, aber ich hab mich nie dazu getraut. Später kam es dann also zum endgültigen Bruch mit der Frau, und an demselben Nachmittag ging ich dann in ein Freibad und sagte, irgend etwas muß sich heute für mich ändern. Zwei Personen faszinierten mich dann irgendwie. Die eine

war 'ne reifere Frau, das wäre wohl die Rationalisierung der bisherigen Beziehung gewesen, und die andere ein Mann, der mir in dem damaligen Moment unheimlich schön vorkam. Ich wollte unbedingt ab einem bestimmten Moment diesen Mann kennenlernen und versuchte es auf ganz plumpe Weise. Sprach ihn dann übers Studium usw. an... Dann gemeinsam im Bett. Für mich war das eine unheimliche Katharsis, dieses Erlebnis, daß plötzlich ein Mann mich am Arm streichelte und ich fühlte, daß er mich begehrte. Und wie er mich auszog, wußte ich natürlich nicht, was ich selbst mit ihm nun anfangen sollte, weil ich irgendwo noch Angst vor seinem Schwanz hatte. Aber gleichzeitig fühlte ich 'ne unheimliche Begierde, daß er meinen Schwanz in den Mund nimmt. Und das geschah dann auch. Und ich blieb dann gleich die ganze Nacht bei ihm und es war unheimlich gut für mich.

Volker: Mit 13 Jahren hatte ich die erste Berührung mit dem Wort schwul. Ein Klassenkamerad war irgendwo in Hamburg gewesen. War abends mit ein paar Leuten im Park und da war einer, der hatte sich abgesetzt, und kam dann: Hilfe, Hilfe, dahinten is 'n Schwuler, dahinten is 'n Schwuler, der will was von mir. In diesem Moment, als er das erzählte, hab ich mich voll mit diesem Wort identifiziert. Und wußte im Grunde, Menschenskinder, damit bist du gemeint. Zu der Zeit hab ich jeden Tag ständig onaniert, mit ganz eindeutigen Vorstellungen, daß ich mit Männern schlafe. Und das war auch für die folgenden Jahre meine sexuelle Hauptbetätigung. Mit 16 Jahren fing ich dann an, intensiv Freundschaften mit Mädchen zu suchen, und fuhr da auch unheimlich emotional ab auf eine Klassenkameradin mit Liebesbriefwechsel und wahnsinnigen Tränen. Konnte aber die körperliche Berührung niemals richtig akzeptieren, es war so mehr ein Muß. Das lief eben nicht. Nach der Internatsauflösung kam ich wieder zu meiner Tante nach Celle, und das erste, was meine Cousine mir sagte, war: geh' nicht, wenn's dunkel ist, in den Schloßpark, da sind Schwule. Natürlich hatte ich nichts Besseres zu tun, als am ersten Wochenende in den Schloßpark zu gehen. Und bums nach zehn Minuten hatte ich auch schon den ersten schwulen Kontakt und habe da den ersten richtigen schwulen Sex gemacht. Ich fand das toll, nur in dem Moment, wo er also stöhnte und sagte: ich liebe dich, hab ich das so lächerlich gefunden, daß ich das nicht mehr ernst nehmen konnte. Ich war nachher froh, daß ich im Bett war, zuhause war.

Helmut: Mit 21 Jahren war ich unglücklich verliebt in ein Mädchen und hatte eine fast einjährige sexuelle Frustrationsphase, in der ich ausschließlich autoerotisch war. Als in diesen Onaniephantasien immer wieder Männer auftauchten, bin ich dann auf 'ne Klappe[1] gegangen und hatte da meinen ersten schwulen Kontakt. Aber das Erlebnis, plötzlich keine Brust vor sich zu haben, 'ne harte Schulter, plötzlich jemand anzufassen, der

Haare auf der Brust hatte und auf den Armen! Das war ein ganz neues Gefühl irgendwie. Ich hatte zunächst überhaupt keine Beziehung zum Körper des Anderen. Und erst nach einem Vierteljahr merkte ich bei jemand, in den ich mich 'n bißchen verliebt hatte, daß sich auch eine Emotionalität herstellen läßt. Und daß es auch 'ne Möglichkeit der sexuellen Befriedigung war. Während ich das zeitweise als Onanie zu zweit und nicht als wirkliche Liebesbeziehung empfand.

G.: Aufgrund der Frustrationen mit dem Freund und der nicht befriedigenden Beziehungen zu den wenigen Frauen hab ich mich dann schließlich getraut, in die schwulen Lokale zu gehen. Ich fühlte mich da anfangs, ich war 24, aber auch später, ziemlich isoliert und bekam kaum Kontakt. Der erste Kontakt ergab sich dann aus so 'ner richtigen Notstandssituation heraus, der Typ war für mich vollkommen uninteressant, aber ich wollte endlich mal schwulen Sex machen. Der hat mich dann gefickt und das war ein sehr gutes Gefühl für mich. Nach dem Orgasmus war ich dann froh, als ich ihn wieder los wurde, und hab mir sogar ein paar Tage eingebildet: du bist ja gar nicht schwul. Ich hab das dann auch der Frau erzählt, mit der ich damals so sporadisch sexuell zusammen war. Aber die konnte gar nicht richtig auf meine Probleme eingehen ... Ein paar Wochen später lernte ich dann außerhalb der schwulen Subkultur einen Mann kennen, den Reinhard, mit dem ich nun schon vier Jahre zusammen bin. So was ist ja unter Schwulen höchst selten. Aber ich glaub, das liegt ganz einfach an den vielen gemeinsamen Bezugspunkten, daß wir gemeinsam an der Uni arbeiten können und vor allem auch gemeinsam politisch (wie z. B. in der Schwulenbewegung) arbeiten.

P.: In Göttingen, wo ich zuerst studiert habe, hatte ich eineinhalb Jahre keinen einzigen schwulen Kontakt. Ich bin da ab und zu nach Berlin gefahren und sofort in die schwulen Lokale rein und war also immer unheimlich happy, da hats mir wahnsinnig gut gefallen. Eben aufgrund der Gegensatzsituation, in Göttingen war überhaupt nichts los, und in Berlin war alles unheimlich toll. Da hab ich dann auch Kontakte gehabt.

H.: Als ich noch neu auf der scene war, feierte ich in der schwulen Subkultur meine Erfolge. Ich überlegte irgendwann sogar mal, ob ich mich verkaufen sollte. Was ich dann aber nicht gemacht habe. Stand allerdings mehrere Male in Frankfurt und Hamburg auf dem Bahnhof und fand es unheimlich toll, da rumzulaufen und mich die ganze Nacht da zu produzieren. Irgendwann verliebte ich mich wieder in ein Mädchen und zwar wieder unglücklich. Ich hatte Orgasmusschwierigkeiten mit den Frauen, entfremdete mich plötzlich immer mehr von den Frauen. Verhielt mich immer unsicherer. Und hatte dann Angst, mit denen überhaupt zu schlafen. Bis sich dann nach einer halbjährigen Freundschaft mit 'ner Frau die

Orgasmusschwierigkeiten lösten und ich heute soweit bin, daß ich sowohl mit Männern als auch mit Frauen befriedigend schlafen kann. Ein Problem war zeitweise nur, daß ich Homosexualität und Heterosexualität als Gegensatz aufgefaßt habe und mir nie darüber ganz im Klaren war, wie weit ich beides miteinander verbinden konnte. Die Schwierigkeit bestand eigentlich darin, daß die Homosexualität oft nur da gelebt werden konnte, wo es eigentlich keiner sieht, also in der Subkultur und nicht in der Öffentlichkeit.

R.: Ich dachte, in der schwulen Welt würden ganz andere Beziehungen bestehen als in der zwischen Mann und Frau. Gleich der erste sexuelle Kontakt zeigte mir ziemlich schnell, daß hier die gleichen Spannungen stattfinden. Also von Befreiung oder so, was ich mir damals vorstellte, nichts vorhanden war. Und dann kam natürlich der Moment, daß ich mich fragte, warum hab ich's eigentlich jetzt in dem Moment getan und nicht schon vorher. Und da kam natürlich hinzu, daß ich mich die ganze Zeit bis dahin gezwungen hatte, Frauenkontakte aufrecht zu erhalten. Allein schon diese heterosexuelle Fassade aufrechtzuerhalten, weil in der Kleinstadt, in der ich lebte, es notwendig war, 'ne Freundin zu haben. Gleichzeitig dann rückblickend hab ich gemerkt, daß eigentlich immer einer von meiner damaligen Clique mein Favorit war und ich sehr unglücklich war, als einer von ihnen in eine andere Stadt mußte, um dort zu studieren.

V.: Meinem großen Freund, dem gegenüber ich interessanterweise jeden sexuellen Kontakt abgelehnt habe, habe ich mit 17 erzählt, daß ich schwul bin und alle meine Mädchenbekanntschaften nur Tarnung wären. Und da sein Vater Apothekengroßhändler war, wollte ich von ihm Hormontabletten haben, die sollte er in den Ferien zuhause klauen, damit ich wieder Mann werde. Das war wohl schon so etwas wie ein erster Identitätskonflikt... Im Schloßpark hab ich dann wieder mal 'n Mann kennengelernt und mit dem geschlafen. Aber als ich den am nächsten Tag auf der Straße traf, hab ich so eine Angst gekriegt, daß ich auf die andere Straßenseite gegangen bin und ihn also verleugnete... Inzwischen war ich 19 und hab mich nie in die schwulen Kneipen in Düsseldorf getraut, bis ich mal im Park einen Typen traf, so 'ne richtig tolle Tunte, und der brachte mich dann in mein erstes schwules Lokal... Ich wollte dort unbedingt eine exklusive Zweierbeziehung finden; merkte, daß ich unheimlich sympathisch aufgenommen wurde und ständig irgendwelche Biere ausgegeben bekam. Ich dachte immer, wenn dir jemand was schenkt, dann ist er auch in dich verliebt, und wurde sofort ganz offen... Nachdem ich keine Zweierbeziehung erreichte, hab' ich nach einem Vierteljahr Heulkrämpfe bekommen, wenn ich nachts alleine war. Aber abends im Lokal hab' ich die ganze Scheiße mitgespielt.

P.: Ich fühlte mich in den Lokalen irgendwo unheimlich wohl. Bin also nur in Kneipen gegangen. Abends rein. Morgens raus. Ich hatte das Glück, gleich von Anfang an Leute kennengelernt zu haben, mit denen ich bis heute noch fest zusammen bin; von daher hab' ich ein ganz anderes Verhältnis zur Subkultur. Das ist auch der Grund, warum ich, als ich nach Berlin kam, wo es dann ziemlich bald die HAW gab, gedacht habe, wir können in der HAW nie 'ne Aktion gegen die Subkultur machen: dann mußt du aus dem Lokal raus, dann kannste nie wieder irgendwo anders hingehen.

R.: In dem Augenblick, wo ich in das schwule Milieu eintrat, wurde meine Persönlichkeit gespalten. Denn ich suchte nicht nur zu Männern zu kommen, sondern gleichzeitig fand im Jahre 68 mein Politisierungsprozeß statt. So trat ich einerseits an der Uni in die Basisgruppen ein, um dort politisch zu arbeiten, kam aber andererseits ins schwule Milieu und war zunächst gezwungen, weil ich damals noch keine Abwehrmechanismen hatte, die Strukturen dort zu akzeptieren. Man nahm mich in die Oper mit, zeigte mir, wie man sich anzieht, wo man sich trifft. Ich erfuhr zum ersten Mal in meinem Leben, wieviel Schwule es gibt. Ich konnte nicht genug Leute treffen und hab dann auch mit sehr vielen geschlafen. Fand es aber für mich sofort einschränkend, wenn man mit mir gleich ein festeres Verhältnis beginnen wollte. Das wollte ich nicht, weil ich nach der Beziehung zu der Frau 'ne freiere Beziehung wünschte, aber nicht wußte, wie man das macht... Weil die Leute in der Subkultur vollkommen unpolitisch waren, konnte ich mich gar nicht einbringen, sondern mußte nachts plötzlich ein ganz anderer sein und dann die Sprache lernen, die man dort sprach, und das war ein ziemlich aggressiver Ton der Tunten untereinander, die sich schon seit Jahren kannten und auch mal miteinander sexuelle Kontakte hatten. Diese zwiespältige Situation führte mich in unheimliche Krisen, so daß ich plötzlich überhaupt nicht mehr wußte, ob ich schwul bin. Es war wohl so 'ne Identitätskrise zum Schwulengetto.

G.: Ich hab wahnsinnig unter der Kommunikationsstruktur in den schwulen Kneipen gelitten. Die Unterdrückung der Schwulen wird dort so manifest, daß ich sie kaum ertragen konnte. Nur dort war es für mich möglich, sexuelle Kontakte zu knüpfen. Und dieser Leistungsdruck, in diesen wenigen Nachtstunden einen Partner zu finden, bestimmt die hektische Atmosphäre der Lokale, erzeugt die ungeheure Konkurrenzsituation.

H.: Mir ging's auch so, daß ich mit den Schwulen in der Subkultur meine Probleme, die ich in der Arbeit hatte, nicht besprechen konnte. Das war tatsächlich 'ne andere Welt. Und vor allem war's eben die Welt, die ich im Grunde bekämpfen wollte, nämlich die bürgerliche Welt. Das ist mir so klar geworden, daß sich der Kapitalismus in der Subkultur unheimlich

deutlich zeigte in allen seinen Widersprüchen. Und an den Menschen. Manchmal erschienen mir die Leute wie Marionetten, die nur reagieren... Und als ich dann soweit war, daß ich mir sagte, das bringt nichts mehr, es ist notwendig, daß man was für die Leute tut, die jetzt alle da noch drinstecken: Das war für mich die Motivation, zur HAW zu gehen, weil ich meinte, daß es über diese Organisation möglich ist, den Schwulen bewußt zu machen, was da abläuft. Daß sie sich eigentlich gegen sich selber, gegen ihre Bedürfnisse verhalten.

P.: Mir geht es in den Kneipen so, daß ich da im Grunde genommen in der letzten Zeit niemand kennengelernt habe. Und wenn ich jetzt da hingehe, dann nicht aus diesem Bedürfnis heraus. Wenn ich das Bedürfnis habe, gehe ich eben auf die Klappe. Und von daher spielen die Kneipen überhaupt nicht mehr die Rolle, die sie damals ganz am Anfang spielten. Am Anfang hab ich das als persönlichen Fortschritt aufgefaßt, aber jetzt merke ich, daß sich die Klappe so verselbständigt hat, daß ich das unheimlich geil finde.

V.: In den Lokalen fühlte ich mich anfangs unheimlich wohl, fühlte mich nämlich unter uns und entwickelte starke Sicherheitsgefühle, weil ich endlich von dieser Belastung, entdeckt zu werden, in der Außenwelt befreit war. Nur habe ich in den Kneipen kaum Kontakte angeknüpft, sondern fiel dann anschließend wieder in den Park zurück. Ich hatte unheimlichen Spaß an diesem Tingeltangel, aber dann diese Kluft: keinen Kontakt... Diese zwiespältige Situation führte nach anderthalb Jahren zum Selbstmordversuch. Ich fing dann an, das Schwulsein abzulehnen. Hatte 'nen Haß drauf, schwul zu sein, und wollte normal werden. Und dann bot mir meine damalige Firma die Finanzierung einer Psychoanalyse an. Nach zehn Sitzungen bin ich da abgehauen, weil ich gemerkt hab, daß das zu nichts führt. Habe aber den Erfolg gehabt, daß ich mein Schwulsein akzeptiert habe... Ich merkte, daß ich in der Subkultur nicht mehr zufrieden war, isoliert war. Weil die Leute, die ich kritisierte, mitbekamen, daß ich ihr Selbstverständnis ankratze. Andererseits hatte ich außerhalb der Subkultur niemand, mit dem ich darüber reden konnte. Und vor allem war ich völlig apolitisch. Ich hab' den Kapitalismus verteidigt, weil ich keine Kriterien, kein Handwerkszeug hatte, alles zu durchschauen... Als ich nach dem 2. Bildungsweg nach Berlin ging, um dort zu studieren, habe ich dort die bürgerliche Scheiße zunächst mal weiter gemacht und hatte dann die erste Konfrontation mit der HAW. Und lehnte diese ganze politische Sache unheimlich ab. Mein Interesse war im Grunde genommen nur: Freundschaft, Freundschaft und mein persönliches Glück.

R.: Ich war dann nach eineinhalb Jahren in so 'ner verfahrenen Situation, daß ich dann nicht mehr politisch arbeiten konnte, weil ich nach anfänglichen, schüchternen Versuchen in meiner politischen Gruppe, auch nur

anzudeuten, daß ich schwul wäre, ins Lächerliche gezogen wurde, indem man Schwule karikierte. Obwohl ich mit der Gruppe sympathisierte, habe ich mich dann zurückgezogen. Weil ich mir dachte, wenn ich nicht mal in der linken Bewegung, in der ich meinen Standort zu finden suchte, akzeptiert werde, wozu soll ich mich dann noch engagieren. Dazu kam natürlich, daß ich Angst hatte, mich den Genossen, also meiner »bewußteren« Umgebung, als Schwuler zu erkennen zu geben, Angst hatte, mich öffentlich als Schwuler zu zeigen.

II. Von den Schwierigkeiten, Schwule zu organisieren

Die Schwulenbewegung kann nicht als losgelöst von der Studentenrevolte verstanden werden. Ein wichtiger Lernfaktor dieser Bewegung war, daß jeder das, was er als Widerspruch erlebte, artikulierte. Das wurde auch von 40 Schwulen (fast ausschließlich Studenten und Kopfarbeitern), die sich ab August 1971 nach der Aufführung des Praunheim-Films[2] organisieren wollten, übernommen.
Die anfangs an den Diskussionen teilnehmenden linken Schwulen und Heteros kritisierten uns; sie meinten, eine in-group zu bilden sei unsinnig, richtig sei es, sich in die bestehenden linken Gruppen und Organisationen zu integrieren, denn die Homosexualität sei nur ein Spezialfall der allgemeinen Sexualunterdrückung und zudem ein »Nebenwiderspruch«. Wir konnten kaum dagegen argumentieren, weil wir keine eigene Einschätzung entwickelt hatten. Diesen notwendigen *eigenen* Standpunkt entwikkelten wir erst in einem wochenlangen Diskussionsprozeß, an dem die ganze Gruppe teilnahm. Im November 1971 hatten wir dann unseren Minimalkonsens, die »vorläufige Grundsatzerklärung«, die die Konzeptionslosigkeit der Gruppe ersetzen *sollte*.
Die wichtige Erfahrung der schwulen Individuen in Arbeitsgruppen und bei kleinen Aktionen, die in dieser Anfangsphase häufig unternommen wurden, war, daß wir uns zusammen gegen die beschissene Gettosituation und die Tabuisierung unseres Sexualverhaltens wehren können, indem wir gemeinsam *als Schwule* (und nicht hinter heterosexueller Fassade versteckt) in der Öffentlichkeit auftraten. Es entwickelte sich bei vielen ein schwules Selbstbewußtsein. Dieses Selbstbewußtsein war erste Voraussetzung, um die emanzipatorische Arbeit aufnehmen zu können.
Anfangs gab es noch Konflikte darüber, ob eher theoretische oder praktische Arbeit geleistet werden sollte. Die Auseinandersetzung wurde nicht konsequent geführt, im Gegenteil, sie geriet zur Diffamierung: der Versuch, die Isolation in Arbeitsgruppen aufzuheben, wurde als egoistische Bedürfnisbefriedigung beschimpft, den Theoretikern wurde unter-

stellt, sie wollten der Problematisierung ihrer eigenen Konflikte ausweichen.
Der Konflikt wurde dadurch gelöst, daß man ihm auswich. Dankbar wurden die Aktionen angenommen, die uns von außen aufgedrängt wurden. Wir richteten uns ein Kommunikationszentrum ein, nahmen an Mai-Demonstrationen teil, veranstalteten ein Treffen zu Pfingsten 72, an dem alle westdeutschen Schwulengruppen beteiligt waren, und hatten zu Pfingsten 73 eine großangelegte Aktion mit Info-Ständen, Straßentheater, großem Fest in der Mensa der Technischen Universität und Straßendiskussionen. Außerdem fand die erste Schwulendemonstration in Westberlin statt. Diese Pfingstaktion war die bisher einzige eigenständige Praxis der HAW-Männergruppe, die der Öffentlichkeit offensiv gegenübertrat.
Ein großes Manko in unserer Gruppe war von jeher, die Aktionen nicht kollektiv vorzubereiten, durchzuführen und anschließend konsequent zu kritisieren, um die zukünftige Praxis zu verbessern. Die notwendigen Vorarbeiten (Verfassen von Flugblättern, Organisation etc.) wurden immer wieder von den gleichen Individuen durchgeführt, was zur Herausbildung einer »Führungsgruppe« führte, die die wichtigen Themen der Männergruppe informell vordiskutierte und als fertiges Konzept in die Gesamtgruppe einbrachte. Wenn die Gesamtgruppe an Aktionen beteiligt war, dann in der Durchführung, teilweise ohne den Zusammenhang der Aktionen erkannt zu haben. Defensiv-Aktionen (Reaktion auf inkriminierende Schlagzeilen der bürgerlichen Presse, auf Barbesitzer, auf die Absetzung des Praunheim-Films etc.) konnten deshalb durchgeführt werden, weil jedem einsehbar war, daß die Anlässe bekämpft werden mußten. Das genaue *Wie, Warum* und *Mit welcher Perspektive* wurde jedoch nicht erörtert, da inzwischen für jeden von uns klar war, daß eine Grundsatzdebatte die Gruppe an den Rand des Zusammenbruchs führen konnte, denn wir sind – politisch gesehen – ein heterogenes Häufchen.
Dies zeigte sich ganz deutlich an dem Konflikt, der auf der Pfingst-Demo aufbrach: Italienische und französische Feministen traten als offene Schwule auf und erteilten der Form unserer Demonstration eine Absage: sie produzierten ihre Tuntigkeit mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie die homophilen HAW-Schwulen ihre Männlichkeit. Die jetzt einsetzende inhaltliche Diskussion *»Was ist schwul?«* führte dazu, daß einige von uns ihre *Männlichkeit* infragestellten und sich in der Feministengruppe zusammenschlossen. Damit wurde eine politische Fraktionierung eingeleitet: während es den Feministen um einen eigenständigen schwulen Beitrag zur Emanzipation ging, beinhaltete die Gegenposition die Vorstellung von der Schwulenbewegung als Interessenvertretung.
Der zunächst unter den Tisch gefegte Konflikt Tunte contra angepaßter Schwuler brach offen aus, als wir den Chile-Konflikt einzuschätzen

hatten. Die unterschiedlichen Standpunkte zum chilenischen Weg und die Unterstützung des Widerstandskampfes durch die Teilnahme mehrerer HAW- Männer an den antifaschistischen Demonstrationen anläßlich der Fußballweltmeisterschaft 74 legte endlich die verschiedenen politischen Positionen auch für eine Artikulation der Schwulenbewegung offen.

III. Diskussionsbarrieren in einer Schwulenorganisation

Der gemeinsame Konsens der schwulen Männer der HAW, daß sich unsere sexuellen Ansprüche von den »normalen«, gesellschaftlich diktierten, unterscheiden, genügte nicht zur Findung eines schwulen Selbstverständnisses. Die Frustrationen, die sich aus unserem sexuellen Gettodasein ergeben, und die ständige Angst vor der antihomosexuellen Repression konnten durch eine Organisierung erst benannt, doch nicht gelöst werden.

Eine Schwulenorganisation unterscheidet sich aufgrund ihrer zusammengewürfelten Vielfalt politisch und psychisch verschieden motivierter Individuen dahingehend von anderen politischen Organisationen, daß sie sich nicht ein »Parteiprogramm« überzustülpen vermag, nach dem die Bedürfnisse der Mitglieder sich auszurichten haben. Wenn wir für unsere Schwulenarbeit eine sozialistische Perspektive zu erarbeiten suchen, müssen wir uns vorher im klaren sein, welche Funktion die Schwulenunterdrückung in der kapitalistischen Gesellschaft besitzt. Kann man sie in diesem System durch Reformen aufheben, oder stellt die Homosexualität aufgrund ihrer Negation der Zeugungsintention eine permanente Provokation für das »bürgerliche Sexualverhalten« dar?

Anhand der drei wichtigsten Papiere[3] aus dem Jahre 1973 soll kurz der interne, weitgehend von der Praxis losgelöste Diskussionsstand skizziert werden. Da wir uns nur auf wenige wissenschaftliche Vorarbeiten stützen können, die zudem die Schwulenproblematik entweder aus der Sicht der Krankenpsychologie behandeln oder trotz ihres materialistischen Anspruchs ein äußerst ambivalentes Verhältnis zu ihr zeigen[4], sind wir letztlich in der Theoriefindung auf uns selbst gestellt. Wir stehen also unter dem Zwang, unsere bruchstückhafte Kenntnis der bürgerlichen Psychologie und die für unsere Problemstellung noch unzureichende Aufarbeitung Marx'scher Kategorien schon jetzt für den Ansatz einer sozialistischen Theorie der Schwulenunterdrückung verwenden zu müssen. Andererseits stehen wir in der theoretischen Diskussion untereinander noch am Anfang und wissen noch nicht, ob wir aufgrund der vorgelagerten politischen Differenzen jemals einen gemeinsamen Ansatz einer Schwulenarbeit finden können.

Alle drei Papiere hatten das gemeinsame Ziel, Schritte zu einer selbstbewußteren Artikulation der Schwulen in der Öffentlichkeit zu ermöglichen. In dem Papier »Homosexuellenunterdrückung...« versuchten die Autoren die stringente Verknüpfung von bürgerlicher Gesellschaft und Schwulenunterdrückung infrage zu stellen: Schwulenunterdrückung sei kein spezifisches Merkmal der jeweiligen Gesellschaftsformation und damit kein notwendiger Bestandteil zur Aufrechterhaltung der Klassenherrschaft, sondern »ein irrationaler Bestandteil einzelner vorkapitalistischer Ideologien«.[5] Für die bürgerliche Gesellschaft wird daraus gefolgert, daß die Diskriminierung der Schwulen »*kein* wesentliches, aus der Kapitalverwertung resultierendes Moment, sondern (...) ein Rest vorkapitalistischer Traditionen (ist), der mit fortschreitender kapitalistischer Entwicklung an Bedeutung verliert«.[6] Die »anachronistische« Homosexuellenunterdrükkung könne somit nicht als »Spezialfall der allgemeinen Sexualunterdrükkung«[7] bezeichnet werden. Dies richtete sich gegen die These der vorläufigen Grundsatzerklärung, »daß die Homosexualität einen permanenten Angriff auf die bürgerliche Sexualmoral darstellt«.[8] Die fortschreitende Entwicklung des Kapitalismus bewirke vielmehr eine endgültige Zurückdrängung überholter Ideologien und ermögliche letztlich die volle gesellschaftliche Integrierung der Schwulen – mit allen ihren heutigen Erscheinungsformen wie Tunten und Lederfetischisten. Deshalb habe auch der »Faschismus nur eine Reaktivierung der im (...) Rückgang begriffenen antischwulen Ressentiments«[9] bewirken können. Da die in der Entwicklung des Kapitals liegende Tendenz zur Schwulenintegration nicht den Zeitpunkt angebe, wann diese sich durchsetze, müsse die Schwulenbewegung in der organisierten Arbeiterklasse für ihre »Sonderinteressen« werben.

Das Feministenpapier dagegen wollte die Standortfindung und Perspektive der HAW-Männer aus einer radikalen Kritik an der bisherigen »emanzipatorischen« Praxis der Organisation angeben. Diese habe unsere eigene Akzeptierung als Schwule bisher kaum vorangetrieben. Ein Schritt zur eigenen persönlichen Emanzipation sei nur aus dem offenen Bekenntnis des Schwulseins zu gewinnen. Das Tragen des »Rosa Winkels«[10] würde den Schleier des Versteckspiels zerreißen, damit auch die »tolerante« Öffentlichkeit beim Wort nehmen und sie mit der schwulen Realität konfrontieren. Der kollektive Prozeß der Einführung eines »Kampfsymbols der Schwulenbewegung« würde nicht nur durch die offene Selbstbejahung als Schwuler mit der Feigheit und Verlogenheit der Homos Schluß machen, sondern auch uns HAW-Männer zur gegenseitigen Solidarität über die Angstschwelle des öffentlichen coming-out zwingen. Dies betreffe vor allem das Verhalten der »männlichen« HAW-Männer zur gesellschaftlich und selbst intern teilweise doppelt verachteten

Tunte: Die femininen Schwulen werden von den Homosexuellen selbst als »Minderheit« katalogisiert und diskriminiert; »als Feminine, die durch als weiblich eingestufte Merkmale ihr Schwulsein *auch* nach außen zu wenden versuchen, erleben (sie) im gleichen Maße einen Widerstand bei den männlichen Schwulen. (Ihre) Funktion ist die der Frau für den Mann.«[11] Dennoch sind sich auch die Feministen bewußt, daß sie in der Öffentlichkeit einen schillernden Doppelcharakter besitzen, da sie trotz ihres effeminierten Verhaltens zu allererst als schwule Männer identifiziert werden. Gerade die schwulen HAW-Frauen suchten sich bisher von den effeminierten Männern noch stärker abzugrenzen, da sie diesen Prozeß nur als Schein erachten.

Das Feministenpapier blieb das einzige im Plenum diskutierte Gruppenpapier, das theoretische Ergebnisse in eine generelle Gruppenpraxis umzusetzen versuchte. Die Kritik der Feministen an den schwulen »Männern« und die Auseinandersetzung um das Schwulensymbol führte die HAW-Männergruppe bis an die Grenze der Existenzfrage, da sich die Angst vor einer Umsetzung der verbal geäußerten Einsicht der Schwulenunterdrückung in einer Verleumdung der Feministen als »Chaoten« ausdrückte. Für Monate war der allgemeine Diskussionsprozeß gelähmt; uns hielt nur noch die oberflächliche und unverbindliche Klammer des Kommunikationszentrums zusammen.

Die negativen Erfahrungen einer »offenen« Diskussion waren mit ein Grund, weshalb das dritte Papier, »Zur Frage, warum Schwule unterdrückt werden«, nicht mehr gemeinsam diskutiert wurde. In populärer Sprache versucht dieses Papier eine Skizze des Zusammenhangs von kapitalistischer Gesellschaft und Sexualunterdrückung zu geben. Die zentrale These der Autoren geht von einem »Herrschaftsbegriff« aus, der aus der Analyse des Privateigentums resultiert, um ihn im weiteren klassenunspezifisch auf das zwischenmenschliche Verhältnis anzuwenden: »Unter Herrschaft verstehen wir ein Verhältnis, wo einer (oder eine Gruppe) seine wie auch immer entstandene Überlegenheit (...) dazu benutzt, einen anderen in Abhängigkeit von sich zu bringen.«[12] Der zweite Gedankenstrang des Papiers ist die beherrschende Rolle des Mannes, die sich seit der Zeit der Genese des Privateigentums bis heute gewaltsam vererbte und die Sexualität seither als Funktion zur Vererbung des Privateigentums der »männlichen« Gesellschaft bestimmte. Da der Auslöser, der unsere Beziehungen in den Gegensatz männlich-weiblich presse, die »männliche« Herrschaft sei, werde »alles, was nicht in den Gegensatz (...) einzuordnen ist, (...) als ›widernatürlich‹ abgestempelt«.[13] Deshalb sei es nicht die »Aufgabe der HAW (...), auch Schwulsein scheinbar natürlich zu machen, so männlich (...), wie andere Männer sind«.[14] »Der entscheidende Grund für die Unterdrückung der männlichen Homosexualität liegt

im Männlichkeitsanspruch der Männer selbst, deren Herrschaftsgebaren ihnen nicht gestattet, sich ›unmännlich = weiblich‹ = dem Manne unterwürfig zu zeigen«.[15] Damit sei die Homosexualität »bis heute eine Sache, die die Grundregeln der Klassenherrschaft infragestellt, hier trifft Männliches auf Männliches, also Herrschaft auf Herrschaft«[16], womit es zum Konflikt kommen muß. Die möglichen Emanzipierungsspielräume für die Schwulen eröffnen sich nur, wenn die Schwulen gemeinsam mit der Frauenbewegung es erreichen, daß die »normalen« Männer damit beginnen, ihr eigenes Verhalten, ihre anerzogene Rolle selbst aufzubrechen, und im Kontext mit den Unterdrückten die Geschlechtsbeziehungen neu zu definieren versuchen. *Daß es keine natürlichen, überhistorischen Geschlechterrollen gibt, das wollen wir der antischwulen Öffentlichkeit ins Gesicht schleudern!*

IV. Zur Frage der Homosexualität

Reinhard: Die Frage der Homosexualität ist eine jener Fragen, die so lange nicht gestellt wird, wie die Betroffenen sie nicht selbst stellen.
Volker: Das setzt ja voraus, daß der Homosexuelle, der zu dieser Einsicht kommt, bereits Bewußtsein darüber hat, daß er unterdrückt ist. Und zwar spezifisch unterdrückt als obendrein sexuelles Wesen.
R.: Wie stehts aber dann mit der Theorie des sogenannten *Dritten Geschlechts* von Magnus Hirschfeld[17], nämlich daß Homosexuelle infolge einer körperlichen Anomalie von sogenannten Normalen unterschieden werden müssen? Von dieser angeborenen Besonderheit, die nicht unterdrückt werden kann, ging er ja aus, als er die Integration der Homosexuellen organisieren wollte.
Gerhard: Welche Gefahr ist denn mit der Stilisierung der Schwulen zu 'nem *dritten* Geschlecht verbunden? Homosexuelle als dritte Menschenkategorie, in welche Richtung läuft das? Daß wir in einer »pluralistischen« Gesellschaft toleriert werden können als 'ne besondre Spezies Mensch?
Helmut: Wenn das so begründet wird, dann sind ja Schwule auf ewig verdammt, eine Minderheit zu bleiben.
V.: Ja. Und was das mehrheitliche Rassenmerkmal sein soll, nämlich die Heterosexualität, wird überhaupt nicht in Frage gestellt.
R.: Vor allem müssen dann die Schwulen immer den verzweifelten Kampf führen, als sexuelle Minderheit akzeptiert zu werden. Wenn wir nur als eine solche akzeptiert werden wollen und dann an die Stelle der liberalen eine faschistische Ideologie gesetzt wird, passiert es uns, daß sich die von uns selbst propagierte Aussonderung gegen uns auswirkt. Wir werden dann eben als sexuelle Minderheit verfolgt und ausgemerzt.

V.: Und im Hinblick auf eine sozialistische Gesellschaft: wenn sich die Heterosexuellen in ihrer Sexualität nicht infrage stellen, können sich dort die gleichen Mechanismen tendenziell immer wieder durchsetzen.
G.: Aber gerade in der Anfangsphase nach der Oktoberrevolution in Rußland wurde, aufgrund der Hirschfeld'schen These der angeborenen Homosexualität, der Homosexuellenparagraph aufgehoben.
H.: Ja, aber nur aufgrund dessen, daß Homosexualität als angeborenes Phänomen eine Berechtigung hat, ausgelebt zu werden.
V.: Das Gefährliche an der Hirschfeld-These ist, egal ob Liberalismus oder Faschismus, daß das Mehrheitsselbstverständnis gar nicht hinterfragt wird. Und damit die Frage nach der Emanzipation von Sexualität, also Homosexualität und Heterosexualität, gar nicht gestellt wird. Emanzipierte Sexualität hieße doch, daß es keine Mehrheits- und Minderheitsverhältnisse in bezug auf sexuelle Orientierung mehr gibt.
G.: Die Theorie des *Dritten Geschlechts* ist zwar fortschrittlicher als die bisherige Wissenschaft, weil hier Homosexualität nicht mehr als krank oder gar kriminell abgelehnt wird, aber sie positiviert eben nur das Phänomen, ohne nach dem Wesen, dem Sinn der Sexualität zu fragen.
H.: Lombroso[18] hat ja den gleichen theoretischen Ansatz bei der Untersuchung der Kriminalität vertreten. Er glaubte, mit Körpermessungen, mit sogenannten »Degenerations-Stigmata« den *geborenen* Kriminellen herausgefunden zu haben. Das gleiche haben auch Hirschfeld und seine Anhänger gemacht, die mit Körpermessungen ein sozusagen schwules Geschlecht finden wollten.
G.: Sie haben eben beide nicht mehr hinterfragt, was Sexualität oder Kriminalität in unserer Gesellschaft heißt, warum beide Begriffe in dieser Gesellschaft in reduzierter Weise interpretiert werden.
H.: Die Frage ist dann, was das Wesen der Sexualität eigentlich ist.
R.: Ja. Vorher müssen wir uns aber fragen, wie weit eine Homosexuellenbewegung, die Schwule als ein *drittes* Geschlecht begreift, innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft kommen kann. Muß man permanent Aufklärungsarbeit, public relations, leisten, um dieses *dritte* Geschlecht im Bewußtsein der Leute unterzubringen, es akzeptabel zu machen?
V.: Pressekonferenzen, Fernsehsendungen usw.
G.: Und wenn dann ein politischer Umschwung stattfindet, wie zum Beispiel Weimarer Republik – Nazideutschland, scheitert zwangsläufig diese Homosexuellenbewegung, weil ihre sozusagen geschlechtsspezifischen Merkmale wieder negativ, kriminell, pervers, degeneriert benannt werden können bzw. worden sind.
V.: Mir ist klar, daß eine Gruppe, die sich als Minderheit versteht, immer an den gesellschaftlichen Ort einer Minderheit verwiesen wird und so quasi Minderheit und Unterdrückung immer korreliert sind, aber mir ist

der Zusammenhang zwischen Hirschfeld-Theorie und Faschismus noch nicht klar.

R.: Ja, wenn die Schwulen sich selbst zu einem eigenen Geschlecht stempeln und so Sexualität, wie sie in der Gesellschaft erscheint, nicht überprüfen, dann wird natürlich in einer auftauchenden Rassenideologie dieser Positivismus pervertiert. Ob Schwule nun eine Berechtigung haben, als *drittes* Geschlecht akzeptiert zu werden, oder ob Schwule als Kategorie, die nicht in das Zeugungsprinzip dieser Gesellschaft paßt, total negiert werden (wie z. B. durch die Ermordung im Konzentrationslager), bleibt auf dieser phänomenologischen Ebene bloß moralisch oder verkommt zur Ideologie.

G.: So wie die Lombroso-Schüler Ferri und Garofalo Parteijünger des italienischen Faschismus wurden, lieferte Hirschfeld den deutschen Faschisten quasi das Material, ohne jemals daran zu denken, daß seine Theorie *gegen* ihn und die Homosexuellen insgesamt gewendet werden könnte. Mit seiner Theorie der angeborenen Homosexualität legitimierte er den Faschisten die radikale Ausmerzung jeglicher Variante von Homosexualität[19], genauso wie die Ausrottung von Juden, Zigeunern und auch Kriminellen, die aus dem »hehren, reinen Geschlecht« ausgesondert werden mußten.

H.: In Rußland wurde doch die Strafgesetzgebung nach der Revolution auch in puncto Homosexualität revolutioniert. Da es damals noch keine marxistische Sexualtheorie gab (und auch bis heute noch nicht gibt), wurde dies doch mit Hirschfelds Theorie begründet.[20] Ist das vielleicht eine Erklärung dafür, daß später im Stalinismus mit der Verschärfung der Strafgesetze wieder die Homosexuellenverfolgung einsetzte?

R.: Wenn man also lediglich auf eine fortschrittliche bürgerliche Theorie zurückgegriffen hat, um die Benachteiligung und Diskriminierung der Menschen durch die bürgerliche Gesetzgebung aufzuheben, und dabei die Sexualität nicht infrage stellt, kann man dann auf dieser moralischen Ebene zu der Ansicht kommen, daß die Dekadenz des Bürgertums zur Homosexualität führt. Oder man kann Homosexualität und Faschismus gleichsetzen. In der UdSSR ist es ja so gelaufen.

V.: Und das kann doch nur dadurch kommen, daß selbst das, was an Versuchen einer marxistischen Sexualtheorie entwickelt wurde, darauf fußte, daß man Sexualität mit Heterosexualität gleichsetzte und in bezug auf Homosexualität einen bloß humanistischen Anspruch hatte. Und weil nicht wirklich das Wesen der Sexualität erkannt wurde, konnten dann in dem Moment, wo die Sowjet-Gesellschaft von außen bedroht wurde, alle Vorurteile, alle Irrationalitäten wieder belebt werden.

R.: Und gleichzeitig lief ja im faschistischen Deutschland die Verfolgung der Homosexuellen mit umgekehrten Vorzeichen: als »bolschewistische

Krankheit«. Jeder hat also die Schwulen mit den negativen Merkmalen des äußeren Feindes belegt.
V.: Mir ist ganz klar, daß in der UdSSR dieser Schwulenparagraph wieder eingeführt werden konnte, weil die Leute kein Bewußtsein über Sexualität, Homosexualität hatten. Ausgehend vom Anfang dieses Gesprächs: die Schwulen hatten diese Frage nicht einmal selber gestellt.
G.: Was bedeutet denn für uns die These von Reich, wo dieser behauptet, daß sich in einer sozialistischen Gesellschaft das Problem der Homosexualität überhaupt *auf*lösen werde, weil Homosexualität eben ein Phänomen der unterdrückten Sexualität im Kapitalismus ist? Wie stehen wir dazu?
V.: Für mich ist der Reich ein völlig selbstbewußter Heterosexueller, der sich auch in seiner Psychologie als Heterosexueller versteht und eben dann, wenn's um die Herausbildung der Sexualität im Menschen geht, sagt, weil der Kapitalismus ein menschenfeindliches Gesellschaftssystem ist, muß er zu Abweichungen, zu Deformierungen führen; eine solche soll zum Beispiel die Homosexualität sein. Aber das werde es nicht mehr geben, wenn der Mensch im Sozialismus aufwächst.
G.: Man kann doch nicht als Schwuler agieren, wenn diese Komponente nicht im Menschen angelegt ist. Homosexualität wäre dann ja was dem Menschen Äußerliches, was Aufgesetztes.
H.: Das widerspricht aber dem Reich nicht. Er sagt ja lediglich, daß der Mensch durch die bürgerliche Familie verunstaltet wird in seiner psychischen Entwicklung.
R.: Der Homosexuelle soll eine verkümmerte Form der entwickelten Genitalität sein. Was setzt denn die radikale Schwulenbewegung gegen eine solche Aussage? Wir sagen, Homosexualität ist nicht klassifizierbar oder katalogisierbar durch Angaben von Prozentzahlen. Die ganze latente Homosexualität in unserer Gesellschaft widerspricht dem doch. Wir wollen dagegen setzen, daß *jedermann* zur gleichgeschlechtlichen Sexualität ebenso veranlagt ist wie zur gegengeschlechtlichen Sexualität überhaupt.
H.: Der Reich geht doch davon aus, daß die genitale Phase die höchstentwickelte Phase der sexuellen Entwicklung ist, aber im Verlauf der Geschichte, von der Urgesellschaft bis zum Kapitalismus, soweit verunstaltet wurde, daß es Leute gibt, die in der homosexuellen Phase stecken geblieben sein sollen. Reich sagt an einer Stelle: Homosexuelle befinden sich permanent in einem Stadium der Pubertät. Mit der Abschaffung des kapitalistischen Systems werde man wieder zu dem Menschen kommen, den es mal in der Urgesellschaft gegeben hat. Meiner Meinung nach würde das keine Höherentwicklung der Individuen beinhalten, sondern eine Rückentwicklung.
R.: Vor allem spielt im Hinterkopf immer wieder der Gedanke mit, daß nur der Mensch wertvoll ist, der das Menschengeschlecht reproduziert.

Das ist ja das Politikum der Homosexualität, daß sie die Zeugungsintention, die der Familienideologie unterlegt ist, in Frage stellt.
G.: Hier muß aber unterschieden werden zwischen der Reproduktion durch die Arbeit, die der Schwule natürlich auch leistet, und der Reproduktion durch die Fortpflanzung, die auch nicht alle Heterosexuellen einlösen.
R.: Aber kein Mensch denkt, daß er während der Zeugung einen Homosexuellen zeugen könnte. Daß Menschen auftreten, die die Zeugungsintention negieren.
V.: Ich meine, daß in bezug auf Sexualität in jedem Menschen ein Potential, ein »Material« vorhanden ist, das ich jetzt mit einer flüssigen Wachsmasse vergleichen möchte, und dieses sich je nach der »Umgebung«, in die er hineingeboren wird, ausbildet und aufgrund dieser Formung seit mehr als zweitausend Jahren, aufgrund der Zeugungsideologie mit dem Hintergrund großer Kriege, Seuchen etc. dazu führt, daß nach Kinsey 4% der Erwachsenen homosexuell sind.
R.: Der Rest versteht sich als heterosexuell.
G.: Wenn man sich die Kinsey'sche Untersuchung vornimmt, dann fällt einem ja sofort ins Auge, daß sich fast die Hälfte der Bevölkerung, also 46% der Erwachsenen, sowohl homosexuell als auch heterosexuell betätigt oder auf Personen beiderlei Geschlechts reagiert.
R.: Die Aufgabe der Schwulenbewegung bei dem jetzt beginnenden Prozeß der Bewußtwerdung über Sexualität ist, zu vermitteln, daß jedermann zur gleichgeschlechtlichen Sexualität ebenso veranlagt ist wie zur gegengeschlechtlichen Sexualität überhaupt.
V.: Auf keinen Fall heißt das, die Leute, die heterosexuell sind, zu Homosexuellen zu machen, sondern gerade diese dualistische Trennung aufzuheben, völlig aufzulösen. Diesen *Zwang* zur Heterosexualität und zur Homosexualität aufzulösen und in bezug zur Sexualität eine völlige Selbstbestimmung zu haben. Lustorientierung und nicht: ich muß, weil der und der Grund vorliegt.
H.: Da würde dann eine Sache wie sexuelle Freiheit einen ganz anderen Stellenwert bekommen. Selbstbestimmung ...

V. Raus aus dem Getto!

Wird in der Öffentlichkeit von Homosexuellen gesprochen, assoziiert man am ehesten das Bild des effeminierten Schwulen. Die Tunte, die anscheinend alle »negativen Eigenschaften der Frau« übernimmt, gilt als lächerliche Kopie der gelangweilt-süffisanten, überheblich-hysterischen, flitterbeladenen Grande Dame der Bourgeoisie.

Diese *Erscheinungsform* des Homosexuellen wird von der »normalen« Öffentlichkeit wie auch von den betroffenen Homosexuellen selbst schroff abgelehnt, ohne daß nach ihrem Wesen gefragt wird. Einerseits ist es gerechtfertigt, die Tunte insofern abzulehnen, als sie etwas bestätigt, was gerade ein Grund für ihre Unterdrückung ist: sie übernimmt das festgefahrene Frauenbild und bestätigt damit den *Dualismus von männlich und weiblich.* Andererseits konfrontiert die Tunte Mann und Frau mit den festgefahrenen Rollenfixierungen und macht gleichzeitig etwas öffentlich, was als privat zu gelten hat: ihre Sexualfixierung als Mann auf den Mann, ihre Homosexualität, und durch letzteres ist sie gefährlich für den Homophilen, den angepaßten Schwulen. Dazu muß erwähnt werden, daß Heterosexualität insofern quantitativ öffentlicher ist, als zum Beispiel der Ehering, der Freund im Arm, der Kuß in der Öffentlichkeit als völlig unproblematisch erfahren werden.

Die Reaktion der Öffentlichkeit, der schwulen wie der »normalen«, wirft die Frage nach dem Weisungskatalog auf, der die Reaktion berechtigt *erscheinen* läßt. Die Reaktionen sind mit ein paar Begriffen klar umrissen: militante Ablehnung wie Anschreien, tätliche Angriffe mit Steinen, Blumentöpfen oder Eiern; unterdrückende Toleranz durch Lächeln und Ignorieren; Diskriminierung durch Spott, Anpöbelei, Verachtung und Hohn.

Wohnsituation in einem Abrißviertel Westberlins. Herbert wohnt schräg gegenüber dem Kommunikationszentrum der HAW und ist durch offenes Auftreten (gefärbte Haare, »feminine« Kleidung, ständiger Besuch von Schwulen, »denen man's ansieht«) und seine Aktivität in der Gruppe bei den Anwohnern als Schwuler bekannt. Nach der Pfingstaktion der HAW (1973), über die die ganze Dennewitzstraße informiert war, wird er vom Hauswart angepöbelt, als er über den Hinterhof geht: »Du schwule Sau, mach daß du wegkommst!«

U-Bahnhof in einem vorwiegend von Fremdarbeitern bewohnten Viertel Westberlins (Kreuzberg). Drei Tunten stehen auf dem Bahnsteig, zwei ausländische Arbeiter schauen unsicher, aber freundlich, ein Gemisch aus Lachen, Fragen und Lächeln im Gesicht und gehen auf die Tunten zu. Wortwechsel: »Du sehen komisch aus.« – »Macht mir Spaß.« – »Nee, nee, nix gut. Du Mann, nich' Frau!« – »Warum Mann immer so (macht ›männliche‹ Körperbewegung) und Frau immer so (macht ›weibliche‹ Körperbewegung)?« – »Ist richtig.« – »Nein, jeder soll so wie er will, wie er ist.« – »Du schlafen mit Mann, ja? (Lachen) *Arschficken,* ne?« – »Ja.« – »Na, *dann* is' gut!«

U-Bahn-Fahrt zur Freien Universität. Sie sitzt »normal« angezogen, aber mit Lidschatten, roten Lippen und lackierten Nägeln in der U-Bahn. Der Waggon voller Studenten. Sie wird mit Blicken *gestreift,* aber nicht angeschaut. Kein Lächeln, kein ablehnendes Staunen, kein Flüstern mit dem Bekannten. Eine versteinerte Wand von Gesichtsmasken. Die totale *Ignorierung.*

In einer Homophilenbar. Eine Tunte kommt herein und bestellt etwas zu trinken. Die herumstehenden, zum größten Teil angepaßten Homosexuellen beachten sie nicht weiter, nachdem der Blick zur Tür bestätigte, daß *nur* eine Tunte hereingekommen war. Einzige Bemerkung: »Hier scheint heute abend wieder Tuntentee zu sein.«

Offener Abend in unserem Kommunikationszentrum. Sie kommt aufgedonnert herein. Es

sind ungefähr 30 Schwule (alle »normal« äußerlich) anwesend. Schon an der Tür mit »Ah!« und »Oh!« empfangen, geht sie durch den Raum: sie wird von fast jedem, an dem sie vorbeigeht, am Arsch, am Schwanz oder an anderen Körperstellen in eindeutiger Weise angefaßt.

Diese fünf Situationen umfassen – ausgenommen die physische Aggression – die Skala der Reaktionsweisen der Öffentlichkeit.
Die *Reaktion des Hauswarts* zeigt zunächst, daß das Wort »schwul« als Schimpfwort benutzt wird, und darüber hinaus, daß der Grund der Beschimpfung die Einschätzung ist, daß Sexualität zwischen Männern Sauerei sei; und zwar deshalb, weil nur die Sexualität zwischen Mann und Frau als natürlich oder *normal* gilt. Gleichzeitig weist die Anpöbelei des Mannes auf seine Unfähigkeit hin, sich dem Konflikt gegenüber rational zu verhalten. Seine Aggressivität ist Verteidigung gegen die Bedrohung, denn der Schwule konfrontiert ihn mit seiner Möglichkeit, mit einem Mann zu schlafen.
Auffallend an der Reaktion der *Fremdarbeiter* war, daß sie akzeptieren, daß ein Schwuler Elemente der Frauenrolle übernehmen kann (und das heißt für sie: *der Schwule wird gefickt!*). Andererseits ist ihr Verhältnis zum Mann, der mit einem Mann schläft, kein anderes als das zu der von ihnen unterdrückten Frau, die kein Recht auf eigenen Orgasmus hat. Sie sind (in der Regel) nicht schwul, sondern ihre diskriminierte Situation als Fremdarbeiter zwingt ihnen diese Möglichkeit der Sexualbefriedigung auf.
Die *U-Bahn-Situation* illustriert die Diskrepanz zwischen Anspruch und Wirklichkeit, setzt man voraus, daß an der Uni ein paar mehr Individuen mit Bewußtsein über gesellschaftliche Zusammenhänge herumlaufen als anderswo. Die Verklemmtheit und das Mißverhältnis zur eigenen Sexualität aufgrund des vorhandenen Bewußtseins bringt folgenden Konflikt: Zwischen Ist- und Soll-Realität gibt es kaum eine Vermittlung. Beides läuft unverbunden nebeneinander her. Die Konfrontation mit dem geschminkten Mann, der als Schwuler identifiziert wird, und das fehlende Problembewußtsein über Homosexualität zwingen den Intellektuellen zur Verdrängung seines Anspruchs auf Emanzipation, die auch die Vermittlung zwischen den unverbundenen Teilen beinhaltet; d. h. den Versuch zu wagen, das gewonnene Bewußtsein in verändernde Praxis umzusetzen, sei es für den Anfang auch nur ein hilfloser Versuch. Wird dieser Versuch nicht gewagt, äußert sich die Verdrängung gegenüber diesem Schwulen (und damit gegenüber Homosexualität) derart, daß er als Exot oder als Spinner ins Abseits gestellt wird.
Bemüht sich der »bewußte« Intellektuelle als sich als politisch verstehendes Individuum sehr schnell, seine Offenheit und Toleranz gegenüber dem »Problem der Homosexualität« zu beteuern, so erweist sich dem offenen Schwulen gegenüber die Toleranz als das, was sie ist: Dulden, weil

man im Moment nicht anders kann, aber sich dennoch auf dem *richtigeren*, dem *normaleren* Weg weiß. Dem Schwulen gegenüber wird der sonst »so Linke« zum bürgerlich Liberalen. In fast jedem Gespräch mit Intellektuellen steht nach kürzester Zeit der Diskussion über Homosexualität die Frage nach ihrer Entstehung im Raum. Diese Frage ist Ausdruck dessen, was Toleranz gegenüber Schwulen ist: Repression! Denn: Welcher Heterosexuelle rechtfertigt sich selbst oder einer fragenden Öffentlichkeit gegenüber, die es nicht gibt, sein Sexualverhalten, das genauso zwanghaft ist wie die Homosexualität, mit einer Entstehungstheorie? Hinter der Frage steht die Bestreitung des *Rechts auf Homosexualität.* Wir sind schwul. Basta!

Soviel zur Unterdrückung der Homosexuellen durch die »Normalen« und ihren Hintergrund. Eklatanter ist die Unterdrückung, die sich unter den Homosexuellen als Selbstunterdrückung durchsetzt.

Die *Homophilen* benutzen die Tunte genauso wie die Heterosexuellen: zur Belustigung, als Aggressionsventil für ihr eigenes Schuldbewußtsein, weil sie schwul sind (denn die meisten Homosexuellen meinen, daß Heterosexualität das »Normale« sei), oder als Sexmaschine, weil ihre Sexualpraxis auf die übliche Bums-Praxis reduziert ist. Die Tunte ist zugelassen in der eigenen Subkultur, den Bars, den Klappen, Parks und Saunen – aber nicht in der Öffentlichkeit.

Die Dannecker/Reiche-Untersuchung belegt diese Ablehnung der Tunte: »76% (der in dieser ersten empirischen Erhebung unter Homosexuellen Befragten) ausschließlich ablehnende Einstellungen und/oder negative Affekte gegenüber ›Tunten‹ in bezug auf die *Form* der Ablehnung.«[21] Diese Ablehnung zeigt, daß sich die Homophilen nicht bewußt sind, daß sie damit die Trennung von privat und öffentlich reproduzieren und bestätigen, denn das wichtigste Argument, welches sie als Rechtfertigung anführen, ist: »Wenn mich *mit der* einer sieht...!« Das Verhältnis der Homosexuellen gegenüber den Tunten ist Ausdruck des »Homosexuellenhasses der Homosexuellen«, wie es Dannecker/Reiche bezeichnen; es ist ein Merkmal dafür, daß die Homosexuellen ihre Homosexualität nicht akzeptieren, sondern ablehnen.

Die Frage ist berechtigt, warum dann aber selbst die *bewußteren Homosexuellen* in unserer Männergruppe, wie die Situation im Kommunikationszentrum zeigte, zumindest verunsichert reagieren. Die Reaktion ist vergleichbar der der heterosexuellen (?) Studenten in der U-Bahn. Sie halten ihre Verhaltensweise – hinter heterosexueller Fassade homosexuell zu sein – für die *vermittelbarere*, was nichts anderes bedeutet als die Anerkennung der »normalen« Verhaltensweisen. Sie begegneten der Tunte in der HAW mit eben jener Reaktion, die das Problem als Jux oder Spaß diffamiert. Will der heterosexuelle Intellektuelle die Berechtigung der Homosexualität

mit der Frage nach ihrer Entstehung überprüfen, so stellt der halbwegs bewußte Schwule die Frage nach dem Warum und Wieso des Tunte-Seins, ohne sich selbst infragezustellen. *Die* Frage der Schwulenbewegung wird damit aus dem Blickfeld gerückt: die Frage nach der Emanzipation aller; d. h. in diesem Zusammenhang die Auflösung von Mehrheits-/Minderheitsverhältnissen und auch die Auflösung des Problems der »Minderheit in der Minderheit«.

Der Minimalkonsens zum »Tuntenproblem« hatte sich in der »vorläufigen Grundsatzerklärung« der Männergruppe niedergeschlagen. Wir gingen davon aus, daß aufgrund der bestehenden bürgerlichen Sexualnorm die praktizierte Homosexualität bereits eine Durchbrechung der bürgerlichen Einschränkung des Sexualverhaltens und der Sexualnorm darstellte. Die aus diesem Konflikt entstehende psychische Frustration wird von den Homosexuellen durch ein überangepaßtes Verhalten ausgeglichen. Die Übernahme der Normen, hinter der sich der Wunsch nach Anerkennung verbirgt, führt dazu, daß die Homosexuellen politisch konservativ sind und sich gegenseitig am Idealbild eines »normalen« Mannes messen. »Wer ihm etwa in seinem Äußeren nicht entspricht, gilt als Tunte, und jeder findet mit Leichtigkeit einen anderen, der tuntiger *scheint* als er selbst und den er zum Objekt seiner Aggressivität machen kann. Wenn die Homosexuellen sich auch noch so sehr um soziale Anpassung und ›Unauffälligkeit‹ bemühen: *auf diesem Wege werden sie weder ihre Unterdrückung noch ihre Feindseligkeit untereinander, ihre Angst und Isolierung überwinden.*«[22]

Im Juni 1973, zwei Jahre nach Verabschiedung der Grundsatzerklärung, wurde dieser Minimalkonsens durch die Ereignisse auf der ersten Schwulendemonstration in Westberlin überprüft. Am offenen schwulen Auftreten von ausländischen Schwestern entbrannte die Auseinandersetzung um die Praxis und Strategie, mit der unsere theoretische Einschätzung auch in der Öffentlichkeit vertreten wurde.

Die Diskussion führte zur Gründung der Feministengruppe, die explizit mit dem Anspruch auftrat, als offen Schwule Schluß zu machen mit dem Versteckspiel hinter »normaler« Fassade und den »Fummelbällen« auch im Kommunikationszentrum. Die Feministen traten geschminkt auf, »feminisierten« ihre Kleidung, gingen so in die Subkultur, zum Arbeitsamt, zur Arbeit, in die Uni. Ihr formulierter Anspruch, dies sei *ein* Weg, aus der schwulen Misere herauszukommen, konfrontierte die meisten in unserer Gruppe mit der Angst vor der Veröffentlichung ihrer Homosexualität, obwohl der Anspruch nach dem ersten Emanzipationsschritt »Ich bin schwul!« – zumindest in der Gründungsphase der Männergruppe – ansatzweise praktisch erfolgreich eingelöst worden war.

Die Schwierigkeit, neue Inhalte darzustellen, führt bei den Tunten oft zur

bereits angesprochenen Übernahme des abzulehnenden »Frauenbildes«. In dieser Hinsicht lehnen wir die Tunte ab. Wir lehnen sie jedoch nicht ab, weil sie Tunte ist, sondern wir lehnen sie ab wie jeden angepaßten Schwulen, der sich in entscheidenden Situationen (Gespräche am Arbeitsplatz, ablehnende Reaktion angesichts eines offenen Schwulen) von den Schwulen absetzt und sogar dazu greift, seiner (»normalen«) Empörung und Ablehnung Ausdruck zu verleihen. Dies ist jedenfalls die typische Reaktionsweise fast aller Homosexuellen, wenn sie mit sich selbst konfrontiert werden: Anstatt sich dem Problem zu stellen, anstatt der Ablehnung der Homosexuellen entgegenzutreten und die Witze über sie und das Selbstverständnis des Witzelnden anzukratzen, greifen sie massenhaft zur Selbstverleugnung und identifizieren sich mit dem Aggressor.

Inhalt der geforderten Norm ist die aggressive, konkurrenzfähige Männlichkeit – ihre Sexualität, die Heterosexualität. Die Norm des Mannes beinhaltet, daß gesellschaftlich gewordene Eigenschaften, Verhaltensweisen, Tätigkeiten, Gefühlsregungen, Berufe, Kleidung nach dem *nur* biologischen Unterschied auf Mann und Frau verteilt wurden und verteilt werden. Dieser vorhandene Unterschied setzte sich als Widerspruch hinter dem Rücken der Individuen durch und wird verteidigt. Die Frau wurde vom »Herrn« auf *seine Bedürfnisse zugeschnitten.* So kann Heterosexualität als die patriarchalisch bestimmte Einheit von Mann und Frau verstanden werden. Die Tunte genau wie die sich emanzipierende Frau (ihr werden dann »männliche« Eigenschaften unterstellt), beide stören diese erzwungene »Harmonie« durch ihr »nicht-männliches« bzw. »nicht-weibliches« Verhalten und stellen die Vollkommenheit des Mannes infrage. In dem Moment, da die zugestandenen Eigenschaften das Gefängnis »Frau« verlassen, ist er verunsichert und reagiert angstvoll: sublim unterdrückend als Liberaler (Empfehlung, einen Psychoanalytiker aufzusuchen; Reform des § 175) oder aggressiv-militant (tätlicher Angriff auf die Schwulengruppe bei der 1.-Mai-Demonstration 1973).

Dieser Exkurs war notwendig, um zu erklären, warum wir den Homophilen und die Tunte ablehnen: sie unterstützen das, was wir bekämpfen und was sie objektiv bekämpfen müßten. Die Tunte darf als »Damen«-Imitator, als Friseur, Ballettänzer, Dekorateur oder sonst was auftreten und zur Belustigung beitragen. Das Bild vom Mann darf mit dem der Frau verschwimmen, solange es nicht ernst genommen wird, exotisch oder, die Frau karikierend, ironisch bleibt. Diesen Zwang erfüllt die Tunte. Der Homophile darf hinter heterosexueller Fassade in alle Berufe. Ansonsten ist alles privat. Die »Schweinereien« gehören ins Schlafzimmer.

Für beide, Tunte und Homophilen, war der Schwulenfilm von Rosa von Praunheim gemacht, insofern er sich *gegen* das Versteckspiel und die Abdrängung in den exotischen Bereich richtete. Er forderte die Schwulen

dazu auf, aus ihren schlupfwinkligen Gefängnissen herauszutreten, um gegen die Tabuisierung des gleichgeschlechtlichen Sexualverhaltens zu kämpfen.
Die Tabuisierung macht es erst möglich, die Homosexuellen zu verfolgen, und nimmt ihnen selbst die Möglichkeit, ihr zwiespältiges Verhältnis zu den geltenden Sexualnormen, also ihre doppelte Unterdrückung zu erkennen; doppelt insofern, als sie nicht nur, wie die Masse der Bevölkerung, als Lohnabhängige *und* sexuelle Individuen, sondern zusätzlich als Schwule unterdrückt werden. Dies nicht zu durchbrechen, das Versteckspiel und den Flitter und Glimmer weiter mitzumachen, bedeutet, die bestehende Ideologie der Unterdrückung der Sexualität, die Unterdrückung des Körpers aktiv zu unterstützen. Nicht nur die Homosexuellen, sondern wir alle sind Opfer *und* Stütze dieses Systems; *es zu bekämpfen heißt, auch den Teil in uns zu bekämpfen, der dieses System stützt.* Für die Homosexuellen kann dieser Konflikt nur dann gelöst werden, wenn sie vorher ein Selbstbewußtsein entwickelt haben, sich als Schwule verstehen und nicht hinter heterosexueller Zwangsfassade herumlaufen.
Ein Mittel dazu ist, aus der Tunte eine bewußte Tunte, den *Feministen* zu machen, aus dem Homophilen einen *Schwulen* mit dem Ziel, diese Gegenüberstellung überhaupt aufzuheben.
Ausgehend von der bestehenden Situation, nämlich in Mann und Frau zu unterscheiden, damit das Herrschende vom Beherrschten verschieden sei, hat die Tunte eine »Macke«: es ist ihr Bedürfnis, sich »feminin« zu verhalten und das Bild, an dem sie sich orientiert, zu überziehen. In der Tunte (und auch in der sich emanzipierenden Frau) wird die Unterdrükkungsfunktion der gesellschaftlichen Teilung in Mann und Frau deutlich; daher ist es richtig, die Tunte in ihrem Konflikt zu unterstützen und nicht zu verlangen, sie solle gefälligst ihre Tuntigkeit aufgeben. Das setzt voraus, daß man sich ein Bewußtsein verschafft über das, was ist. Also nicht die hysterische Grande-Dame-Kopie. Weg mit der auf höheren Plattenumsatz schielenden »Transsexualität« eines David Bowie!
Da die Feministen in der Männergruppe in die exotische Minderheitenposition gerückt wurden, kamen sie – nicht zuletzt deshalb – auf die Infragestellung des *homophilen* Selbstverständnisses als Minderheit. Jetzt wird deutlich, daß das Gegenargument einiger HAW-Männer, die Tunte lasse sich an die »normale« Öffentlichkeit nicht vermitteln, falsch ist (sie hielten dabei ihr eigenes – angepaßtes – Verhalten als »vermittelbarer«). Die aus diesem Argument folgende Praxis bestätigt die Subjektivität, die Stützfunktion der Teilung in Mann und Frau und beläßt die »normale« Öffentlichkeit in ihrer eigenen sexuellen Unterdrückung befangen. Sie drückt sich gerade in dieser Teilung aus!
Soweit die Kritik des Verhältnisses der homosexuellen Männer zur Tunte.

Unsere Frauengruppe kritisierte vor allem die Orientierung der Feministen am traditionellen Frauenbild. Es darf hierbei nicht übersehen werden, daß es der Mann ist, der sich mit dem identifiziert, was *der* Mann unterdrückt: die Frau. Der spezifische Weg des männlichen Feminismus, geschminkt, »feminin« oder mit dem *Rosa Winkel* zu erscheinen, ist *ein* Mittel und gleichzeitig das Bedürfnis schwuler Männer, die diktierte und in Fleisch und Blut übergegangene Trennung zwischen privat und öffentlich zu durchbrechen. Es ist mehr als nur ein hilfloses Suchen nach Identität, es ist eine als Stadium aufzufassende Alternative zur integrationistischen und angepaßten Situation und dem daraus folgenden Verhalten der Homosexuellen.
Der Anspruch der Schwulenbewegung, die Emanzipation der Homosexuellen zu fördern und zu erreichen, ist zum Scheitern verurteilt, wenn ihre Mitglieder sich dagegen wehren, ihre angstbesetzte schwule Heimlichkeit aufzulösen und sich ihre Rechte zu nehmen, wofür sie nur öffentlich eintreten können, und das nicht nur in Massenveranstaltungen versteckt, sondern auch in Einzelaktionen.
Inhalt der Politik der Schwulenbewegung ist es, den Schwulen aus der Verborgenheit seiner Subkultur in die Öffentlichkeit zu entlassen. Hier liegt die Analogie zur feministischen Frauenbewegung und damit auch die Perspektive, in die die »Schwulenfrage« und die Auflösung des Herrschaftsverhältnisses »Heterosexualität« einzuordnen ist. Diesen Anspruch auch in die Linke einzubringen, ist unsere Aufgabe.

VI. Wir sind keine Minderheit

Die bisherigen Erfahrungen bei Kontaktaufnahmen mit linken Gruppierungen, die weitgehend sporadisch und von ihren Anlässen her unsere Reaktion auf Ereignisse von außen waren, gleichen einander. Die Schwierigkeit, uns politischen Organisationen als politische Kraft zu vermitteln, ließ uns die kompliziertere Beziehung spüren, die nicht vergleichbar ist mit den Beziehungen unter anderen politischen Bewegungen. Die offenen oder versteckten antischwulen Vorurteile waren stets gegenwärtig. Während uns ein Teil der Linken überhaupt die Berechtigung abspricht, einen eigenständigen Kampf in der Emanzipationsbewegung zu führen, wurden wir in anderen Organisationen zwar als Aktionspartner akzeptiert, wobei sich die repressiven Mechanismen aber nur anders äußerten. Da wir in die politische Bewegung eine Fragestellung einbringen, die bisher am Rande der revolutionären Programme steht, weil sie auch der Linken völlig fremd ist, mußten wir uns, um als Genossen akzeptiert zu werden, doppelt anstrengen. Weiß man von unserer sexuellen Neigung, wird unausgespro-

chen ein apolitisches Verhalten unterstellt, dessen Ausdrucksformen persönliche und politische Feigheit, Zickigkeit usw. seien. Auch die revolutionäre Linke besitzt zur Homosexualität ein gebrochenes Verhältnis, da im traditionell-revolutionären Denken und Handeln an der Trennung von Öffentlichem und Privatem als etwas Selbstverständlichem festgehalten wird. Uns geht es nicht um eine Rechtfertigung oder bessere Integrierung der Homosexualität in die Gesellschaft. Die revolutionierende Forderung nach allseitiger Entfaltung der Sexualität leiten wir aus der Organisierung unseres offenen sexuellen Anspruchs her. Damit kann »der apolitische Charakter des Homosexuellenproblems – apolitisch in dem Sinne, daß es in der traditionellen revolutionären Politik nicht vorkommt – (...) vielleicht gerade seine Chance« werden.[23]

Die Frustration in den linken Gruppierungen, die aus dem Bewußtsein der Isolierung von den fetischisierten Massen resultiert, beruht subjektiv gesehen auf der nicht-problematisierten Trennung von privatem und politischem Leben, so daß, da individuelle Bedürfnisse nur privat ausgetragen werden können, reaktionäre Haltungen zum eigenen Sexualleben mit einem revolutionären oder progressiven politischen Bewußtsein vereinbar werden. Da in den theoretischen Bedürfnissen offenbar wird, welche Diskrepanz zu den materiellen und libidinösen Bedürfnissen besteht, wird die Verunsicherung vollkommen, wenn die latente Hoffnung auf Veränderung der Gruppenstrukturen und der internen libidinösen Beziehungen von einer Gruppe angesprochen wird, die die geheimsten, tabuisierten sexuellen Probleme der Männer zu ihrer Hauptaufgabe macht. Auch in den linken Organisationen herrscht im Verhältnis zur Sexualität, oder auch in der Beziehung zwischen Frauen und Männern, ein noch kaum entwickeltes Bewußtsein. In bezug zur Homosexualität ist das *wenn überhaupt* ein aufgeklärter bürgerlicher Standpunkt: das einzige Interesse der »Normalen« an der Emanzipation der sexuellen »Minderheiten« ist ein allgemein menschliches Interesse. Weitere Gedanken darüber werden als lästig empfunden, da wir, speziell für die Linke, eine scheinbare Vermischung der Kategorien verursachen. Der Anspruch der Homosexuellenbewegung, als neue politische Kraft neben den traditionellen anerkannt zu werden, leitet sich aus unserer Erkenntnis ab, daß wir als gekennzeichnete Minderheit den Kampf für eine Anerkennung des lebenslangen »polymorphen« sexuellen Verlangens in allen Menschen führen wollen. Der Widerspruch, der sich auch im Kontakt mit progressiven Organisationen zeigt, liegt in der Existenz der Homosexuellenbewegung, die privatmenschliche Bedürfnisse artikuliert, die das System der Normalität nicht anerkennen wollen.

Die politische Schwulenbewegung kann keine allseitige Umgestaltung der zwischenmenschlichen Alltagspraxis leisten. Somit ist es auch einer an den

»persönlichen Bedürfnissen« orientierten Gruppe unmöglich, irgendeine Vorwegnahme kommunistischer Lebensformen zu bewirken. Wir würden uns damit selbst in einen Widerspruch zur eigenen theoretischen Ausgangsbasis stellen, die das Proletariat als Subjekt des Kampfes gegen das Kapital weiß, weshalb erst jenseits des Kapitalismus kollektive Lebensformen allgemein sich vollenden und weiterentwickeln werden. Die radikale Schwulenbewegung setzt aber an dem Punkt an, ihre Arbeit zur eigenen, vorerst noch verwehrten bürgerlichen Emanzipation mit der Arbeit an der Kritik der herrschenden Norm der Heterosexualität zu verbinden, deren Auflösung als Dominante auf einer veränderten gesellschaftlichen Basis möglich sein wird.

Die repressiv tolerierende Umwelt kann sich nur durch ihre Angst zur Schwulenproblematik verhalten, d. h. auf privilegierende Weise. Das bürgerliche Wissenschaftsverständnis liefert dann die Legitimation der Aussonderung der Homosexualität aus dem gesellschaftlichen Rahmen. Diese Abtrennung, die Einordnung als Minderheit, läßt den Homosexuellen den Druck der anderen, ihm entgegengestellten »fruchtbaren« Sexualität empfinden und sein Begehren als Schuld fühlen, da die Gesellschaft sein Schwulsein als »Entartung und Verfall der sittlichen Kräfte« zusätzlich in einen moralischen Gegensatz zur Heterosexualität stellt. Der Homosexuelle andererseits kann sich in »seiner Freiheit« als Schwuler nur reduziert schwul der Umwelt gegenüber verhalten, als Fremder, gezwungen zur Absonderung im Schwulengetto und dadurch bestätigt in seinem Recht, sein Getto der Saunen, Parks und Bars aufzubauen. Der Ausbruch der Homosexuellen aus ihrem Gettodasein greift daher die bürgerliche Normative, die die Erfüllung der geschlechtlichen Wünsche, vor allem die gleichgeschlechtliche »Unzucht«, als reine Privatangelegenheit begreift, frontal an. Ist es dem liberalen Verständnis noch vorstellbar, erkannte Homosexuelle als Menschen zu akzeptieren, die mit einem »schweren Mangel« behaftet sind, so ist darin doch das Verlangen der kapitalistischen Gesellschaft eingeschlossen, daß die Homosexualität ihren subversiven Charakter – gezeugt ohne zu zeugen – abstreift, um sich im heterosexuellen Gewand integrierend zu verhalten. Das allgegenwärtige Vorurteil der Unterwanderung, Verführung und Vergewaltigung wird uns gegenüber stets bewahrt und bleibt damit brauchbar als negatives Integrationselement, um andere gesellschaftliche Antagonismen zu verschleiern. Wir sind uns jedoch vollkommen bewußt, daß unsere Emanzipation, d. h. schuldfrei Männer zu lieben, nicht gelingen wird, solange nicht alle revolutionären Kräfte begreifen, daß unser Emanzipationskampf die Konsequenz eines gemeinsamen Kampfes zur Aufhebung jeglicher sozialer und sexueller Schranken beinhaltet. Wir haben kein Interesse an der Lösung und Integration des Homosexuellenproblems als Minderheitenfrage, die

nur scheinbar unsere Freiheit bedeutet. Unser Kampf geht dahin, daß Heterosexuelle und Schwule ihre jeweilige Sexualität nur als verschiedene Formen einer vollentwickelten Sexualität erkennen. Wenn uns dies in Ansätzen schon jetzt gelingt, werden sich die verschiedenen Formen der Sexualität nicht mehr in einem moralischen Gegensatz gegenüberstehen. Von der gemeinsamen Kritik und dem gemeinsamen Kampf gegen die permanent unterdrückende kapitalistische Gesellschaft erhoffen wir uns schon im revolutionären Prozeß ein menschlicheres Verhältnis zu den heterosexuellen Genossen.

Homosexualität ist keine Frage der Minderheit, sondern eine latente Komponente der menschlichen Konstitution als Geschlechtswesen, und darum »ist das Problem der Minderheiten im Kapitalismus nicht zu trennen von der permanenten Repression, die sich vornehmlich gegen die arbeitenden Massen richtet«.[24] Die Diskriminierung der männlichen Homosexualität führte in der historischen Entwicklung zur spezifischen Stellung der Homosexuellen in der Gesellschaft, zu ihrem Streben, in die mobile Mittelschicht aufzusteigen oder hier ihren Platz zu verteidigen. Die damit verbundene Mittelstandsideologie behindert auch innerhalb einer Homosexuellenorganisation den Politisierungsprozeß. Auch ein Teil der HAW-Männer wünscht sich unsere Organisation als Sammelbecken apolitischen, konsumierenden Freizeitverhaltens, in der Zufriedenheit erreichter Rechtspositionen. Dies ist zum Teil unser »eigenes« Problem, wie wir unter uns die Trennung von privatem Schwulsein und politischem Engagement praktisch überwinden. Doch wirkt sich gerade hier die jahrhundertelange gesellschaftliche Aussonderung der Homosexualität als starker Hinderungsfaktor der Politisierung aus, der bisher auch in der HAW-Männergruppe die bewußte Vermittlung spezifischer Schwulenunterdrückung und allgemeiner Repression scheitern ließ. Die doppelte Aufgabe der Homosexuellenbewegung in der Öffentlichkeitsarbeit besteht darin, ihre Kritik an der noch vorhandenen gesetzlichen Diskriminierung zu verstärken und als Sozialisten auch die Frage an die revolutionären Organisationen zu stellen, wie sie's mit den Schwulen halten, und wie sie ihr Vakuum in bezug zur sexuellen Problematik füllen wollen.

Die bürgerliche Gesellschaft, die in ihrer Entwicklung die Klassifizierung der verschiedenen Formen der Sexualität in ihrer Reinheit heraustreten ließ, gab der Homosexualität ihren gesellschaftlichen Ort im Dunkeln, der dem liberalen Wesen der Gesellschaft so lange nicht widerspricht, wie die Perversen die Aussonderung in der Privatsphäre akzeptieren. Offen ablehnend wird das Verhältnis der Gesellschaft zur Homosexualität erst dann, wenn das Fremde die Schranke der Sprachlosigkeit zu durchbrechen sucht und die Quelle der Bewußtlosigkeit und Unterdrückung im Mangel und Wesen der Gesellschaft selbst sucht. Die Tabuisierung der Homosexualität,

ihre Kriminalisierung oder die medizinische Ausgrenzung erlaubt unter der Hand die weitere Diskriminierung. Gesetzlicher Schutz vor manifester Gewalt widerspricht unter dieser doppelten Moral nicht der Terrorisierung der Schwulen in ihren Gettos durch die Polizei. Sanktioniert wird dies durch die vorurteilsvolle Basis des Bundesverfassungsgerichtsurteils von 1957. Denn auch die gesetzliche Gleichstellung ohne Aufklärung über das wirkliche Wesen der Homosexualität hält die Ignoranz der Mehrheit der Bevölkerung aufrecht und damit die emotionale Basis für einen Umschlag in offene Repression.

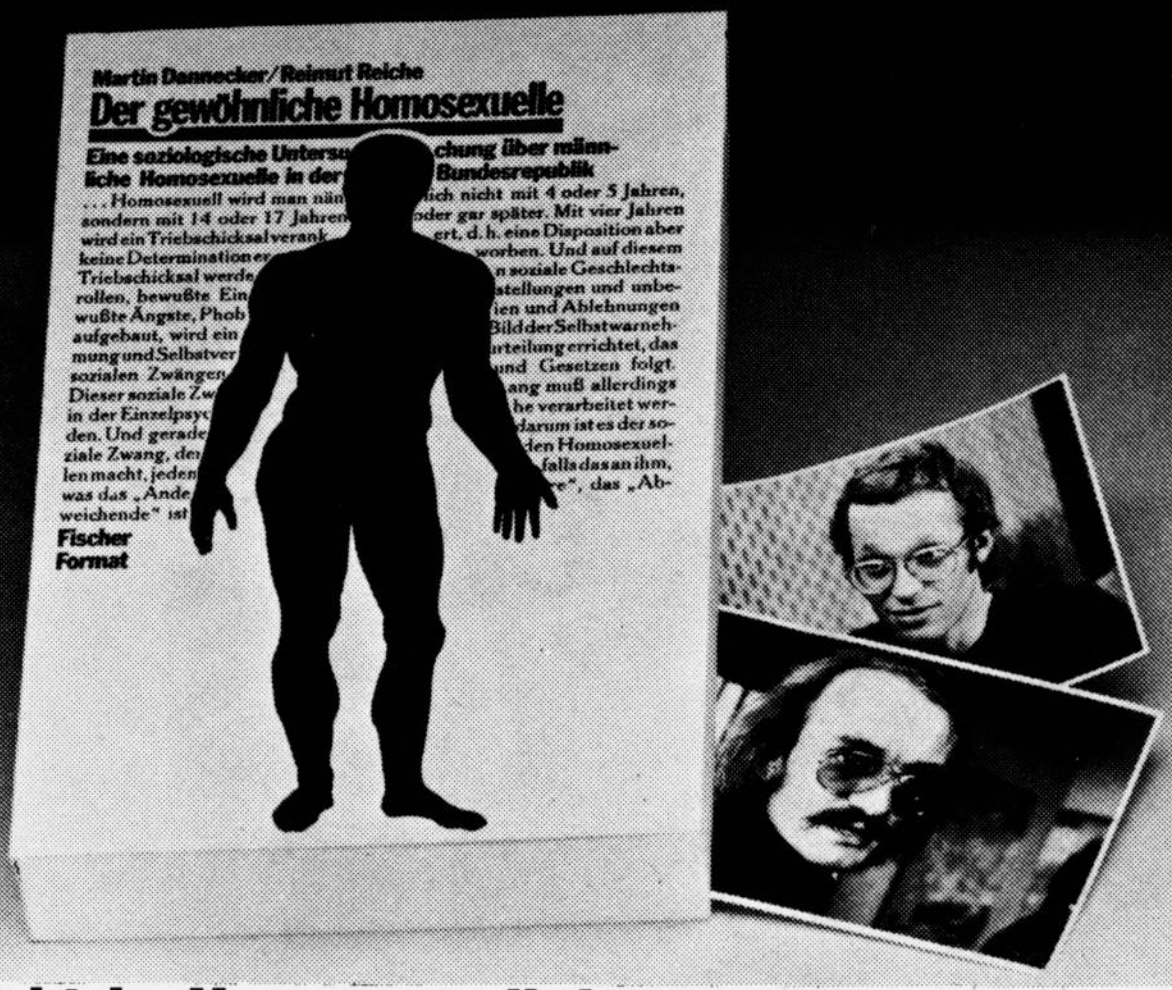
Die Spaltung des Menschen in den öffentlichen und den Privatmenschen ist zwar die Vollendung der bürgerlich-politischen Emanzipation, die aber weder in sexueller Hinsicht die reduzierte Libidostruktur, noch die Vorurteile dem Fremden gegenüber aufhebt. Sexualität wird so aus einem elementaren menschlichen Bedürfnis zu einem der übrigen Elemente des Individuums. Sexualität gilt in der abstrakt verbundenen Gesellschaft als umso mythischer, als sie scheinbar ohne politische Bedeutung ist, die Privatsache des Einzelnen. Homosexualität läßt sich also auch politisch nicht in die Arbeit revolutionärer Organisationen integrieren, wenn sie sich weiter verbirgt. Die abstrakte Freiheit, als besondere »Spezies« unsere egoistischen schwulen Interessen in der Dunkelheit auszuüben oder in der Öffentlichkeit zu proklamieren, solange dies den anderen nicht schadet, verfestigt nur unsere eigene Beschränkung im Getto. Diese typisch bürgerliche Trennung sprach Marx für das Verhältnis der Religionen der Juden und Christen an: »Aber das Menschenrecht der Freiheit basiert nicht auf der Verbundenheit des Menschen mit dem Menschen. Es ist das Recht dieser Absonderung, das Recht des beschränkten, auf sich beschränkten Individuums.«[25] Die theoretische Zusicherung der bürgerlich garantierten Freiheit, der Individualität, wird von der Gesellschaft gegenüber »Minderheiten« spätestens dann aufgegeben, wenn sie offen die Gefahr des sozialen Ausbruchs (Umkehrung der sexuellen Normen) aufzeigen. Die Offenlegung des Schwulseins trägt unter den gegenwärtigen Verhältnissen daher ein antisoziales Element in sich. Die Verunsicherung des bürgerlichen Bewußtseins resultiert auch daraus, daß die Homosexualität trotz Verbot, Verfolgung und Tabuisierung existiert und durch die Geschichte ihr »unnatürliches Liebesleben« erhalten hat. Deshalb werden wir Schwulen das in der Öffentlichkeit von uns existierende Bild zerstören, das uns unbefragt als charakteristisches Wesen zugeschrieben wird. Unser Kampf wird uns aus der bisherigen Entwicklung herauskatapultieren und die Aufhebung unserer Lage als fremde Randgruppe versuchen. Wir werden damit an einem Stück der menschlichen Entwicklung arbeiten, um sie gegen einen geschichtlichen Ausdruck der menschlichen Selbstentfremdung, der sexuellen Fremdbestimmung zu kehren.

Anmerkungen

1 Die Klappe (Pissoir) stellt für viele Schwule, die sich davor scheuen (oder es verabscheuen), die pißeleganten Homobars zu betreten, einen Ort dar, wo die tabuisierte mann-männliche Sexualität offen ausgetragen werden kann. Für viele Schwule liefert die Klappe das »Ich-bin-doch-gar-nicht-schwul-Alibi«.
2 Rosa von Praunheim, »Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation, in der er lebt«. Uraufführung auf den Filmfestspielen 1971 in Westberlin.
3 *Homosexuellenunterdrückung und Gesellschaftsformation; Feministenpapier; Zur Frage, warum Schwule unterdrückt werden;* alle HAW, Westberlin 1973.
4 Vgl. Reimut Reiche, *Sexualität und Klassenkampf,* Frankfurt 1971, S. 116-122.
5 *Homosexuellenunterdrückung* . . ., a.a.O., S. 2.
6 Ebenda, S. 2.
7 Dies war das Motto des Pfingsttreffens 1973 der schwulen Frauen und Männer der HAW.
8 HAW, *Vorläufige Grundsatzerklärung,* Westberlin 1971, S. 2.
9 *Homosexuellenunterdrückung* . . ., a.a.O., S. 8.
10 Der Rosa Winkel, das KZ-Zeichen der Schwulen im Nazi-Faschismus, wurde von den Feministen deswegen propagiert, um uns und der Öffentlichkeit ein Geschichtsbewußtsein über die Schwulenverfolgung zu vermitteln; um auf die versuchte Liquidierung und nie vollzogene Rehabilitierung der schwulen »Minderheit« hinzuweisen.
11 *Feministenpapier,* a.a.O., S. 21.
12 *Zur Frage, warum Schwule* . . ., a.a.O., S. 3.
13 Ebenda, S. 40.
14 Ebenda, S. 41.
15 Ebenda, S. 44.
16 Ebenda, S. 49.
17 Magnus Hirschfeld war der Mitbegründer der deutschen Homosexuellenbewegung im Jahre 1897, des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (WHK).
18 Cesare Lombroso legte mit seiner Schrift *L'uomo delinquento* (1876) das Fundament der positiven Schule in der Kriminologie.
19 Während des 3. Reiches erfüllten schon Männer den Tatbestand des Homosexuellenparagraphen, wenn sie Arm in Arm über die Straße gingen.
20 Vgl. dazu Guy Hocquenghem, *Das homosexuelle Verlangen,* München 1974, S. 130.
21 Martin Dannecker / Reimut Reiche, »Die kollektive Neurose der Homosexuellen«, in: *Leviathan* Nr. 12, 1974.
22 HAW, *Vorläufige Grundsatzerklärung,* Westberlin 1971.
23 Hocquenghem, a.a.O., S. 133.
24 Johannes Agnoli, »Kapitalismus gegen Minderheiten«, in: *Am Beispiel Angela Davies,* Frankfurt 1972, S. 112.
25 Karl Marx, »Zur Judenfrage«, MEW 1, S. 364.

FischerFormat

S. Fischer Verlag



„Nicht der Homosexuelle ist pervers, sondern die Situation in der er lebt".

Martin Dannecker/
Reimut Reiche
Der gewöhnliche Homosexuelle
Eine soziologische Untersuchung über männliche Homosexuelle in der Bundesrepublik.
424 Seiten,
broschiert DM 19,80

Authentische, realistische Informationen über die homosexuelle Subkultur, den Lebensstil homosexueller Männer, ihre sozialen Beziehungen, ihre Sexualität, ihre Außenseiter-Situation. Die empirische Analyse setzt an dem Punkt ein, an dem jungen Männern ihre Homosexualität bewußt zu werden beginnt. Erstes großes Thema ist daher das coming out, jene konfliktreiche Phase (in der Regel vom 16. bis 21. Lebensjahr), die von der ersten Ahnung, homosexuell zu sein, über den ersten Sex mit einem Mann und die subjektive Gewißheit der eigenen Homosexualität zur Aufnahme sozialer Beziehungen zu anderen Homosexuellen führt.
Wichtigstes, wenn nicht einziges soziales Beziehungssystem Homosexueller ist die homosexuelle Subkultur, die angesichts der fortbestehenden Tabuierung der Homosexualität und Diffamierung der Homosexuellen die Funktion einer Notgemeinschaft mit karitativem Charakter erfüllt. Dannecker und Reiche bieten eine detaillierte Analyse dieser Subkultur, der Lebensstile homosexueller Männer, ihrer sozialen Beziehungen, ihrer Sexualität.
Die Analyse des Bereichs der Arbeit deckt eine für Homosexuelle charakteristische Berufsbiographie auf, deren hervorstechendstes Merkmal das Hineindrängen bzw. das Hineingedrängtwerden in bestimmte Angestelltenberufe ist, in denen der Homosexuelle unauffälliger leben kann und weniger brutalen Diskriminierungen ausgesetzt ist – ein Ergebnis, das die verbreitete These von einem engen Zusammenhang zwischen Homosexualität und Mittelschicht widerlegt.

Andersch

Winterspelt

Diogenes

»Kein Zeit- und Schlachtgemälde. Kein Plivier. Kein Solschenizyn. Vielleicht nicht einmal ein ›Kriegsroman‹. Höchstens ein Kammerspiel auf dem Hintergrund einer Katastrophe. Die Katastrophe allerdings nicht Naturereignis, sondern, konkret: Faschismus.«

Alfred Andersch
Winterspelt
Roman, ca. 600 Seiten,
ca. 28.–, 1.–50. Tausend
soeben erschienen
im Diogenes Verlag

Red Collective
Jenseits der Familie

Bericht über eine Dreierbeziehung – ein sexualpolitisches Experiment

Wir sind eine gemischte Gruppe von fünf Personen, die seit einiger Zeit zusammen arbeiten, in der Erziehung, in der Frauenbewegung, in Mieterorganisationen, mit weiblichen Krankenhausangestellten. Durch unser politisches Engagement in verschiedenen Bereichen haben wir herauszufinden versucht, auf welche Weise die verschiedenen Aspekte des Kapitalismus zusammenhängen: Produktion, Konsum, Familie usw.
In unserer Gruppe sind wir auf das Problem gestoßen, wie wir unsere Praxis so gestalten können, daß die Sexualpolitik nicht getrennt wird vom Kampf gegen die ökonomischen, politischen und kognitiven Beziehungen im Kapitalismus. Über diese Praxis wollen wir berichten, obwohl sie den Charakter eines ganz vorläufigen und partikularen Versuches hat, der sich seiner Relevanz für das, was andere tun und denken, keineswegs sicher ist. Auch um das herauszufinden, schreiben wir diesen Bericht. Vieles darin stützt sich auf die Erfahrungen der ganzen Gruppe, aber der Schwerpunkt liegt auf den Erfahrungen von dreien von uns, zwei Frauen und einem Mann, die diesen Bericht geschrieben haben.

I. Die Widersprüche in unseren früheren Beziehungen

In den folgenden Berichten über uns selbst versuchen wir darzustellen, auf welche Weise die sexuell-emotionalen und politischen Grundlagen unserer jeweiligen Zweierbeziehungen widersprüchlich wurden. Obwohl diese Widersprüche in den meisten Familien gar nicht erst auftauchen, brachte uns das Nachdenken darüber, wie wir in unseren eigenen sexuellen Beziehungen in solche Sackgassen geraten konnten, schließlich auch zu erneutem Nachdenken darüber, welche Theorie für die Familie entwickelt werden könnte.

Mary:
Ich lebte in einer Liebesbeziehung, und wir wollten als Genossen zusammenarbeiten. Aber was zwischen uns emotional vorging, überflutete das, was eigentlich die Antriebskraft einer funktionierenden politischen Beziehung hätte sein sollen. Schließlich konnte keiner von uns beiden mit dem

andern mehr arbeiten, und ich hatte das Gefühl, daß meine »politische« Identität so eng mit ihm verknüpft war, daß ich mir gar nicht mehr vorstellen konnte, mit anderen Leuten politisch zusammenzuarbeiten, auf einer politischen statt auf einer rein persönlichen Ebene. Das kam zum Teil daher, daß ich in den Jahren, die wir zusammen waren, vor allem politische *Ideen* gelernt hatte, aber nicht genug praktische Arbeit mit anderen, so daß meine Art zu denken und zu fühlen, wie beides miteinander verknüpft bzw. voneinander getrennt war, widersprüchlich wurde. Ich möchte hier erzählen, wie Denken und Fühlen in meiner Familie miteinander verbunden wurden und wie die Art unserer Zweierbeziehung die Bedingungen hierfür ausgesprochen reproduzierte.

Meine Eltern liebten mich bedingungslos; sie widmeten uns beiden Kindern soviel Liebe und Aufmerksamkeit wie sich gegenseitig; wir taten eine Menge gemeinsam, teilten fast alles, es gab keine privaten Zimmer oder Schränke oder sonstwas. Mein Vater war sehr viel und intensiv für die Familie da, vor allem für mich. Ich kann mich an keine einzige Gelegenheit erinnern, wo sich meine Eltern gestritten hätten oder auch nur gereizt oder aufeinander böse gewesen wären. Ich hatte also kaum jemals Grund, mich ausgeschlossen oder zurückgewiesen oder abgeschnitten zu fühlen von den Menschen, die ich liebte. Nichts passierte, was mich veranlaßt hätte, mich von ihnen zu distanzieren, mich von ihnen abzusondern mit dem Gefühl einer eigenen Identität; ich kann mich nicht erinnern, als Kind je das Gefühl eines privaten Selbst gehabt zu haben, das sich von mir in meiner Beziehung zu anderen unterschied. Ich hatte auch kein Urteil über andere Leute, noch dachte ich über sie oder mich selbst nach. Entweder hatte ich zu anderen eine Beziehung so »von innen heraus« oder gar keine.

Ich redete zwar eine Menge mit meinen Eltern und mit meinem Bruder, ich sprach über meine Gefühle, Beobachtungen, Geschichten und Spiele in einer Art laufendem Kommentar, aber was dabei »ich« war, war eine Beziehung zu ihnen. Alle meine Handlungen zielten auf sie ab, waren in keiner Weise für mich getan oder um der Sache oder eines Zieles willen. Das heißt nicht, daß ich nicht auch mit Aktivitäten um ihrer selbst willen beschäftigt war; aber je mehr eine Sache mit der Person zu tun hatte, die ich liebte, desto mehr absorbierte sie mich: etwas anderes zu machen, war *Teil der Beziehung* zu ihnen. Wenn ich mal frech war und sie ärgerte, entschuldigte ich mich sofort hinterher, um die Trennung so schnell wie möglich zu heilen. Aber da ich eigentlich nie frech war und kaum jemals versagte in dem, was ich machte, gab es keine Konfrontation und kein Nachdenken über das Verhältnis zwischen Liebesbeziehungen und anderen Aktivitäten in der Welt außerhalb von ihnen. Wo es keinen Widerstand gegen das normale Funktionieren der Dinge gibt, kann man auch die

Zusammenhänge nicht erkennen. Bewußtsein kommt aus Konflikten und erfahrenen Widersprüchen. Meine Kindheit und Jugend war ein unbewußtes und enges Zusammengehen meiner emotionalen Bindungen an Personen mit einem Engagement für andere Projekte und Ideen.
So entwickelte ich mich zu jemand, der viel eher eine enge, exklusive, alles umfassende persönliche Beziehung zu einer Person haben konnte als irgendeine andere Art von Beziehung. Ich hatte immer das Gefühl, daß ich nur dachte, wenn ich zu jemand sprach, dem ich emotional nahestand; die übrige Zeit gebrauchte ich mein Gehirn entweder für meine Schul- oder Universitätsarbeiten oder zum Träumen. Ich glaube, hinter meinem ständigen Mich-Mitteilen gegenüber anderen stand vor allem die Absicht, mich für den anderen *transparent* zu machen, als ob Gespräche ein Netz von Emotionen und Bedeutungen zwischen zwei Menschen weben könnten, das die Trennung aufhebt und sie einander vollkommen zugänglich macht. Diese Illusion gibt es öfter, und sie kann als taugliche Grundlage für ein komplexes emotionales, intellektuelles und politisches Engagement erscheinen.
Diese Eigenschaften, mit denen ich aufwuchs, bedeuteten, daß weit über das Alter von zwanzig hinaus alle persönlichen Beziehungen für mich blaß und formal blieben, wenn sie nicht direkt vom einen zum andern gingen (also z. B. innerhalb einer Gruppe von Freunden) und nicht auf einer vollkommenen Identifikation und einem emotionalen Engagement beruhten. Denken und lieben, reflektieren und miteinander verkehren waren auf der einen Ebene voneinander getrennt, auf der anderen miteinander verknüpft. In meiner Schul- und Universitätsarbeit war ich »gut«, aber es war eher ein gescheites Anwenden oder Kritisieren von mehr oder weniger komplexen intellektuellen Regeln als wirklich eigenes Denken. Ganz anders funktionierte ich, wenn ich über etwas nachzudenken versuchte, mit dem es mir ernst war oder wo ich wirklich engagiert war, wie »Literatur« oder die »hungernde Dritte Welt« als Teenager und später revolutionäre Politik. Dann waren meine Gedanken sozusagen immer an die geliebte Person gerichtet, die mein Engagement teilte, oder aber sie wurden blockiert durch mein Gefühl der Panik vor dem Urteil oder eingeschüchtert durch die Redegewandtheit dieser Person: es fiel mir sehr schwer, meine Gedanken nicht als Teil der Beziehung zu gebrauchen, sondern für ihren eigentlichen Zweck, z. B. Politik. Weil politische Beziehungen für mich identisch wurden mit dem Verkehr innerhalb der Zweierbeziehung, wurde es für mich schwierig, mit Leuten politische Beziehungen herzustellen und an politischen Problemen zu arbeiten, mit denen ich mich nicht emotional identifizieren konnte und die deshalb für mich Hindernisse darstellten, gegen die ich ankämpfen mußte, um zu ihnen in ein Verhältnis zu kommen.

Die Zweierbeziehung, in der ich lebte, schuf unversehens fast ideale Bedingungen, um die Struktur der Beziehungen zwischen Denken und Fühlen – und damit die politische und emotionale Grundlage der Beziehung – zu reproduzieren, die ich von meiner Familie mitbekommen habe. Das war gerade deshalb so, weil wir ein »politisches Paar« waren: alle unsere Aktivitäten standen im Zusammenhang unserer Liebesbeziehung; wir führten einen ständigen Dialog; es gab nicht die übliche Trennung zwischen Zuhause und Arbeit wie bei einem normalen berufstätigen Paar, die die entfremdende Trennung, die ich von der Universität her kannte, fortgesetzt hätte. Gerade die versuchten wir zu überwinden. Das verlieh den Widersprüchen zwischen den unterschiedlichen Grundlagen der Beziehung eine zusätzliche Schärfe. Wir wollten die beiden Grundlagen (gemeinsame Arbeit; Liebe und Sex), die normalerweise voneinander getrennt sind, aber in der Vergangenheit in einer ähnlichen emotionalen Struktur wie der gegenwärtigen in Beziehung zueinander gebracht worden waren, miteinander verschmelzen durch die idealistische Vorstellung, daß es so sein sollte. Das war widersprüchlich, insofern die beiden Grundlagen ja unbewußt tatsächlich miteinander verknüpft waren.
Ich bin zu der Überzeugung gekommen, daß das »politische Paar«, wo eine besondere politische Partnerschaft gleichbedeutend ist mit einer sexuellen Liebesbeziehung, ein Widerspruch in sich ist. Damals schien es etwas Progressives zu sein, auf der Gleichheit zwischen Mann und Frau beruhend, die durch eine ernsthafte gemeinsame Zielsetzung und Arbeit vereint sind. Es war sicher eine festere Grundlage für persönliche Solidarität als nur romantische Gefühle. Tatsächlich aber reproduziert die Zweierbeziehung, die auf individueller sexueller Liebe beruht, Gefühlsmuster, die eine politische Beziehung entstellen, indem sie sie auf einer zu speziellen Grundlage aufbauen, die für eine politische Beziehung unsinnig ist.
So sind wir jetzt zu der Idee gekommen, die Verbindung von sexuellen und politischen Beziehungen in einem emotional-sexuellen Verhältnis bewußt zu gestalten: sie weder auf die kapitalistische Weise zu spalten, noch sie durch den bloßen Wunsch zu verschmelzen, so daß sie sich gegenseitig zunichte machen.

Pete:
Infolge meiner Liebesheirat war ich in eine Reihe von Widersprüchen verwickelt zwischen dem,was ich von einer persönlichen Beziehung erwartete, und dem, was ich politisch tun wollte: ich verstand die persönliche Beziehung nicht als etwas Politisches, sondern benutzte sie als eine Art emotionale Basis, von der aus ich politisch handeln konnte. Dieser Widerspruch blieb lange Zeit verschleiert, weil ich in Wirklichkeit nur politisch *dachte,* rein theoretische Arbeit leistete und nur am Rande in Studenten-

aktionen verwickelt war, die ich bis zu einem gewissen Grad für unter meiner Würde hielt, aus einem marxistischen intellektuellen Purismus heraus, der mir zugleich als Schutz diente, um mich nicht mit anderen Leuten außerhalb meiner persönlichen Beziehung auseinandersetzen zu müssen. Die Bestätigung für das, was ich *dachte*, konnte ich *innerhalb* meiner persönlichen Beziehung finden – ich war der männliche Denker, der für die Theorie zuständig war, ohne sich viele Gedanken über die Verbindung der Theorie mit der Realität draußen machen zu müssen.

Aber das änderte sich und damit auch das Verhältnis zwischen politischer und persönlicher Beziehung. Solange ich so ziemlich der klassiche Typ des marxistischen Intellektuellen auf dem Weg zum marxistischen Akademiker war, jemand, der marxistische Ideen nur als reine Wahrheiten behandelte und im übrigen ihnen gegenüber so passiv blieb wie jeder bürgerliche Soziologe, war die Ehesituation durchaus stimmig: geliebt als der kontemplative Denker, als das *Individuum*, als das *männliche* »Ich denke«. Es gab zwar eine Trennung zwischen dem Politischen und dem Persönlichen, da meine Arbeit eine Sache war und unsere Beziehung eine andere. Aber diese Trennung wurde als Widerspruch nicht wirksam, solange »Politik« nichts anderes war als Ideen.

Als ich mit anderen Leuten zusammen politisch aktiv wurde, wurde dieser Widerspruch unmittelbar wirksam, denn die Beziehung war der Mittelpunkt meines Lebens und hatte mir als solcher in extremem Maße alles verkörpert. Sie war bedroht, als politische Aktivität gleichbedeutend wurde mit praktischer Arbeit gemeinsam mit *anderen* Leuten. Was ich politisch tat, geriet in Konflikt mit meinem eigenen emotionalen Bedürfnis nach einer Liebesbeziehung. Es bedeutete außerdem einen direkten Konflikt mit der Position meiner Frau innerhalb der Zweierbeziehung. *Entweder* wäre politisches Engagement für uns auch als Paar möglich, was aber fragwürdig schien wegen des Widerspruchs, daß sie dann mit mir zusammen politisch aktiv würde, d. h. nicht aus eindeutig politischen Gründen, sondern aufgrund der emotionalen Beziehung. *Oder* es würde bedeuten, daß jeder oder einer von uns individuell politisch aktiv wäre, unabhängig von der Zweierbeziehung, was wiederum zur Folge hätte, daß die politische mit der emotionalen Bindung in Konflikt geriete und eine Menge idiotisch falscher Probleme entstünde darüber, was nun wichtiger ist: Liebe oder Politik. Zu welcher Alternative man sich auch entschloß, es führte zu unmöglichen Widersprüchen zwischen politischer Aktivität und Eheleben.

Dieses Problem gründete auch in dem eingewurzelten Sexismus der Liebesbeziehung, in der ich bestätigt wurde als die Person, die liebte, dachte und ein ernsthaftes Lebensziel hatte, *als Individuum*, während die Identität meiner Frau innerhalb der Beziehung auf der politischen Ebene zuneh-

mend untergraben wurde als derjenigen, die alle Ideen von mir bezog. Aber es ist unsinnig, daß ich als *individuelle* Quelle von Gedanken und Gefühlen bestätigt werde, wenn das politische Ziel darin besteht, einen *kollektiven* Weg zur Entwicklung von Gedanken in bezug zur Praxis zu schaffen. Ich mußte davon loskommen, die Art von Individuum zu sein, die ich bis dahin war, und das hieß, aus einer Beziehung herauszukommen, die auf der gegenseitigen Bestätigung von Individuen als der Quelle von Gedanken und Gefühlen beruht. Zu der Zeit sah ich das allerdings nicht so: zu der Zeit war es eine Serie von konfusen Spannungen, Debatten, Szenen, wo ich Argumente von der Sorte »Liebe versus Politik« drauf hatte und nicht davon loskam. Ich glaube auch, daß die besondere Form meiner Liebesbeziehung, mit ihren Wurzeln in einer Familie, die ebenso versucht hatte, eine vollkommene, sich selbst genügende Welt für sich zu sein, die Widersprüche zwischen individueller Liebe und kollektiver politischer Praxis bis zum Zerreißen verschärfte und die Trennung zwischen politischer Existenz und persönlicher Beziehung besonders akut machte.

Anne:
Neil und ich waren beide politisch aktiv und arbeiteten zusammen in Arbeitsgruppen wie auch in der Vietnam- und der Studentenbewegung. Eines der Hauptmerkmale unserer Beziehung war meine politische Schulung durch ihn. Eigentümlich daran war allerdings, daß ich es unmöglich fand, politisch selbständig zu arbeiten, und daß die politischen und emotionalen Beziehungen so eng zusammenhingen, daß alle möglichen Probleme daraus entstanden. Mein Mangel an politischer Unabhängigkeit war nur ein Aspekt davon. Es hat den Anschein, als hätte ich meine politische Identität durch die emotionale Beziehung gewonnen, und daß beide so stark verknüpft waren, daß das eine zu verändern unweigerlich hieß, auch das andere infrage zu stellen; während beide für ihn nicht so eng zusammenhingen wie für mich. Ich hatte meine politischen Ansichten durch ihn erhalten, die Teilnahme an Sitzungen war genauso Teil der Beziehung wie unsere abfälligen Kommentare über politische Gruppen, mit denen wir nicht übereinstimmten. Ich bezog mich immer auf ihn als Bestätigung, wenn ich seine Ansichten auf ein anderes Gebiet übertrug, und oft wußte ich nicht, ob ich bestimmte Ansichten vertrat, weil *ich* daran glaubte oder *er*.
Ich glaube nicht, daß ich in der ganzen Zeit überhaupt mal unabhängig von Neil gedacht habe. Sobald ich es aber tat und anfing, auch unabhängig zu handeln, empfand ich es als einen Angriff auf ihn – was es objektiv für mich war, da es die Bindung meiner politischen Identität an ihn infrage stellte. Ich begann, persönliche Beziehungen zu den Leuten zu entwickeln, mit denen ich politisch zusammenarbeitete; sie wurden zu

einem alternativen Freundeskreis, der in Konflikt zu unseren gemeinsamen Freunden geriet. Diese Unabhängigkeit gab mir das Gefühl, daß ich ihn nicht mehr brauchte, wobei ich mich gleichzeitig in dem Dilemma befand, eine Beziehung zu wollen und nicht zu wollen. Mit »Unabhängigkeit« will ich nicht sagen, daß wir hätten aufhören sollen, miteinander zu arbeiten, aber dadurch, daß man mit anderen arbeitete, bestand die Möglichkeit, politische Ideen auch außerhalb der Beziehung zu entwickeln.
Ein anderer Problembereich waren die Konflikte, die daraus entstehen, daß man die politischen und emotionalen Teile der Beziehung nicht voneinander trennen oder als solche identifizieren kann. Zum Beispiel gab es Gelegenheiten, wo ich neurotisch wurde, wenn er spät abends zu Sitzungen ging oder wegblieb, um etwas zu vervielfältigen, nachdem ich schon ins Bett gegangen war. Ich wurde immer ganz verrückt, wenn er nicht zurückkam, ehe ich ins Bett ging, und fing an, mich wie eine echte Ehefrau zu benehmen und ihn alle paar Minuten anzurufen. Ich wurde einfach sauer, ohne recht zu wissen, warum. Ich hätte niemals freiwillig oder bewußt gesagt, daß ich einfach nicht wollte, daß er allein fortging, obwohl das, wenn ich darüber nachdenke, die Ursache meines Ärgers war. Dieser Mangel an Unterscheidung zwischen Emotionalem und Politischem hatte schlimme Auswirkungen für beide. Da für mich politisches und persönliches Engagement zusammengehörten, gehörten sie entweder beide zu ihm oder beide nicht zu ihm, so daß politische Unabhängigkeit einen wirklichen emotionalen Rückzug bedeutete.

Aus diesen persönlichen Berichten wird deutlich, daß es für jeden von uns unterschiedliche Stränge in der Beziehung zwischen Politik und Sexualität gibt. Und daß es für den Mann anders ist als für die Frauen. Bis zu einem gewissen Grad betraf der Widerspruch bei uns allen das Verhältnis von Intellektualität und Sexualität. Der Grund dafür liegt darin, daß unsere Politik sich zu sehr auf intellektuelle Aktivität beschränkte, vor allem in unserem anfänglichen Engagement für die Studentenbewegung. Und weil für Leute wie uns, die Jahre um Jahre mit Wissen gefüttert wurden, Ideen eine wichtige und echt empfundene Rolle in unserer Bildung und Identität spielten. In diesem Sinn stand Politik in einer ähnlich abgelösten Beziehung zur Familie wie heute die Politik der linken Gruppen, und zwar in zweierlei Hinsicht: zum einen insofern, als Politik etwas jenseits von persönlichen Dingen war, und zum andern, weil Theorie etwas von Individuen Gemachtes war. Das trifft vor allem auf den Mann zu; die Frauen mühten sich mit einigen Ideen über die Politik des Privaten ab. Aber der Kontext der individuellen Produktion von Theorie machte es für uns alle widersprüchlich, solche Ideen in unseren aktuellen persönlichen Beziehungen in die Praxis umzusetzen.

II. Wie wir die Grundlage unserer Beziehungen verändern

Wir wenden uns jetzt unserer eigenen Praxis zu und wollen an einigen Beispielen beschreiben, wie wir versucht haben, innerhalb unserer jeweiligen sexuellen Beziehung die Querverbindungen zwischen sexuellen, politischen und privaten Beziehungen zu verändern.
Wir versuchen weder, als eine einzige Person zu schreiben, obwohl unsere Erfahrung eine kollektive ist, noch einen umfassenden Bericht zu geben. Wir schreiben über das, was wir gemacht haben, um zu zeigen, wie unsere Theorie aus unserer Praxis entstanden ist.
Der Hintergrund: Wir sind drei, zwei Frauen und ein Mann. Beide Frauen haben sexuelle Beziehungen zu dem Mann, die jedoch zu verschiedenen Zeitpunkten und auf unterschiedlicher Grundlage begannen. Die beiden Frauen kannten sich anfangs überhaupt nicht und hielten die Tatsache, daß sie beide zu demselben Mann eine Beziehung unterhielten, nicht eigentlich für einen guten Grund, sich kennenzulernen. Außerdem waren die beiden Beziehungen zu Anfang durchaus getrennt: wir trafen uns vorwiegend zu zweit und jedes »Paar« war ein eigener Brennpunkt politischer Diskussion und emotionaler Beziehungen. Wir arbeiteten nicht alle politisch zusammen, aber da auf beiden Seiten politische Übereinstimmung über die Möglichkeit bestand, eine Sexualpolitik innerhalb jeder der beiden Beziehungen zu erarbeiten, wurde es in der Folgezeit möglich, eine mehr kollektive Politik zu entwickeln. Aber zu Anfang war das etwas, das erst noch bewiesen werden mußte.
Wir hatten alle den Wunsch, aus der Zweierbeziehung herauszukommen und zu verhindern, daß der emotionale Aspekt der Beziehungen zur Grundlage aller unserer Aktivitäten wurde. Aber das Verhältnis zwischen Politik und Sex war in den beiden Beziehungen sehr verschieden: Anne und Pete hatten 18 Monate lang eine Beziehung gehabt, aber aufgehört, miteinander zu schlafen. Mary und Pete waren eine Zeitlang Freunde gewesen und haben erst vor kurzem auch eine sexuelle Beziehung aufgenommen.

1. Politische und sexuelle Beziehungen

Das Problem in jeder der beiden Zweierbeziehungen bestand darin, ihre verschiedenen Aspekte zu artikulieren, vor allem Politik und Sex. Und zwischen allen dreien mußten wir bestimmen, welchen Bezug die beiden sexuellen Beziehungen zueinander haben sollten und welche Art von Beziehung zwischen uns allen dreien bestehen sollte, welche zwischen den beiden Frauen und welche, politisch, sexuell und privat, innerhalb der

beiden Zweierbeziehungen. Unter Politik verstehen wir hier zweierlei: einmal Sexualpolitik innerhalb der Beziehungen und zum anderen unsere politische Arbeit. Wenn wir also von unseren politischen Beziehungen untereinander reden, so ist damit unsere politische Arbeit im Beruf, in der Erziehung und in Frauengruppen gemeint.

Da ohnehin ein großes Maß an politischer Übereinstimmung zwischen uns bestand, entschlossen wir uns sehr bald zu versuchen, kollektiv sowohl in der Gruppe als auch zu dritt zusammenzuarbeiten, wobei die Zweierbeziehung im Laufe der Zeit ihre Bedeutung als Brennpunkt der politischen Arbeit verlor. Innerhalb der Zweierbeziehung war die sexuelle Beziehung der Rahmen, in dem sich im Grunde alles abgespielt hatte. Jetzt ist eher die Dreierbeziehung die übergreifende Struktur, innerhalb derer die sexuellen Beziehungen zwischen jeweils zweien einen besonderen Platz haben, der kollektiv erarbeitet wurde. Nur so konnten wir Überlegungen darüber anstellen, welches Verhältnis die verschiedenen Beziehungen, die politischen und sexuellen, in der Familie und in der Paarbeziehung »normalerweise« zueinander haben.

Das heißt nun nicht, daß wir drei eine politische Einheit sind. Es heißt vielmehr, daß sich unsere politische Arbeit mit Sex und Emotionen ganz anders verbindet als zuvor. Es gibt keine getrennten Bindungen mit getrennter Existenz, sondern wir konnten die verschiedenen Aspekte, die eine Beziehung ausmachen, *in Übereinstimmung bringen,* und das stellt infrage, was das ist: eine »Beziehung« zu haben.

Zu Anfang bestanden zwei getrennte »Beziehungen«, und das hätte zu Konflikten führen können: Es gab der Beziehung zwischen den beiden Frauen eine ganz andere Grundlage als den beiden sexuellen Beziehungen. Die Heterosexualität der Situation erhielt dadurch eine besondere Bedeutung und mit ihr der Mann. Dadurch, daß die politischen Beziehungen immer noch mit den sexuellen verknüpft waren, war die sexuell-persönliche Grundlage jeder Beziehung irgendwie wichtiger als die politische. Wir wußten, daß es verhängnisvoll wäre, wenn es damit endete, daß zwei getrennte und parallele Zweierbeziehungen bestünden oder wenn der einzige Kontakt zwischen beiden in dem Mann bestünde, der damit zur zentralen Figur würde und eine dominierende Stellung erhielte. Wir mußten also die Beziehung zwischen uns dreien (damals noch zwei mal zwei) so sorgfältig und bewußt anlegen wie in den Zweierbeziehungen, d. h. mit genausoviel Diskussion darüber, was wir erreichen wollten und warum und wie. Wir wußten nicht von vornherein, wie man es anstellt, kein Paar zu sein, und wir gingen sehr langsam und vorsichtig vor, indem wir einander besser kennenlernten, zusammen in der Gruppe arbeiteten, Vertrauen zueinander entwickelten durch unser gemeinsames Engagement für Sexualpolitik und gegen die herkömmliche Zweierbeziehung.

Auf zwei Wegen versuchten wir, die ursprünglichen Zweierbeziehungen zu verändern. Erstens haben die Frauen eine Beziehung zueinander entwikkelt, sie arbeiten und handeln jetzt zusammen und unabhängig von Pete. Und zweitens gab es eine wichtige Verschiebung, durch die die Dreierbeziehung zur zentralen Einheit für jeden von uns wurde. Wir beschlossen z. B., daß Mary und Pete wenigstens während der ersten sechs Monate nicht miteinander schlafen sollten. Zum einen mußten Anne und Pete wieder eine sexuelle Beziehung entwickeln. Zum andern brauchten Mary und der Mann, mit dem sie damals lebte, den Abstand, um mit ihren Problemen klar zu kommen. Außerdem lag zu Anfang eine Gefahr darin, daß die Beziehung zwischen Mary und Pete als eine sexuelle Beziehung begonnen hatte, ohne daß sie sich praktisch überlegt hatten, wie sie politisch zusammen arbeiten könnten. Das hätte es ihnen schwer gemacht zu vermeiden, daß die alten Gefühlsmuster wieder durchkamen. Unsere Entscheidung sollte es ihnen ermöglichen, sich dessen, was geschah, bewußter zu werden und nicht die sexuelle Beziehung zur Hauptgrundlage für ihren Wunsch nach politischer Zusammenarbeit werden zu lassen.

Ein anderer Punkt für Kollektiventscheidungen war, wie oft wir zu zweit, wie oft wir zu dritt zusammen sein und was Vorrang haben sollte. (Da wir nicht zusammen leben, müssen wir vorher ausmachen, wann wir uns sehen.) Es sollte nicht so sein, daß wir das Gefühl hatten, nur dann »wirklich« zusammenzusein, wenn wir zu zweit sind. Dann mußten wir klären, wie unser Verhältnis in der Dreierbeziehung aussehen sollte. Wenn wir zu dritt zusammen sind, drücken wir uns sexuell nicht so aus, wie wenn wir zu zweit sind. Wir beschlossen, nicht paarweise miteinander zu schlafen, wenn wir zu dritt in derselben Wohnung sind, z. B. nach einer Sitzung oder im Urlaub. Wir wollten nicht auf sexuelle Beziehungen zurückfallen, sondern versuchen, uns wirklich als drei Personen aufeinander zu beziehen anstatt als zwei sexuelle Unterabteilungen.

Ein anderes Problem war, wie wir uns verhalten sollten, wenn es Meinungsverschiedenheiten oder Konflikte zwischen zweien oder allen dreien gab, bzw. wenn emotionale Krisen auftraten. Wir haben versucht, die Meinungsverschiedenheiten als solche zu diskutieren und herauszufinden, was es für uns heißen würde, weiter zu zweit miteinander zu schlafen, bevor sie vollständig bereinigt sind. Bestand der Konflikt zwischen den beiden Frauen oder zwischen einer der Frauen und Pete, dann wäre das Schlafen mit Pete ein Konkurrenzakt zwischen den Frauen gewesen oder eine Art Solidarisierung mit Pete gegen die andere Frau, oder für die andere Frau ein Anlaß zu vermuten, daß es so sei, selbst wenn es nicht stimmte. Nicht zuletzt hätte es bedeuten können, einen politischen Konflikt mit der emotionalen Beziehung zu übertünchen. Die Vermischung von beiden wurde erst dadurch, daß wir zu dritt waren, als

Problem sichtbar. In der Zweierbeziehung sind die politischen und sexuellen Beziehungen entweder so getrennt, daß politische Meinungsverschiedenheiten die sexuelle Beziehung nicht beeinträchtigen, oder sie sind so integriert, daß jede politische Differenz eine enorme Bedrohung der Beziehung bedeutet. Oder aber Sex wird zu einem Mittel, um den Konflikt abzukühlen. Wir haben versucht, gegen alle diese Möglichkeiten anzukämpfen, und auch dagegen, daß durch diese Dynamik eine sexuelle Beziehung gegen die andere ausgespielt werden kann.

Diese Abmachungen, Vereinbarungen und Verhaltensmuster sind keine Regeln oder repressiven Maßnahmen, die wir eingeführt haben, um uns selbst zu kontrollieren, oder die wir gegen unsere Gefühle aufgerichtet haben. Im Gegenteil, wir haben unsere Ängste und Befürchtungen als echte Sorgen behandelt, denen man sich stellen muß. Wir haben sie nicht unterdrückt, wie wir in dem Abschnitt über Sexualität zeigen wollen. Diese Abmachungen waren eher Versuche, ein Verhältnis zwischen den beiden Zweierbeziehungen herzustellen, das sowohl die Intimität der Zweierbeziehung als auch die Solidarität der Dreierbeziehung enthielt, aber wo die sexuellen Beziehungen nicht der Angelpunkt für alles waren. Sie veränderten die Grundlage unserer Gefühle füreinander, da die Zweierbeziehungen aufhörten, mit der Dreierbeziehung in Konflikt zu geraten. Da es keine tradierten Verhaltensweisen für uns alle gab, auf die wir hätten zurückgreifen können, mußten wir alles selbst erarbeiten, d. h. herausfinden, was wir mit unserem Zusammensein erreichen wollten, und nicht bloß einen Modus vivendi finden.

Wir haben also versucht, bewußt eine übergreifende Struktur zu schaffen, innerhalb derer wir uns aufeinander beziehen können, wo die sexuellen Beziehungen eine besondere Verbindung zu dem haben, was wir politisch tun. Da politische Entscheidungen über unser Verhältnis zueinander zu dritt getroffen werden, hat sich der Schwerpunkt der politischen Beziehungen von der Zweier- in die Dreierbeziehung und in die Gruppe verlagert. Das wiederum bedeutete eine Verschiebung der Zentralität von Emotionen und Sex innerhalb der persönlichen Beziehungen. Wir haben die Vorstellung einer undifferenzierten Einheit im Verhältnis zwischen zwei Menschen ersetzt durch die von unterschiedlichen und spezifischen Beziehungen, die sich in jeder beliebigen Kombination miteinander verbinden können. Während wir etwas verändern, gehen wir das Risiko ein, nicht zu wissen, was wir an seine Stelle setzen sollen, z. B. nicht zu wissen, was die Bedeutung von Sex überhaupt ist, die Orientierung darüber zu verlieren. Darüber nachzudenken heißt, über etwas zu reflektieren, das wir zum Teil schon mit Erfolg praktizieren, dem wir aber noch keinen Namen gegeben haben, und das provoziert irgendwie Unsicherheit und Angst, auch wenn die Praxis das durchaus nicht tut.

2. Die Beziehungen zwischen den Frauen

Anne und Mary:
Wir wollen hier über die politische Beziehung zwischen Frauen sprechen, über »Schwesterlichkeit« und darüber, wie man politische Beziehungen zwischen Frauen herstellt, deren sexuelles Engagement sich vor allem auf Männer richtet. Die Tatsache, daß wir beide eine sexuelle Beziehung zu demselben Mann haben, ließ für uns das allgemeine Problem der politischen und emotionalen Beziehungen zwischen heterosexuellen Frauen besonders akut werden. Gerade die Beziehung zu demselben Mann bringt eine Menge der tieferliegenden Beziehungen zwischen Frauen zutage, die man nicht erkennt, wenn jede der Frauen einen anderen Mann hat. In der bürgerlichen Gesellschaft sind Frauen im allgemeinen voneinander getrennt und isoliert, weil sich im Grunde jede mit ihrem eigenen Mann identifiziert. Das ist keine Frage der weiblichen Psychologie oder innerer Feindseligkeit gegeneinander, sondern es ist eine *gesellschaftliche* Struktur überall da, wo Sexualität auf der Paarbeziehung und der Familie basiert.
Wenn sich heterosexuelle Frauen in der Frauenbewegung treffen, z. B. in Selbsterfahrungsgruppen, dann ohne die jeweiligen Männer. So kann sich durchaus Solidarität zwischen den Frauen entwickeln und auch erhalten, weil sie nicht bedroht ist durch die Abhängigkeit von Männern, durch die Konkurrenz um Männer und die Idealisierung von Männern, die gleichzeitig *außerhalb* bestehen. In einigen Selbsterfahrungsgruppen gibt es eine Art weibliche Solidarität, die fast ausschließlich auf Sympathie und gegenseitigem Verständnis für die Schwierigkeiten der Frauen in ihrem Verhältnis zu Männern basiert, ohne die zugrundeliegende Situation wirklich infrage stellen zu können. Manchmal wird die Tatsache, daß jede im Raum eng an einen Mann oder an Männer gebunden ist, kaum erwähnt. Das läuft alles parallel.
In gewisser Weise ist also die politische Beziehung zwischen Frauen unklar, solange es diese *Trennung* zwischen der *Bewegung* und unserem individuellen *Privat*leben gibt. In der Bewegung stehen die Männer im Hintergrund, aber für viele von uns stehen sie zugleich im Vordergrund unseres Lebens. Das schafft in den Beziehungen zwischen Frauen unter der Oberfläche eine Struktur, die nicht unmittelbar sichtbar ist, wenn wir unter uns sind. Wir können daher auf Sitzungen und Konferenzen eine Art abstrakter, durchaus starker und warmer Gefühle füreinander empfinden, die sich aber sehr schnell verflüchtigen oder in Feindseligkeit verwandeln, sobald die *spezielle* Beziehung zu dem Mann *wirklich* bedroht ist. Eine der Auswirkungen ist, daß emotionale Beziehungen zwischen Frauen, wie Zuneigung, einen sexuellen Oberton haben, der mit der Beziehung von Frauen zu Männern zusammenhängt. Die Beziehungen zu Männern blei-

ben verborgen, wenn Frauen unter sich sind. Daher kann der Ursprung einiger dieser Gefühle ignoriert werden. Wir konnten ihn in unserer Beziehung zu Pete nicht so leicht ignorieren – es war sehr offensichtlich, daß unsere Gefühle füreinander zum Teil daher rührten, daß wir beide mit *einem* Mann verbunden waren, und nicht nur aus unserer Beziehung zueinander.

Wir waren beide politisch und persönlich engagiert darin, diese sexuelle Situation aufzuarbeiten, aufgrund unserer Erfahrungen in Zweierbeziehungen und weil wir diese Erfahrungen im Zusammenhang sahen mit der Unterdrückung der Frau. Aber trotz dieses politischen Engagements füreinander wollten wir nicht, daß wir uns emotional nahe kamen, bloß weil es so sein müßte oder damit unser sexueller Haushalt funktioniert. Wir glaubten ohnehin nicht, daß das ginge, schon wegen all der Unsicherheit und Eifersucht, die wir empfanden. Wir wußten erstmal nicht, was wir machen sollten. Wir kannten uns gar nicht richtig. Wir hatten beide Widerstände dagegen, daß wir uns seinetwegen kennenlernen sollten. Es gab zwischen uns große Unterschiede im Temperament und in der Direktheit, unsere Gefühle zu zeigen, so daß wir das Gefühl hatten, daß wir uns, selbst wenn wir uns unabhängig begegnet wären, kaum nahe genug gekommen wären, um uns sehr gut kennenzulernen. Zu Anfang, als unsere jeweilige Beziehung zu dem Mann für die andere noch ziemlich undurchsichtig war, waren diese Unterschiede zwischen uns bedrohlich. Aber gleichzeitig redeten und arbeiteten wir miteinander und versuchten, die Grundlage für eine allgemeine feministische und Sexualpolitik zu bestimmen und zu sehen, wie unsere persönlichen sexuellen Beziehungen da hineinpaßten. Wir hörten einander zu und lernten unsere gegenseitige Vergangenheit und unsere heutigen Verhaltensweisen kennen und verstanden allmählich, wie jede von uns das geworden war, was sie heute ist. Und je mehr wir uns über diese Dinge klar wurden, desto weniger empfanden wir die Unterschiede als persönliche Angriffe oder als feststehende Charaktereigenschaften, auf die man nur reagieren kann. Wir versuchten, unsere Gefühls- und Verhaltensweisen zu verändern, und wir schafften es auch, eine Einstellung zueinander als Genossinnen zu entwickeln. Das brachte uns einander näher, auf eine andere Weise als bloßes Mögen.

Diese Erfahrung hat uns gezeigt, was »Mögen« für eine *individualistische* Grundlage für eine Beziehung sein kann. Es beruht oft auf Ähnlichkeiten in den emotionalen Verhaltensweisen und verstärkt das Selbstverständnis oder die Identität der Beteiligten. Mögen kann aber auch brutal und trennend sein: es kann so etwas wie urteilen und abschätzen sein – du reagierst auf Leute, deren Eigenschaften du »magst«, genauso, wie du sexuell auf jemand reagierst, den du für »attraktiv« *hältst*. Unser eigenes Gefühl der Bedrohung durch die Unterschiede zwischen uns brachte uns dazu,

darüber nachzudenken, wie sehr das Bild, das Frauen von sich selbst schaffen, einschließlich der Kleidung, ihre Beziehungen zueinander bedroht, selbst wenn sie unter sich sind; denn der anerkennende Blick der Männer ist trotzdem da, auch wenn sie selbst nicht anwesend sind. Die Ausrichtung an den Männern ist die Quelle der Vorstellungen, Ideale und Maßstäbe, die die Einstellung der Frauen zueinander beeinflussen.

Was nach unserer Erfahrung aber am dringendsten verändert werden mußte, war die Trennung zwischen unserem sexuellen Engagement gegenüber Männern und unserem politischen Engagement als Frauen. Solange jede von uns ihr sexuelles und emotionales Verhältnis zu dem Mann *für sich* und *privat* gestaltete, würde das die verborgene Quelle jeglicher Gefühle zwischen den beiden Frauen sein.

Ganz zu Anfang dachten wir, daß unsere Situation, also zwei Frauen und ein Mann, vielleicht das Sexistischste überhaupt sei und die Probleme, die wir früher in einer privaten Liebesbeziehung gehabt hatten, nur noch verschärfen würde. Das wäre auch tatsächlich passiert, wenn wir die beiden sexuellen Beziehungen voneinander getrennt gehalten hätten, und wenn es kein gemeinsames Wissen und keine Kriterien dafür gegeben hätte, was jeder tat. Wenn die beiden sexuellen Beziehungen grundsätzlich privat geblieben wären, d. h. jede mit ihrer eigenen Gültigkeit, auf die der andere keinen Anspruch gehabt hätte, jede mit ihrem besonderen, exklusiven »Zauber«, dann hätten wir uns auch ganz individuell verhalten müssen, und das hätte dem Mann die Kontrolle gegeben oder aber der Frau, die den Vorrang hatte, in der Regel die, die zuletzt dazu kam. Wenn die beiden sexuellen Beziehungen nicht gemeinsam gestaltet werden, muß jeder der Beteiligten manipulieren und intrigieren oder aber sich anpassen. Es gab für uns also von Anfang an persönliche und politische Gründe, warum die beiden sexuellen Beziehungen in ein bewußtes und geplantes Verhältnis zueinander gebracht werden sollten.

Aus dieser unserer besonderen Erfahrung heraus möchten wir ganz allgemein behaupten, daß das Mißtrauen und das Fehlen von *langfristigem* Engagement unter Frauen aus dem privaten und exklusiven Charakter der sexuellen Liebesbeziehungen kommt, der die Frauen daran hindert, politische Beziehungen einzugehen, und der heterosexuelle Frauen daran hindert, emotionale Beziehungen zu entwickeln, die tatsächlich aus dem entstehen, was wir als Frauen politisch zusammen machen. Solange die Frauen in der Bewegung ihre sexuellen Beziehungen zu Männern nicht kollektiv aufarbeiten, bleiben unser politisches und unser sexuelles Engagement gespalten und antagonistisch. Wir sind nicht sicher, was das für die Frauenbewegung praktisch bedeutet, vielleicht sowohl gemischte Gruppen wie die unsere als auch reine Frauengruppen. Das muß in der Frauenbewegung noch weiter diskutiert werden.

3. Sexuelle und private Beziehungen

Wir haben bisher erklärt, welches Verhältnis für uns zwischen Sex und Politik besteht. Was das Verhältnis zwischen Sex und Ökonomie angeht: wir drei leben nicht zusammen, sind finanziell unabhängig voneinander und haben keinen gemeinsamen Haushalt.

Zuerst das Zusammenleben. Wir glauben, daß das Zusammenleben mit jemand, mit dem man sexuell zu tun hat, die Gefahr mit sich bringt, daß die sexuelle Beziehung zum Angelpunkt aller anderen Aktivitäten wird und zur Grundlage, aus der alle anderen Beziehungen automatisch folgen: politische, ökonomische und private. Ein gemeinsamer Haushalt hat wiederum einen entscheidenden Einfluß darauf, wie die sexuellen Beziehungen sich gestalten; es ist sehr schwierig, einen unabhängigen Standpunkt einzunehmen, wenn man ständig mittendrin ist. Und es besteht der Druck, Probleme und Konflikte so schnell wie möglich zu lösen, um Spannungen im Alltag zu vermeiden. Einer von uns hat früher in einer Halbkommune gelebt. Es gab erstmal keinen besonderen Grund, warum aus den emotionalen Beziehungen ein gemeinsamer Haushalt hervorgehen sollte. Aber wichtiger war noch, daß einer nach dem andern auszog, sobald schwere emotionale Probleme auftauchten. Der Entschluß, die Grundlage der emotionalen Beziehungen zu verändern, bedeutete also automatisch eine vollkommene Veränderung der Lebenssituation. Das zeigt, wie unbegriffen das Verhältnis zwischen privatökonomischen und sexuellen Beziehungen war.

Unsere ganze Erziehung richtet uns darauf ab, Emotionen und Privatbeziehungen am selben Ort miteinander zu verbinden – im Heim. Gerade das »Heim« als das Herz der Familie haben wir aber infrage gestellt. Wir haben nicht damit gerechnet, daß wir es schaffen würden, *innerhalb* einer gemeinsamen Lebenssituation diese Beziehungen zu entwirren oder das Problem zu lösen, wie man sie miteinander verbindet. Wir sind den eher simplen Weg gegangen, das Problem dadurch auszuschalten, daß wir gar nicht zusammen leben. Wir gaben den sexuellen Beziehungen ein anderes Verhältnis zu unserer gemeinsamen Arbeit und zu dem, was wir sonst machen, und haben es so vermieden, daß die persönlichen Beziehungen auf dem Umweg über das Zuhause zu einer Art Rückzug von der Welt werden.

Zum andern ist der Haushalt eine Konsumtionseinheit, die auf der individuellen Lohnarbeit beruht. Er ist weiter eine Einheit zur Reproduktion der Arbeitskraft und zum Großziehen der Kinder. Die Möglichkeiten der politischen Praxis zur Veränderung des Verhältnisses zwischen diesen und den sexuellen Beziehungen sind notwendig beschränkt durch das Maß, in dem die ökonomischen Beziehungen im Kapitalismus unverändert bleiben.

Obwohl wir nicht dieselben Verbindungen zwischen sexuellen und ökonomischen Beziehungen hergestellt haben, wie sie in der Familie bestehen, bleiben unsere Abhängigkeit von der Lohnarbeit und der individualisierte Haushalt unverändert. Nur sind sie nicht länger gleichbedeutend mit sexuellen Beziehungen. Wir sind ökonomisch unabhängig voneinander, und es gibt keine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zwischen uns. Während es wichtig ist, daß die Frauen finanziell unabhängig vom Mann sind, halten wir die Tatsache, daß wir alle individuelle Lohnarbeiter sind, nicht gerade für progressiv. Kommunen können die ökonomischen Beziehungen von innen her bis zu einem gewissen Grad verändern, wenn z. B. nicht jeder arbeiten muß. Ähnlich ist es bei Hausbesetzungen, wo das Fehlen der Miete die Lohnabhängigkeit mindert. Um aber die ökonomischen Beziehungen, mit denen unsere persönlichen Beziehungen verknüpft sind, zu verändern, bedarf es einer allgemeinen Revolution sowohl in der Konsumtion wie in der Reproduktion der Arbeitskraft.

Daß wir hier nichts über Kinder sagen, liegt nicht daran, daß wir politische Beziehungen zu Kindern nicht für entscheidend halten, sondern es rührt daher, daß keiner von uns Kinder hat. Das heißt, wir haben keine Erfahrungen damit, wie sehr Kinder die privaten, politischen und emotionalen Beziehungen verändern. Wir hoffen, daß Leute, die solche Erfahrungen haben, darüber schreiben werden. Unsere Meinung ist, daß jede politische und revolutionäre Gruppe – einschließlich unserer, wenn wir Leute mit Kindern hätten – eine Sexualpolitik entwickeln müßte, die die Art der Beziehungen zu den Kindern und den häuslichen Rahmen dafür bestimmt. *Sonst gäbe es keine Möglichkeit des allgemeinen politischen Kampfes gegen die bestehende kapitalistische Familie.*

III. Sex und Sexualität

Wir haben bisher darüber gesprochen, wie Sexualität mit anderen gesellschaftlichen Beziehungen zusammengeht. In diesem Abschnitt möchten wir darlegen, wie wir Sex und Sexualität betrachten. Unter »Sex« verstehen wir die gesellschaftlichen Formen körperlicher Interaktion und unter »Sexualität« den ganzen Komplex der sexuellen Liebesbeziehungen.

Sex war und ist eine Form des gesellschaftlichen Bezugs unter Menschen. In der Vergangenheit stand er für gewöhnlich im Kontext der Fortpflanzung. In dem Maße, wie Sex durch den Gebrauch von Verhütungsmitteln aus diesem Zusammenhang gelöst wurde, hat er eine bestimmende gesellschaftliche Dimension verloren. Was Sex ist, ist also auch eine *historische* Frage und nicht nur eine Frage der Theorie oder der Definition. Die alte

gesellschaftliche Beziehung enthielt nicht die Verwirrung darüber, was Sex ist, die daher kommt, daß die Frage eigentlich lauten müßte, was Sex *sein könnte*, welche gesellschaftliche Beziehung wir daraus machen wollen. Die Art, wie wir uns auf unseren eigenen Körper beziehen und wie auf den eines anderen, ist Teil unseres physischen Bezugs zur Umwelt. Verschiedene Gesellschaften haben verschiedene Formen für die physischen Beziehungen. Libertäre Sexualideologie schließt oft die abstrakte Aufforderung ein, sich gegenseitig mehr zu berühren, »natürlich« oder »spontan« zu sein und öfter Sex zu machen. Das geht an dem Problem der gesellschaftlichen Formen der Körperlichkeit vorbei: die gesellschaftliche Beziehung der Menschen zu ihrem Körper ist sehr kompliziert und kann nicht einfach durch den Wunsch, eine Vorschrift oder die Anrufung der Natur verändert werden. In unserer Gesellschaft beeinflussen die Arbeitsethik und die tägliche Arbeitsorganisation die Körperlichkeit der Menschen sehr tiefgreifend und beschränken die körperlichen Beziehungen auf sehr kurze Zeiträume und sehr wenige Orte, ja sie beschränken die körperliche Interaktion und Sex sogar auf die Phantasie, so daß manche Leute einander nur noch im Traum oder in der Vorstellung berühren können: eine ganze Industrie lebt von der Beschränkung von Sex auf Phantasie.

Die weitgehende Einführung der Empfängnisverhütung und die Möglichkeit, Sex von der Funktion der Fortpflanzung zu befreien, beläßt den Sex innerhalb anderer komplexer gesellschaftlicher Formen; nur scheinbar schüttelt er seine gesellschaftlichen Formen ab und wird zu einer physischen Funktion, einer physischen Interaktion. Das ist vielleicht deshalb so, weil Empfängnisverhütung eine rein physische Maßnahme ist und deshalb eher die gesellschaftlichen Beziehungen verschleiert, die sie schafft.

Wenn die gesellschaftlichen Formen unverändert bleiben, nimmt physischer Kontakt die bestehenden gesellschaftlichen Formen an: »Berühren« anderer kann dann z. B. ein Herrschaftsverhältnis signalisieren. Der Witz ist, daß das Physische immer auch eine gesellschaftliche Dimension hat. Wir alle wissen von uns selbst, daß wir Sex nicht nur als eine Art körperlichen Kontakt erfahren, als reinen Sensualismus, sondern als eine komplexe emotionale, gesellschaftliche und physische Aktivität. »Guter Sex« ist also nicht nur eine Frage der Technik, sondern der gesamten gesellschaftlichen Form, in der man sexuell miteinander verkehrt; und wenn wir das Sexualverhalten ändern, dann wird sich das auch in den allgemeinen gesellschaftlichen Formen des Sexualverhaltens ausdrücken. Es gibt kein natürliches, instinktbedingtes Verhalten, auf das wir da zurückgreifen könnten oder das von irgendwo »unterhalb« der gesellschaftlichen Konditionierung hervorkäme. Man darf sich Sexualität nicht vorstellen als gesellschaftlich »konditioniert« in dem Sinne, daß Individuen ein Verhalten lernen, das ihre natürliche Sexualität überlagert oder unterdrückt. Eher wird die indi-

viduelle Sexualität eines Menschen geformt als Sonderfall des allgemeinen strukturellen Charakters der gesellschaftlichen Sexualbeziehungen. Gegen diese gesellschaftlichen Beziehungen müssen wir ankämpfen, um neue Formen des Sexualverhaltens hervorzubringen. Wir können nicht einfach individuell aus den alten Mustern ausbrechen. Libertäre Ideologien der Freisetzung natürlicher sexueller Energie gehen von der zutiefst anti-politischen Annahme aus, daß das Individuum mit seinen inneren Instinkten, seiner inneren Natur die *Quelle* einer neuen Art von Sexualität sein könnte, einer rein individuellen Befreiung von den repressiven Beziehungen der heutigen Gesellschaft.
Das ist der Hintergrund für unser Konzept, Sex und Sexualität *bewußt zu gestalten* und nicht nur *auszudrücken*. Sex gestalten heißt nicht: zwischen uns als Individuen. Das *politische* Problem besteht darin, die allgemeinen gesellschaftlichen Formen der physischen sexuellen Interaktion zu gestalten. Unsere Praxis ist nur eine begrenzte und bruchstückhafte Art zu bestimmen, was diese Politik und diese Theorie sein könnten.

1. Sex gestalten

Anne:
Unsere Beziehung ging in die Brüche, weil ein Aspekt uns Schwierigkeiten machte, nämlich Sex. Wir empfanden es damals als sehr eigenartig, daß wir uns politisch sehr nahe sein konnten, leicht miteinander reden konnten, lange Zeit die engsten Freunde waren und uns gleichzeitig zunehmend sexuell entfremdeten. Wir wollten aber nicht aufhören, Freunde und Genossen zu sein, bloß weil Sex zu einem Problem geworden war.
Wir versuchten zu analysieren, wie es dazu gekommen war, daß wir physisch so »unverträglich« geworden waren, denn das schien es zu sein – unterschiedliche Arten, sich zu berühren oder Zuneigung auszudrücken oder sich körperlich aufeinander zu beziehen. Wir fanden heraus, welcher Art die Unterschiede eigentlich waren, zu welchen Aspekten des Verhaltens des anderen wir keinen Bezug finden konnten, und versuchten zu verstehen, wie es dazu gekommen war. Wir erkannten, daß eine Menge auf unsere Familienvergangenheit zurückzuführen war, da unsere Verhaltensmuster in der Familie geprägt worden waren, und wenn diese Unterschiede dann in Bezug zueinander gebracht wurden, verschärften sie nur die ursprünglichen Unterschiede.
Er hatte Gefühle und sexuelle Anziehung bisher als etwas Gegebenes betrachtet und hatte versucht, in seiner Ehe eine totale, selbstgenügsame Liebesbeziehung zu schaffen, so gefühlsbetont, wie seine Familie gewesen war, wobei Sex ein Streben nach unbewußter Einheit und symbolisch für

die Intensität der Gefühle sein sollte. Deshalb bekümmerte es ihn, daß er nicht »genug« für mich fühlte, und da er sich gleichzeitig als sexuell unzulänglich empfand, wurde er sehr unsicher, warum wir miteinander schliefen und was Sex überhaupt bedeutete. Er wurde ängstlich, war offensichtlich »unterdrückt«, aber unfähig zu sagen, was das Problem war, da er fürchtete, daß das ein emotionaler Angriff auf mich sein würde. Ich dagegen verhielt mich physisch eher defensiv, eher emotionell als sexuell, unfähig, meine Gefühle auszudrücken. Ich hatte Angst, mich verletzbar zu machen, wenn ich meine Gefühle zeigte. Ich wollte ihm schon nahe sein, aber ich wußte nicht *wie*.

Im Laufe meiner verschiedenen Beziehungen war es zu einer Trennung gekommen zwischen meiner Art, mich emotional, und der, mich sexuell auszudrücken. Gefühle äußerte ich durch zärtlichkeitsbetonte Zuneigung, während ich Sex als eine rein physische Angelegenheit betrachtete, um physisch Genuß zu empfinden, so erregt als möglich zu sein und so oft zum Orgasmus zu kommen wie nur möglich. In der Beziehung war Sex mit Pete zuerst ganz gut, aber sehr bald wirkten die Unterschiede zwischen uns beiden so, daß die ganze Sache ziemlich grotesk wurde, d. h. ich wollte dauernd und er reagierte paranoisch auf mich.

Durch das wachsende Verständnis der Unterschiede zwischen uns konnten wir auch besser erkennen, wie wir die Familienbeziehungen unserer Kindheit in unseren sexuellen Beziehungen als Erwachsene reproduzierten. Meine emotionalen Bedürfnisse, mein Wunsch nach Zärtlichkeit, die Scham über meinen Körper kamen direkt aus dem Verhältnis zu meinen Eltern. Meine Unsicherheit, wenn eine besondere Form der Zuneigung nicht ausgedrückt wurde, muß etwas mit dem deutlichen Fehlen von offenem Sex in meiner Familie zu tun haben und mit der ausgesprochen sub-sexuellen Art, in der mein Vater sich zu mir verhielt. Sexuell zu werden hätte einen Bruch mit meiner Familie bedeutet, und diesen Schritt hatte ich physisch nicht getan, obwohl ich jahrelang praktisch nichts mit meinen Eltern zu tun hatte.

Wir haben des langen und breiten über die Zweierbeziehung theoretisiert; daß sie emotionale Bedürfnisse und Formen der Gratifikation reproduziert, die aus der Familie herrühren. Aus der Zweierbeziehung auszubrechen, heißt also auch, eine Alternative zur Familie zu schaffen. Die meisten umgehen zweifellos die Sackgasse, in der ich war, indem sie die Familie in ihrer Zweierbeziehung wiederherstellen und sexuell mit jemand werden, der die Stelle ihrer Eltern einnimmt. Ich konnte den Widerspruch zwischen Gefühl und Sex nicht lösen, indem ich beide in einer Zweierbeziehung integrierte. In meiner bewußt angelegten Beziehung mit Pete scheine ich nun direkt von dem Typ der emotionalen Beziehung zu meinen Eltern zu einem bewußteren Verhältnis zwischen Sex und

Gefühl überzugehen, ohne das Stadium der Phantasiebeziehung des Liebespaars zu durchlaufen. Aber daß das dennoch einen Bruch mit meiner Familie bedeutete, wurde einige Monate später klar, als Pete und Mary anfingen, miteinander zu schlafen: ich erfuhr sie als die Erwachsenen und mich als das Kind; ich hatte ständig Träume, in denen sie meine Eltern waren oder andere Blutsverwandte, was eine sexuelle Beziehung zwischen mir und Pete ausschloß, aber nicht zwischen ihnen, und diese Träume schienen einen endgültigen Bruch mit meiner Familie anzuzeigen.

Indem wir über diese Unterschiede redeten, konnten wir unsere Verhaltensweisen verändern. Das Ziel war nicht, die Unterschiede zu beseitigen und unser Verhalten auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, den wir beide tolerieren konnten. Wir fragten uns vielmehr, warum unser Verhalten bestimmt sein sollte von unbewußt geformten physischen Verhaltensweisen. Das war recht schwierig und schmerzhaft, wenn man bedenkt, wie tief eingewurzelt unsere gesellschaftlich geformten physischen Verhaltensweisen sind und wie stark sie mit den aus der Familiensituation herrührenden Emotionen verknüpft sind. Und es erfordert ein sehr starkes gemeinsames Engagement zur Veränderung und Verbesserung dieser Beziehungen und nicht nur den Wunsch, sexuelle Gefühle direkt ausdrücken zu können – was unmöglich gewesen wäre. Das hieß aber auch, daß es unmöglich war, Sex symbolisch für andere Dinge zu benutzen, wenn etwas schief ging.

Wir wußten damals nicht, ob es uns gelingen würde, sexuell klarzukommen, nur, daß es eine Zeitlang sehr schmerzhaft war, in der Vergangenheit zu graben, unser physisches Verhalten zu analysieren und auszusprechen, welches Verhalten des anderen uns Angst machte. Ich kam von dem physisch-sensuellen Syndrom los. Sex wurde vielmehr eine ausgesprochen gesellschaftlich-physische Beziehung, eine Art zu reagieren und das gesellschaftlich geformte Verhalten des andern zu verändern und nicht mehr zu versuchen, das in Wirklichkeit genauso gesellschaftliche Ziel der individuellen/gegenseitigen »rein physischen« Ekstase, d. h. »genitale Befriedigung« zu erreichen.

Ich bin sicher, daß Pete und ich deshalb eine sexuelle Beziehung wie diese schaffen konnten, weil unser Engagement nicht auf gegebenen sexuellen Gefühlen beruhte, sondern weil wir unsere gesellschaftlich bedingten Verhaltensweisen infrage stellten und von neuem darüber nachdachten, wie Sex in bezug auf Emotionen und als Symbol dafür funktioniert hatte. Wenn eine Beziehung als Komplex verschiedener Beziehungen verstanden wird, deren Verhältnis untereinander bewußt angelegt werden muß und wo sexuelle Anziehung als Symbol für Emotionen nicht der Bezugspunkt ist, dann hängt Erfolg oder Mißerfolg nicht vom Sex ab, d. h. man kann konstruktiver auf den Sex einwirken.

Mary:
Ich habe Sex immer als eine besonders enge Beziehung gebraucht, in der meine Identität von seinen Gefühlen für mich abhängig war. Ich will beschreiben, wie ich versucht habe, das zu verändern.
Die sechs Monate, in denen Pete und ich nicht miteinander schliefen, bedeuteten, daß ich andere Lösungen für emotionale Probleme finden mußte und sie nicht in dem nahen Beieinandersein des Sex lösen konnte. Wir mußten uns den Unterschieden zwischen uns und dem Unbekannten stellen, wir mußten unsere politischen und anderen gesellschaftlichen Beziehungen auf ihrer eigenen Ebene schaffen, anstatt sie nur zu Aspekten unserer sexuellen und emotionalen Nähe zu machen. Die freiwillig auferlegte Distanz hatte auch ihre Probleme: der Entschluß, nicht miteinander zu schlafen, erschien mir wie ein von außen auferlegtes Tabu, manchmal wie von ihm auferlegt. Das machte mich sehr ängstlich und unsicher. Mir wurde klar, wie sehr ich von der ständigen Bestätigung abhing, daß ich um meiner selbst willen geliebt wurde, und daß sich das in sexueller Anziehung ausdrücken mußte.
Die Tatsache, daß wir politisch so stark miteinander engagiert waren, daß wir einander vertrauten, genügte da nicht. Ich brauchte immer noch den »magischen Zauber« von Liebe, um mich sicher zu fühlen, ganz gleich was *daneben* noch sicher erreicht wurde. Ich entdeckte, daß ich eine Beziehung weder ganz verstehen noch ihr trauen konnte, wenn ich nicht das Gefühl hatte, daß ihre *Grundlage* eine vorherrschende Anziehung um *meiner selbst* willen war.
Das hat sich geändert, einmal weil ich gelernt habe, aus meiner Vergangenheit zu verstehen, warum mir diese Form der Beziehung so selbstverständlich ist, und zum andern, weil ich gelernt habe, auch die Kehrseite zu verstehen, die Hemmnisse für andere Aktivitäten, für das Nachdenken über andere Dinge, weil meine Aufmerksamkeit so auf den Dialog mit dem Menschen, mit dem ich sexuell zu tun habe, konzentriert ist. Seit ich die Denk- und Fühlprozesse verstehe, die diesen Problemen zugrundeliegen, ist es für mich zunehmend leichter, die Verwicklungen nicht so unbewußt auszuleben und sie nicht immer und immer wieder zu wiederholen.
Die Veränderungen und das Verständnis für die Ursache der Probleme kam nicht nur durch Gespräche zustande, sondern auch durch den tatsächlichen politischen Zusammenhang und die Abmachungen, die wir für unsere sexuellen Beziehungen getroffen haben.

3. Wenn man zwei sexuelle Beziehungen hat

Pete:
Ich habe versucht, Probleme mit dem Sex in zwei sexuellen Beziehungen zu lösen, glaube aber nicht, daß die politischen Probleme spezifisch für diese Situation sind. Es wäre eine Art von Individualismus, sexuelle Gefühle und die Arten, sie auszudrücken, als etwas Gegebenes hinzunehmen, das zwischen mir und einem anderen Menschen passiert. Es muß zwangsläufig Unterschiede zwischen meinen beiden sexuellen Beziehungen geben, und wenn man diese Unterschiede als gegeben hinnähme, dann würde man innerhalb einer Beziehung nie klären können, was Sex eigentlich bedeutet oder welchen Bezug Sex zu anderen Aspekten der Beziehung hat.
Der Grund nun, warum ich einige dieser Probleme klären konnte, war nicht so sehr der, daß ich sexuelle Gefühle empfand, eine sexuelle Beziehung begann und mit dem Sex zurande kam. Vielmehr war der Grund dafür, eine sexuelle Beziehung einzugehen, das gemeinsame Interesse, sexuelle Probleme zu lösen, die uns in der Vergangenheit zu schaffen gemacht hatten, d. h. daß wir uns von Anfang an in einer Art von sexuellem Kampf befanden.
Ich lebte in einer Beziehung mit Anne, die aufgehört hatte, sexuell zu sein, und in der ich physisch paranoid wurde. Etwa ein Jahr lang war ich nur zu Furcht vor Sex und so ziemlich jedem körperlichen Kontakt fähig. Ich erfuhr das als eine Art psychologischen Defekt, als Zustand der Unterdrückung und als Unfähigkeit, Gefühle zu empfinden – ganz im Sinne der bürgerlichen Ideologie des »Gefühle Habens« und der »Persönlichkeitsmerkmale«. Das änderte sich, als ich einsah, daß sexuelle Beziehungen nicht notwendigerweise auf dem Haben oder Nichthaben von sexuellen Gefühlen der Anziehung beruhen in dem Sinn, daß einen jemand scharf macht und man mit ihm ins Bett geht. Stattdessen war es möglich zu begreifen, daß eine sexuelle Beziehung bewußt entwickelt werden konnte mit einer genauen Vorstellung davon, welche Bedeutung Sex für uns haben sollte, – anstatt sich auf natürliche Spontaneität zu verlassen, die sich in der Vergangenheit als ein so unzuverlässiger Bundesgenosse erwiesen hatte. Als ich eine neue sexuelle Beziehung zu Mary einging, war ich fähig, so zu denken. Aber gleichzeitig war wichtig, daß ich mir vorstellen konnte, die sexuelle Paranoia in meiner Beziehung zu Anne zu überwinden – sexuelle Probleme allgemein politisch zu lösen, konnte keine Frage eines einfachen Partnerwechsels sein, denn das hätte wieder bedeutet, sexuelle Gefühle als gegeben anzusehen.
Ich überwand meine Paranoia Schritt für Schritt in dem Maße, wie wir darüber redeten, was wir in bezug auf Sex, welche Art der Beziehung wir

erreichen wollten, und was ihr Verhältnis zu anderen Beziehungen sein sollte; und in dem Maße, wie ich begriff, wie die tatsächlichen sexuellen Verhaltensweisen das sexuelle Problem erzeugt hatten. Ich meine damit solche Dinge wie die Art, Gefühle zu äußern, die in der Familie geformt wurde, und bestimmte kulturelle Vorstellungen über sexuelle Ekstase, die man als Maßstab nimmt. Einige dieser physischen Verhaltensweisen wie Umarmen oder Küssen sind mit emotionaler Bedeutung beladen, die aus dem Verhalten unserer Eltern zu uns als Kindern herrührt. Sie sind zutiefst ambivalent, da sie ursprünglich ein Tabu gegen direkten sexuellen Ausdruck enthalten: Ich habe die Erfahrung gemacht, daß diese Äußerungen von Zuneigung bei mir eher eine Abwehr gegen Sexualität sind oder zumindest eine unbestimmte Beziehung dazu haben. Sie haben mit allen möglichen anderen Dingen zu tun, auf die man in der Beziehung abzielt, z. B. besondere Arten des Naheseins.

Was die kulturellen Vorstellungen betrifft, so meine ich solche Dinge wie das Streben nach totaler Vereinigung in der gemeinsamen Ekstase (was in meinem Kopf sehr wichtig war) – von der ich heute glaube, daß es nichts als eine Illusion von Männern ist, daß die Ekstase eine gemeinsame sei: sie halten sie für gleichbedeutend mit ihrer eigenen physiologischen Erregung. Solche Vorstellungen haben mir die Tatsache verborgen, daß sinnliche Empfindungen bei Männern und Frauen verschieden sind aufgrund der biologischen Unterschiede und daß sie nicht direkt erfahren werden *können*, geschweige denn gemeinsam.

Eine weitere kulturelle Vorstellung ist eine Art von Orgasmus-Fetischismus, als wäre das Ziel der sexuellen Interaktion nicht die Interaktion selbst, sondern einen bestimmten physischen Zustand zu erreichen. Diese Vorstellung macht es besonders schwierig, Sex als eine gesellschaftliche Beziehung zu begreifen. Da ich sie zu verwirklichen suchte, trug sie dazu bei, daß ich über Sex nur als etwas seinem Wesen nach Privates und Individuelles denken konnte, das ganz abgelöst war von allem, was außerhalb des Bettes vor sich ging. Durch eine solche Vorstellung erhält Sex als die ganz besonders enge Form des persönlichen Kontakts einen Vorrang über alle anderen Aspekte von Beziehung und es wird unmöglich, Sex in einen politischen Bezug zu anderen Beziehungen zu bringen oder überhaupt ein Konzept von Sexualpolitik zu haben.

Wir versuchten stattdessen, ein paar allgemeine Prinzipien darüber zu entwickeln, was Sex bedeutet, so daß Sex miteinander zu haben eher eine Art sexueller Übereinstimmung ist als eine Beziehung, die auf gegebenen Gefühlen sexueller Erregung beruht. Die physischen Beziehungen hatten einen ganz bestimmten Platz innerhalb der allgemeinen Struktur dessen, was wir zu tun versuchten. Das wäre ohne politische Übereinstimmung in anderen Dingen nicht möglich gewesen. Das bedeutet natürlich, daß wir

höchst unsicher über den Stellenwert und die Bedeutung des Sex als eine politische Beziehung sind. Aber das kann man auf der individuellen Ebene und unter ganz bestimmten Leuten unmöglich richtig bestimmen, und es wird nur klarer im Zusammenhang allgemeiner Bemühungen, andere gesellschaftlich-physische Beziehungen zu entwickeln.
Was die Auswirkungen betrifft, die das auf meine Probleme in zwei gleichzeitigen sexuellen Beziehungen hat, so möchte ich hier etwas darüber sagen, was ich das Gegenstück zur Eifersucht nennen möchte. Für mich war es immer sehr beunruhigend, wenn ich Zeiten durchmachte, wo ich die Ursachen für die Unterschiede in den beiden Beziehungen nicht verstand, Unterschiede, die sich z. B. darin ausdrücken, wie eine Erektion zustande kommt oder auch nicht. Es machte mich sexuell schizoid, nicht zu wissen, in keiner der beiden Beziehungen zu verstehen, was eigentlich vorging. Zu diesen Zeiten kam es mir unrecht vor, überhaupt eine sexuelle Beziehung zu haben, und ganz besonders unrecht, zwei zu haben, denn zumindest ein Teil der Ängste kam aus der Tatsache, daß ich zwei hatte, und aus der Wechselwirkung, die sie aufeinander hatten. Nur dadurch, daß man versucht, diese Vorgänge zu verstehen und auf sie einzuwirken, so daß die physische Interaktion in beiden Beziehungen nach den gleichen Prinzipien funktioniert, ist es möglich, einiges zu verändern. Das heißt natürlich nicht, daß ich versucht habe, beides zu einer identischen physischen Erfahrung zu machen, denn jeder Mensch hat eine unterschiedliche sexuelle Prägung erfahren; folglich waren die tatsächlichen Probleme unterschiedlich, selbst wenn wir versuchten, eine gemeinsame Theorie und Methode zu entwickeln.
Eine Politik der Sexualität und des Sex zu vertreten, bedeutet notwendig, die Art, wie unser physisches Verhalten gesellschaftlich geformt wurde, infrage zu stellen, denn seine »Natürlichkeit« besteht darin, daß wir gelernt haben, Sex als eine Naturgegebenheit zu betrachten, als Teil jedes individuellen biologischen Organismus und seiner Physiologie. Für mich lag die Wurzel dafür darin, daß in der physischen Interaktion und der Äußerung von Zuneigung in der Familienvergangenheit physische Interaktion abgelöst war von Sex und daß Sex keine gesellschaftliche Präsenz hatte.

4. *Eifersucht und Monogamie*

Die Familie schafft emotionale Bedürfnisse für eine Art von sexueller Liebesbeziehung, die die Identität sichert; Sex findet innerhalb einer Struktur von Beziehungen statt, wo die Beziehung zwischen dem Paar scharf abgesetzt ist von allen anderen persönlichen Beziehungen, als das Innen von dem Außen. Diese monogame *Struktur* und die abstrakten und

individualistischen *Gefühle*, auf die sich sexuelle Liebe gründet, gehören zusammen. Jeder Partner in einer Paarbeziehung braucht die Bestätigung seiner Identität durch Lieben und so Geliebtwerden, wie er oder sie es in der Familie erfahren hat: uneingeschränkt; Monogamie ermöglicht es, dieses Bedürfnis zu befriedigen. Andere Gefühle wie Unsicherheit und die Aggression der Eifersucht sind ebenso das Resultat von Bedürfnissen, die in der Familie geformt wurden, und die Reaktion auf Abweichungen von der Monogamie, die ihre Befriedigung verhindern. Eifersucht tritt auf, weil die Grundlage einer Liebesbeziehung und die Identität eines der Partner wirklich bedroht *ist*, wenn der andere Partner eine sexuelle Beziehung zu jemand anders hat. Solange sexuelle Beziehungen auf der Art von emotionalem Individualismus beruhen, wie er in der Familie geformt wird, können zwei Beziehungen nur zwei konkurrierende Zweierbeziehungen sein, jede ihrer Natur nach die andere ausschließend, jede zur anderen hin abgeschlossen. Oder aber das Paar behauptet eine zentrale Stellung, und die andere Beziehung hat nur den Status einer Affäre, die unter Umständen toleriert werden kann, vorausgesetzt der Partner in der zweitrangigen Beziehung akzeptiert diesen Status. Wenn man also wie wir eine Situation schafft, in der es zwei Frauen mit einem Mann zu tun haben, so ist das genau die Struktur, die Eifersucht hervorruft, nicht eine, die sie ausschaltet. Es ist die andere Seite der Monogamie. Wenn wir also davon sprechen, die Struktur einer Beziehung zu verändern, die tatsächliche Grundlage für Eifersuchtsgefühle, so heißt das nicht, einfach die *formale* Struktur zu verändern, so daß da nun drei anstatt zwei sind.

Die Struktur verändern bedeutet, herauszufinden und zu verändern, was in der Struktur die Bedürfnisse aktiviert, die bislang die Monogamie befriedigt hat. Darüber konnten wir im vorhinein nicht viel wissen; Fortschritte und Veränderungen brachten wir Schritt für Schritt zustande. Eins war uns klar: wenn eine Beziehung mehr im Mittelpunkt stünde als die andere, z. B. dadurch, daß ein Paar zusammen lebt, dann wäre das eine wirkliche Grundlage für Eifersucht in beiden Zweierbeziehungen. Eine andere Möglichkeit, die Struktur zu kennzeichnen, ist der Grad der Trennung der beiden sexuellen Beziehungen voneinander. Je getrennter sie gehalten werden, je weniger sie gemeinsam gestaltet werden, desto mehr Grund gibt es für die Angst, ausgeschlossen zu sein. Es würde die beiden Frauen unsicher machen in bezug auf ihre eigene Beziehung zu dem Mann, und es würde demjenigen in der Mitte eine Machtstellung verleihen, ob er es will oder nicht.

Die sexuellen Beziehungen einander anzunähern, ist auch hier keine formale Sache – nicht eine Frage des »Berichtens«, was so läuft. Bestimmte sexuelle Beziehungen, die auf der Unbewußtheit gegebener Gefühle beruhen, kann man für andere gar nicht offener machen: das geht

nur, wenn man *innerhalb* der sexuellen Beziehung selbst den Sex als ein Gebiet betrachtet, auf dem man kämpfen und etwas verändern kann, und nicht nur als spontane Äußerung gegebener Gefühle. Weil wir in jeder der beiden sexuellen Beziehungen praktisch versucht haben, die Probleme zu verstehen und zu lösen und neue Möglichkeiten des Sexualverhaltens zu finden, haben wir nach und nach Wege gefunden, zu dritt darüber zu sprechen, Wege, deren Ziel es war, *gemeinsam Lösungen zu finden*. Das ist sehr wichtig, denn wenn man einfach »Tatsachen« zu berichten versucht, die sich Mühe geben, einen Eindruck davon zu vermitteln, »wie das so ist«, dann kann das nur unsichere Phantasien nähren, wenn man die Tatsachen als solche hinnimmt anstatt als Teil einer kollektiven Anstrengung.

Dies sind Beispiele für unsere Versuche, die Struktur unserer Beziehungen und die Art des emotionalen Individualismus, auf dem sexuelle Beziehungen beruhen, zu verändern. Aber das ist nicht die ganze »Struktur«. Die gegenwärtige Struktur jeder beliebigen Beziehung setzt sich tatsächlich zusammen aus den Strukturen der Beziehungen eines jeden in der Vergangenheit. Wir haben lange gebraucht, um herauszufinden, was die Struktur unserer Beziehung für jeden von uns ist, wie die in der Vergangenheit geformten Bedürfnisse jedes einzelnen *aufeinander einwirken*, um die spezifische Struktur unserer Dreierbeziehung zu bilden.

5. Eifersucht

Anne:

Wir glauben, daß die Art, wie wir die Beziehungen anzulegen und sie in Bezug zueinander zu bringen versuchten, die strukturellen Voraussetzungen geschaffen haben, um Eifersucht zu vermeiden. Das heißt aber nicht, daß Eifersuchtsgefühle nun einfach verschwinden oder gar nicht erst auftauchen. Manchmal bekomme ich richtig Angst und werde ganz unsicher in Nächten, wenn die beiden andern zusammen schlafen. Ich fühle mich entweder ausgeschlossen oder denke, daß geheime Dinge passieren, von denen ich nichts weiß. Zuerst wußte ich nicht, wieviel ich über die andere Beziehung nachdenken sollte: ob ich immer daran denken sollte, daß Pete mit jemand anderem sexuell zu tun hatte, oder ob ich versuchen sollte, alle entstehenden Sorgen darüber zu unterdrücken und nur an das zu denken, was *ich* zu erreichen versuchte – ich mache das jetzt manchmal noch durch. Dann liege ich wach im Bett mit neurotischen Vorstellungen, was dort vor sich geht, und kann erst einschlafen, wenn ich sicher bin, daß alles vorbei ist. Das führt sehr schnell zu Spannungen mit Pete, aus zwei Gründen: Einmal weil er das Wissensmonopol über die beiden Bezie-

hungen hat, und soviel man mir auch darüber erzählt, was zwischen den beiden vorgeht, ich kann es doch nicht direkt wissen so wie er. Und zum andern, weil es seinetwegen ist, daß ich nicht schlafen kann und die halbe Zeit über ihn und Mary nachdenke statt über die anderen Dinge, die ich tue.

Wir haben diese Sorgen als ernste Dinge angesehen, mit denen man sich auseinandersetzen und die man überwinden muß, und nicht als Ängste, die man unterdrückt. Man kann die Monogamie schließlich nur in der Praxis infrage stellen, und alle diese Ängste wären gar nicht aufgetaucht, wenn ich in einer monogamen Situation leben würde. Aber darüber zu reden, hieß auch, Wege zu finden, sowohl zu zweit als auch zu dritt über Sex zu reden. Wenn ich diese Ängste nur mitteile, werden sie zu Angriffen: daß ich nicht will, daß die beiden andern miteinander schlafen. Wenn jeder von uns darauf aus wäre, Sex als das äußerste an Ekstase und Zauber zu erleben, dann hätten wir allen Grund zur Eifersucht und Angst. Nur dadurch, wie wir versuchen, mit Sex umzugehen, wird Eifersucht nicht zur Sprengkraft. Durch das Reden über alle diese Ängste habe ich viel darüber gelernt, wie komplex ihre Ursachen sind, wie die vergangenen und die gegenwärtigen Strukturen aufeinander einwirken und wie Gefühle hochkommen, obwohl die Intention der gegenwärtigen Struktur gänzlich verschieden ist von der vergangenen, aus der die Gefühle stammen.

Zum Beispiel die Angst, nicht Bescheid zu wissen. Das ist ein wirkliches Problem, nämlich wie man sich zu einer anderen sexuellen Beziehung verhält, an der man nicht teilhat und die man doch beeinflußt und die einen selbst beeinflußt. Ich habe bereits gesagt, daß ich ständig von Pete und Mary als meinen Eltern träumte, als die beiden anfingen, miteinander zu schlafen. In meiner Familie, als Kind, schien es zwischen meinen Eltern keinen Sex zu geben, sie schliefen sogar in getrennten Zimmern, zwischen denen mein Zimmer lag. Beide schienen zu mir eine engere emotionale Beziehung zu haben als zueinander und jeder verbündete sich mit mir gegen den andern. Nur dann, wenn sie sich gegen mich verbündeten, waren sie einander näher als mir. Ich wußte, daß sie etwas gegen mich planten, wenn ich von ihren Machenschaften ausgeschlossen war, und es stimmte immer. Entweder ich sollte ins Krankenhaus geschickt werden, um die Mandeln herausgenommen zu bekommen, ohne daß es mir vorher gesagt wurde, oder sie überlegten, wie sie mich loswerden konnten, wenn sie in Ferien fuhren. Ich habe nie gelernt, mit einer Situation fertigzuwerden, wo ich ausgeschlossen war, ohne daß etwas gegen mich unternommen wurde, weil so etwas nie vorkam. Zumindest schien es so. Die meisten Kinder lernen das vermutlich, weil ihre Eltern jede Nacht im selben Bett zusammen sind, aber meine waren das nie.

Die wirklichen Probleme der gegenwärtigen Struktur vermischen sich also

auf eine bestimmte Weise mit meinen Kindheitserinnerungen von Ausgeschlossensein und führen zu paranoiden Gedanken, die ziemlich im Widerspruch stehen zu dem, was wir alle wollen. Vielleicht heißt das, daß ich zum erstenmal in meinem Leben mich mit einer engen Beziehung auseinandersetzen muß, an der ich nicht direkt beteiligt bin. Die Einsicht, daß meine Erfahrung damit Elemente einschließt, die mit den tatsächlichen Ängsten nicht direkt etwas zu tun haben, erleichtert es mir, damit fertig zu werden und mir nicht allzu viel Sorgen darüber zu machen, daß ich »eifersüchtig« bin. Meine Kindheitssituation ist nicht ausschlaggebend für meine Reaktion auf die gegenwärtige, die in keiner Weise eine Wiederholung ist, aber meine Kindheit hat auf der Gefühlsebene durchaus einen Einfluß gehabt.

Ein anderes Beispiel erklärt vielleicht einen anderen Aspekt meiner Eifersucht und zeigt, wie die Struktur und unsere gemeinsamen Bemühungen Situationen und Unterschiede zwischen uns schaffen, für die es kein unmittelbares oder spontanes Gegenbeispiel in der Vergangenheit gibt. Eine sexuelle Beziehung mit Pete aufzubauen, ist keine symmetrische Angelegenheit für ihn und mich: für mich war es wirklich das erstemal, daß ich mich einem andern gegenüber sexuell vertraut ausdrücken und die Barriere zwischen Zuneigung und Sex beseitigen konnte. Für ihn, der ja gleichzeitig noch eine andere sexuelle Beziehung aufbaute, war das nicht so. Meine sexuelle Identität und der Charakter meiner Sexualität ist also in gewisser Weise viel enger an ihn gebunden, da er die einzige Person ist, zu der ich zur Zeit eine sexuelle Beziehung habe. Seine sexuelle Identität dagegen ist an uns beide gebunden, und es scheint manchmal sehr paradox, daß Dinge, die er und ich erarbeitet haben, für jeden von uns eine andere Bedeutung haben.

Aus dem Englischen von Helga Scheller

b:e Themen

Integration ohne Gleichheit – Gastarbeiterkinder

Der heimliche Lehrplan – Was wirklich gelernt wird

Die Methode Paulo Freire – Pädagogik der Dritten Welt

Hessische Rahmenrichtlinien – Eine Bestandsaufnahme

TV Vorschule

Disziplin und/oder Motivation

Lerne und arbeite – OECD-Report

Unterrichtsmedien

Außerdem in jedem Heft:

Analyse, Kommentar, Interview und Dokumentation zur bildungspolitischen Situation.

---

b:e ist das erfolgreichste Magazin für Erziehung und Bildungspolitik in der BRD. b:e setzt die Ergebnisse der Wissenschaft in lesbare Informationen um.

---

b:e erscheint jeden Monat. Einzelheft DM 4,–/Jahresabonnement DM 40,–/ Studenten DM 29,– Preisänderungen vorbehalten. Stand 1.7.74
Vorzugsangebot zum Kennenlernen: (3 Hefte) zum Sonderpreis von DM 6,–.
Bitte beachten: Wir liefern nach Ablauf des Probeabonnements zum regulären Bezugspreis weiter, falls nach Auslieferung der drei Hefte keine Abbestellung bei uns erfolgt.
Benutzen Sie diesen Coupon oder schicken Sie eine Postkarte an:
Beltz Verlag, 6940 Weinheim, Postfach 1120.

Vorzugsangebot zum Kennenlernen

Ich bestelle zum Sonderpreis von DM 6,– ein Probeabonnement (3 Hefte) der Zeitschrift b:e

Name Vorname

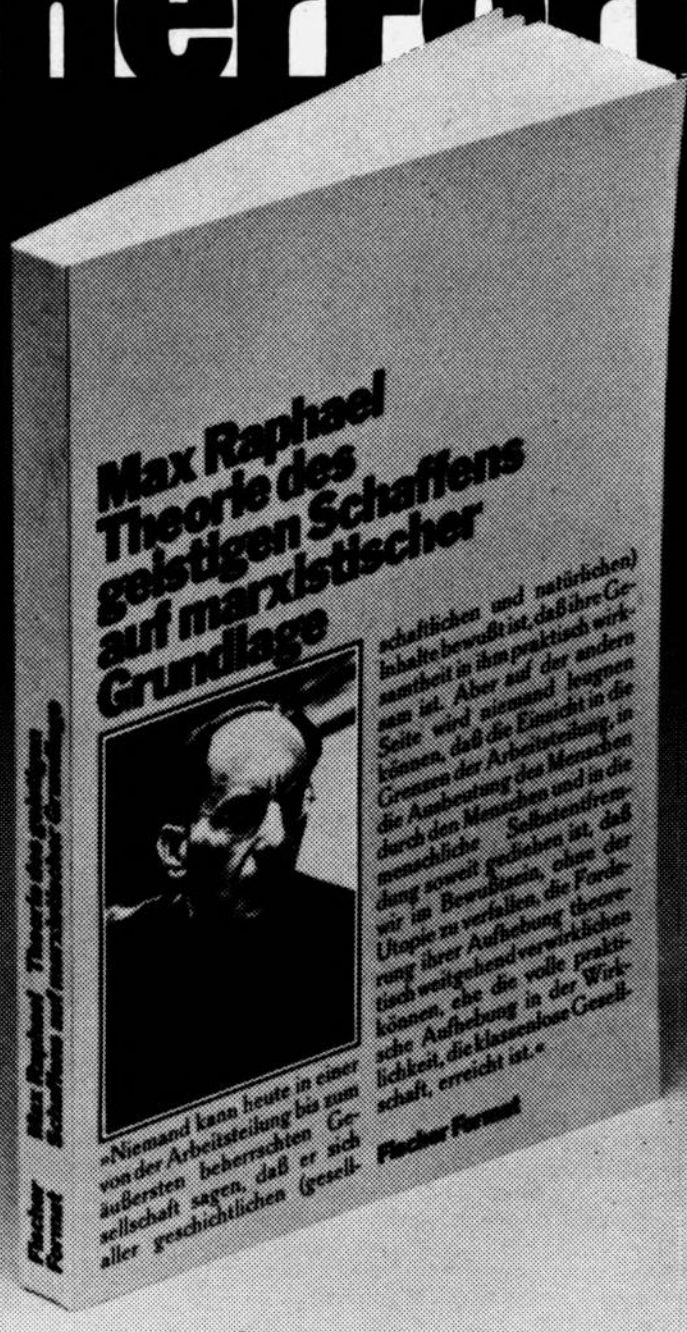
PLZ Ort Straße

Beruf

180

S. Fischer Verlag

FischerFormat



Eine der großen Arbeiten der Exilliteratur

Max Raphael
Theorie des geistigen Schaffens auf marxistischer Grundlage
Mit einem Nachwort von Joachim Schumacher und einem bio-bibliographischen Abriß von Claude Schaefer.
200 Seiten, broschiert
DM 16,80

Eine fundierte Einführung in die dialektisch-materialistische Darstellung des grundsätzlichen erkenntnistheoretischen Problems bietet die „Theorie des geistigen Schaffens auf marxistischer Grundlage": Max Raphael entwickelte den Prozeß, der sich zwischen Sein und Bewußtsein bei der geistigen Produktion im allgemeinen vollzieht und weist nach, wie der dialektische Materialismus die traditionellen Erkenntnistheorien weiter verwendet, nämlich dialektisch, nicht absolut wie die bürgerlichen Ideologien. Das Buch entstand Anfang der 30er Jahre und erschien zunächst 1934 in Paris. Die vorliegende Fassung stellt eine „Ausgabe letzter Hand" dar. Raphael hat z.T. starke stilistische Überarbeitungen vorgenommen, sowie Marginalien zum leichteren Verständnis hinzugefügt.
Der S. Fischer Verlag will Raphaels Werk in Einzelausgaben erschließen.
In Vorbereitung: „Arbeiter, Kunst und Künstler" und ein Band kunstsoziologischer Studien „Das Sowjetpalais. Eine marxistische Kritik an einer reaktionären Architektur."

Franziska Graf
Lernziel: Wohnen

Bericht über eine Wohngemeinschaft

> Wohnen, ständigen Aufenthalt haben; in älterer Sprache mit der allgemeinen Bedeutung verweilen, bleiben, harren . . .; das goth. *vunan*, altnord. *una*, sich freuen, ist dasselbe Wort und wirft auf die Entwickelung des Begriffs und seine Entfaltung vom Gefallen zum Bleiben Licht; vgl. auch *Wonne* und *gewöhnen* . . .
> *Moriz Heyne, »Deutsches Wörterbuch«*

Wie's in Italien war? Schon komisch: so bedient und betreut zu werden, ich habe nämlich zum ersten Mal in meinem Leben für längere Zeit im Hotel gewohnt, naja »gewohnt«, das war schon mehr ein bißchen wie im Sanatorium, und ihr werdet lachen, aber ich hab direkt so was wie Heimweh nach unserer Wohnung gehabt und mich schließlich richtig darauf gefreut, zu den andern zurückzukommen – das war sonst anders, wenn ich aus den Ferien kam, da hab ich erst mal einen Bogen um die Wohnung gemacht oder mich gleich in mein Zimmer zurückgezogen, bin den andern eher etwas mißtrauisch begegnet, man wußte ja nicht, was inzwischen . . . Woran das liegt, daß es diesmal anders war? Ja, da muß ich schon weiter ausholen und ein ganzes Stück Wohnungsgeschichte erzählen, wie ich sie mitgemacht habe und heute sehe.

Also: begonnen hat's bei mir 1971, ich hatte bis dahin noch nie in einer Wohngemeinschaft gewohnt, sondern zuerst bei den Eltern und dann mal mit einem Mädchen, mal mit einem Jungen zusammen, aber als ich dann wieder nach Frankfurt kam, ergab sich das mit der Wohngemeinschaft sozusagen klimatisch, das hab ich mir nicht lange überlegt, sondern das politische Klima und die Lebenszusammenhänge, in denen ich stand, die machten es zur Selbstverständlichkeit, obwohl da eigentlich gar nichts selbstverständlich war, schon begonnen mit der Frage: wer mit wem? Da war nämlich die groteske Situation, daß wir eine Wohnung hatten, sogar zwei Wohnungen im selben Haus, aber keine Leute dafür, die wurden erst gesucht und stellten sich irgendwie ein, mehr zufällig, sie arbeiteten fast alle in einer damals sehr aktiven politischen Gruppe, in der ich und zwei andere nicht waren, ich kannte sie also nur sehr flüchtig, nur über eine Person vermittelt; und Erfahrungen mit Wohngemeinschaften hatten nur wenige, das sahen wir auch nicht als Problem, sondern haben dann tagelang prächtig darüber diskutiert, was wir mit dieser Wohnung alles bewirken wollten – das kann man heute gar nicht wiedergeben, so emphatisch und abstrakt war das, orientiert natürlich am Kommunegedanken,

der ja damals noch ziemlich »in« war, also daß eine Wohngemeinschaft eine Art befreites Gebiet sei, wo man neue Erfahrungen machen kann, Zwänge abbauen kann, Schwierigkeiten der eigenen Sozialisation korrigieren kann, solidarische Verkehrsformen entwickeln kann – das einzige, was wir aus schlechten Erfahrungen anderer Kommunen gelernt hatten, war, daß wir keine expliziten Psycho-Diskussionen führen wollten. Dafür stand alles unter dem Anspruch, gemeinsam in jener politischen Gruppe zu arbeiten, wenn noch nicht gleich, dann später, was diejenigen betraf, die noch nicht drin waren. Politisch gesehen stand fest, daß keiner mit irgendwelchen K-Gruppen sympathisierte und daß alle sich mehr oder weniger als Spontis verstanden. Das war also die Basis.

Wir waren neun, alle Studenten, teils Männer, teils Frauen, darunter zwei Pärchen, auch das wurde nicht problematisiert, sondern jeder brachte eben die Hoffnungen und Erwartungen in die Wohnung ein, die ihm am wichtigsten schienen: eine sehnte sich nach Nestwärme, eine andere suchte 'ne Chance, sich von ihrem Freund zu lösen (damals gab's ja noch keine Frauengruppe, deshalb hatte so eine Wohnung ein ganz anderes Gewicht für derartige Fragen), ein dritter wollte seine Arbeitsschwierigkeiten loswerden, und ich, ich glaubte, die Wohnung würde mir helfen, meine Ängste, in eine politische Gruppe einzutreten und mich also fest zu engagieren, zu überwinden. Na klar, Leute, das schaffen wir alles und noch viel mehr – das war von einer ungeheuren Euphorie getragen und von dem schönen Willen, jetzt hier und im Handumdrehen möglichst viele Erfahrungen kollektiv zu machen und alle Probleme kollektiv zu lösen. Auf welcher Basis das geschehen sollte, ist nicht weiter präzisiert worden, dazu kannten wir uns ja auch viel zu wenig, und das zeigte sich schon, wie wir – ja, gleich zu Anfang haben wir darüber diskutiert, daß wir das Geld zusammenlegen müßten, daß das der erste Schritt sei, um die neuen Lebensformen zu verwirklichen, was ja auch ein richtiger Gedanke war, es wurde also jeder gefragt, wieviel hast du, und schon war der Gedanke nicht mehr so richtig, denn – also für mich war die Frage nicht schwer zu beantworten, weil ich ohnehin sehr wenig hatte, und das wußten auch alle, aber da schien mir doch bei manchen andern, daß sie bei der Frage, wieviel Geld sie zur Verfügung haben, schon mal dieses oder jenes Sümmchen unterschlagen haben. Die Frage mit dem Geld wurde dann auch aufgeschoben, weil wir uns sagten, wir müssen erst mal sehen, wie wir miteinander auskommen, dann erst können wir das Geldproblem lösen, und dabei blieb's denn auch.

Inzwischen wurde immerhin eine gemeinsame Küchenkasse für Frühstück und Abendessen eingerichtet, in die jeder wöchentlich einen bestimmten Betrag einzahlen sollte, und die Miete, die »ortsüblich« hoch war, wurde je nach Finanzkraft verteilt, nicht nach der Größe der Zimmer. Die

Zimmeraufteilung – nach Wunsch – machte keine Schwierigkeiten, weil die beiden Wohnungen für eine Wohngemeinschaft relativ gut geeignet sind: jeweils vier fast gleich große und gut bewohnbare Zimmer, ein kleinerer Raum und eine große Küche, wo ohne weiteres zehn oder zwölf Leute essen können und die dann auch zum allgemeinen Kommunikations- und Angelpunkt der Wohnung wurde. Und zum Krisenzentrum ...

> Wenn eine Veränderung geschehen soll, so muß etwas verändert werden. Eine so kahle Wahrheit ist darum nötig gesagt zu werden, weil die Angst, die muß, von dem Mute, der will, dadurch sich unterscheidet, daß die Menschen, die von jener getrieben werden, zwar die Notwendigkeit einer Veränderung wohl fühlen und zugeben, aber, wenn ein Anfang gemacht werden soll, doch die Schwachheit zeigen, alles behalten zu wollen, in dessen Besitze sie sich befinden ...
> *Hegel, »An das Württembergische Volk« (1798)*

Ob es Schwierigkeiten gab? Wir waren kaum drin, da waren die schon da, deshalb schien es uns auch, als kämen sie von außen, nicht von uns, denn die haben sich zunächst an ganz äußerlichen Dingen festgemacht; d. h. »äußerlich« waren die eigentlich nicht, wie sich im Laufe der Zeit herausstellte, aber für uns damals waren es sehr äußerliche Dinge, z. B. wer putzt das Bad, die Küche, wer kocht, wer spült ab und so – es wurde schlicht abgelehnt, dafür Pläne aufzustellen, die Organisation der Wohnung sollte eben *gemeinsam* getragen werden, und damit basta. Darin zeigte sich genau das Maß an Realitätsverkennung, das wir damals hatten, daß wir nämlich glaubten, diese ganzen organisatorischen Fragen würden sich alle von selbst lösen: das würde jeder sehen, das würde einfach so klappen, und jeder Versuch, eine Strukturierung in die Organisationsfragen zu bringen, wurde abgeschmettert als überflüssig und lächerlich und – kleinbürgerlich, das war's.

Und gerade in den Organisationsfragen hat sich dann auch die Zufälligkeit, mit der diese Individuen zusammengekommen sind, der Illusionismus, mit dem sie das alles begonnen haben, als erstes niedergeschlagen. Weil wir *alles* verändern wollten, ist dann gar nichts geschehen, oder konkret: anstatt uns zu fragen: *wer* putzt, *wer* spült ab, wurde dann nur noch gebrüllt: *warum* wird nicht geputzt, gespült, repariert usw. Es war der blanke Terror, und dahinter stand natürlich mehr als nur das Chaos im Haushalt. Erstaunlicherweise aber, das muß man sagen, hat sich das nie an Geldfragen entzündet, das ist, glaub ich, bei uns sehr viel anders gelaufen als in anderen Wohnungen, wir konnten uns untereinander bis zum Geht-nicht-mehr anfeinden, aber Geld war nie ein Problem, es wurde auch nie als Druckmittel eingesetzt, und das war für mich relativ entscheidend, da ich am wenigsten hatte von allen. Der Terror hat sich vielmehr an Lebensstilen festgemacht, und das hatte natürlich doch was mit Geld zu

tun, aber weniger damit, wieviel der Einzelne faktisch zur Verfügung hatte, eher damit, wie er es ausgab, in welcher Art er gelebt hat. Ich z. B. war gewohnt, wenn ich essen geh, geh ich richtig essen, und hab mir keine Gedanken darüber gemacht, daß ich, wenn ich fünfmal essen war, die Hälfte meiner Einkünfte aufgegessen hatte, sondern ich ging halt essen, schön, dafür hab ich andre Sachen nicht gemacht, hab mir keine Klamotten gekauft, was wiederum andre gemacht haben; oder der eine hat gern in voller Lautstärke und bei offenen Türen die Stones gehört, während der andere, was weiß ich, lieber Proust lesen wollte – über solche Dinge sind dann die Konflikte gelaufen, d. h. man hat sich wechselseitig einen bestimmten Lebensstil vorgeworfen, und zwar nach dem Motto: das sind falsche Bedürfnisse, du hast einen bourgeoisen Lebensstil! Aber nun entscheide mal, was da richtig und falsch ist!

Klar, da waren Individuen mit sehr unterschiedlichen Lebensgeschichten zusammengekommen und aus sehr unterschiedlichen sozialen Milieus, von denen jeder auf andre Weise mit seiner Vergangenheit abgerechnet hat, und das geschah oft sehr rigide, also rigide vor allem gegenüber den anderen, die ihm irgendwie die Familie vertreten haben, aus der er kam; das war so eine Art Abwehrritual, das sich aber politisch gab, und damit wurde es problematisch, denn der Vorwurf, man hätte einen bourgeoisen Lebensstil, hat sich kaschiert mit dem Vorwurf, man sei unpolitisch, das war die Argumentation. Bestimmte Dinge, die ich nicht mache, aus welchen Gründen auch immer, weil ich sie nicht kenne, weil ich sie nicht mag, weil ich zuhause immer dazu gezwungen war – ich z. B. mußte zuhause immer darauf gefaßt sein, daß meine Eltern unerwartet ins Zimmer kamen, deshalb lege ich hin und wieder großen Wert auf das Gefühl, ich bin allein im Zimmer, mich kann keiner, während andere in der Wohnung als Kind sehr darunter gelitten hatten, daß sie immer allein in ihrem Zimmer waren, immer die Türen zumachen mußten, weshalb sie jetzt auch sehr offensiv und ohne jeden Blick nach rechts und links durchsetzen wollten, daß in der Wohnung nicht angeklopft wird und daß die Türen offenbleiben – kurz, wer andere Bedürfnisse hat, der ist unpolitisch...

Ihr habt recht, das sind oft gar nicht so sehr klassen- oder sozialisationsspezifische, vielmehr individualgeschichtliche Momente: was für Erfahrungen hat einer als Kind gemacht und wie wird er später damit fertig. Das Entscheidende war, daß wir diese individuellen Unterschiede nicht zur Diskussion gestellt haben, sie wurden vielmehr dadurch verschleiert, daß die Gruppe bei uns, die für sich in Anspruch nahm, die politische zu sein, ihre eigenen Vorstellungen und Bedürfnisse unter dem Deckmantel von politischen Argumentationen durchzusetzen versucht hat. Man hatte als politisches Ziel die Veränderung von Verkehrsformen und Lebenswei-

sen im Kopf, aber in der Praxis, und da haben wir genau dieselben Fehler gemacht wie schon frühere Kommunen, in der Praxis ist das sehr direkt umgeschlagen von Sauberkeit in Dreck, von Ruhe in Lärm, von der Bewahrung der Intimsphäre in den Zwang zu kompletter Öffentlichkeit. Dazu kam noch, daß jeder ganz spezifische Abwehr- und Bewältigungsmechanismen hatte, die so konträr zueinander standen, daß sie dauernd aufeinander prallten: der eine, wenn er depressiv war, hat 15 Stunden am Tag Bob Dylan gehört, der andere, wenn er depressiv war, hat zehn Leute eingeladen und mit denen durchgesoffen, der dritte, wenn er depressiv war, wurde am liebsten überhaupt nicht gefragt und hat sich in sein Zimmer eingeschlossen, und da diese Krisen, wie man sich denken kann, häufig auch zusammentrafen und keiner davon abgegangen ist, auf seine Weise depressiv zu sein und seine Bewältigung für die richtige zu halten, hat sich das natürlich sofort und sehr drastisch auf die Organisation der Wohnung ausgewirkt...

> Man kann einen Menschen mit einer Wohnung genauso töten wie mit der Axt.
> *Zille, Motto zu dem Film »Mutter Krausens Fahrt ins Glück«*

Ein Konflikt, der immer wieder auftauchte, war der um die Frage des Drecks, um die Drecktoleranz. Da konnte man stundenlang darüber diskutieren, daß es unterschiedliche Drecktoleranzen gibt und durch welche Einflüsse die nun zustandekommen, und der Erfolg war dann doch, daß halt keiner putzte; oder daß meistens nichts im Eisschrank war; oder daß einer eingekauft und abends Leute eingeladen hat und am nächsten Tag das Geld für die Woche aufgegessen war. Da sich inzwischen mancherlei Antipathien ausgebildet hatten, persönliche Antipathien, die auch sehr offensiv ausgetragen wurden, war die Frage der Organisation überhaupt nicht mehr zu klären. Das hatte auch damit zu tun, daß wir alle Studenten waren und uns in solchen Fragen eine gewisse Laxheit leisten konnten. Zwar hat jeder unterschiedlich darauf reagiert, der eine hat mehr darunter gelitten als der andere, aber leisten konnten wir's uns alle, über Wochen im Chaos zu leben, weil wir ja Zeit hatten, wir konnten aufstehen um zwei und ins Bett gehen um fünf, wir konnten auch, wenn wir Frühstück machten, uns zwei Stunden Zeit nehmen, um überhaupt erst mal abzuwaschen und den Tisch sauber zu kriegen, das war kein Problem, denn wir hatten alle unendlich viel Zeit. Deswegen ging es zuerst mal ganz gut oder – was heißt gut? – deswegen ist es nicht zu einem explosiven Knall gekommen, was heute zweifellos der Fall wäre.
Eine andere Schwierigkeit trat auf, als dann zwei von uns in den Betrieb gingen – das hat sich, was ich den Betreffenden gar nicht anlasten kann, sehr repressiv auf die Wohnung ausgewirkt, insofern die jetzt mit dem

Anspruch auftraten: wir arbeiten politisch und ihr macht nichts, wir stehen acht Stunden am Band und kommen nach Hause und was macht ihr, ihr lottert im Bett rum oder lest ein Buch oder ähnliche Lächerlichkeiten ... Das hat natürlich jene Gruppe, die, wie ich sagen würde, ihre politischen Rationalisierungen zur Unterdrückung anderer eingesetzt hat, ungeheuer gestärkt. Betriebsarbeit galt ja damals in der linken scene als *die* Form politischer Arbeit, die bekamen also generell von allen erst mal Vorschußlorbeeren, auch von uns, man sagte, gut, die sind im Betrieb und sind da bestimmten Strapazen ausgesetzt, die wir nicht haben, und hat es dann auch nicht fertiggebracht, seine Interessen, und das waren hin und wieder wirklich Überlebensinteressen, entschiedener durchzusetzen; ich jedenfalls hatte immer ein schlechtes Gewissen wegen meiner politischen Abstinenz – die dagegen, dachte ich, die engagieren sich wirklich, aber das war mehr so eine Art existentialistischer Betrachtungsweise als eine politische Überzeugung, und das galt wohl für alle Seiten, so daß bald jeder Versuch zu einem Gespräch gescheitert ist. Es wurden nur noch persönliche Antipathien ausgelebt und alle sind zurückgefallen auf Konfliktbewältigungen, die man eigentlich schon längst überwunden glaubte: jeder hat sich auf seine ganz spezifische Weise verhärtet, und von einer Korrektur der Sozialisationserfahrungen, also dem Aspekt, unter dem wir ja mal angetreten waren, war wirklich nichts mehr zu merken, sondern jeder hat sehr direkt und sehr terroristisch seine Macken ausagiert gegen die andern.

Das zog sich endlos lange hin, dieser Terror, der wirklich zum Terror wurde, und zwar jeder gegen jeden, das ging bis zum Türeneinschlagen und Geschirrkaputtschlagen und fast bis zu Prügeleien – ich weiß heute echt nicht, warum ich das so lange mitgemacht habe und nicht einfach ausgezogen bin ...

> Da man eure Wünsche nicht genauer kannte
> Erwartet man natürlich noch eure Verbesserungsvorschläge.
> Hier und dort
> Ist etwas vielleicht noch nicht ganz nach eurem Geschmack
> Aber das wird schleunigst geändert
> Ohne daß ihr euch einen Fuß ausreißen müßt.
> Kurz: ihr kommt
> In die besten Hände ...
> *Bertolt Brecht, »Aus einem Lesebuch für Städtebewohner«*

Ob es bei uns denn keine Wohnungsdiskussionen gab? Klar, solche Wohnungsdiskussionen wurden immer wieder angesetzt, und zwar gemeinsam für die beiden Wohnungen, die ansonsten relativ wenig miteinander machten, damals, nur auf den Wohnungsdiskussionen wurde gemeinsam diskutiert, also die haben nächtelang gedauert und haben fast

grundsätzlich damit geendet, daß alle völlig betrunken irgendwo in den Ecken rumsaßen. Im Grunde war es ein Schlagabtausch von Aggressionen, ich kann mich nicht an *eine* Diskussion erinnern, wo man irgendwie weitergekommen wäre, außer daß man beschlossen hat, daß der-und-der auszieht, und der dann gesagt hat, ich fänd's viel besser, du ziehst aus – das ging gleich nach vier Wochen los, so daß eigentlich jeder nur dageblieben ist, weil er sich gesagt hat, mal sehen, wer der Stärkere ist, wer's länger aushält; nach diesem Motto haben wir anderthalb Jahre gelebt: wer's länger aushält, und ich hab's halt ausgehalten, und drei andere haben auch durchgehalten, also vier von den neun. Ausgezogen sind zwei Leute, weil die Beziehung auseinandergebrochen ist bzw. weil sich das Zusammenwohnen mit der Freundin zu kompliziert gestaltet hat, d. h. es sind jeweils die Männer ausgezogen, und das war auch später so, wenn Paare eingezogen sind, ja, bis auf einen Fall sind immer die Männer ausgezogen und die Frauen geblieben.

Warum immer die Frauen? Das hängt mit der ganzen weiteren Entwicklung der Wohnung zusammen, und auch mit der allgemeinen politischen Entwicklung. Damals kam ja die Frauenbewegung zum Zug, das war ein politisches Klima, in dem die Frauen, ganz unabhängig von Sympathie und Antipathie, ihre Probleme doch viel direkter diskutieren konnten, auch sehr viel direkter Unterstützung fanden auf einer averbalen Ebene, d. h. sie haben, selbst wenn vieles unausgesprochen blieb, sich doch viel leichter verstanden als die Männer. Wir in der Wohnung haben damals über solche Probleme nur diskutiert, soweit wir einander mochten, nie im Wohnungszusammenhang, aber es entsprach sicher dem allgemeinen politischen Bewußtsein, daß die Frauen zusammengeblieben sind, so daß heute – ich greife jetzt mal vor – sieben Frauen in der Wohnung leben und nur zwei Männer.

Der Grund, weshalb wir zusammengezogen sind, waren sicher auch sexuelle Interessen, und die Frustrationen, die sich da sehr massiv und sehr direkt niedergeschlagen haben, kamen zum Teil wohl aus unausgesprochenen sexuellen Wünschen an den andern. Da wir aber als Wohnung nie den Stand erreicht haben, daß wir offen über solche Fragen reden konnten, hat sich – das ist eine Interpretation, der wir alle einmal zugestimmt haben, die aber nicht praktisch geworden ist – hat sich vielleicht eine gewisse Verdrängung von sexuellen Bedürfnissen in Aggressionen gegen die Wohnungsgenossen oder -genossinnen umgesetzt. Das mag schon so gewesen sein, obwohl, als Frau muß ich sagen: *so* interessant waren die Männer eigentlich nicht. Gut, es gab schon die eine oder andere Affäre, aber auf die Wohnung hat sich das, glaub ich, nicht tiefer ausgewirkt, so eine Wohnung ist ja schließlich keine geschlossene Anstalt, ich meine, die Liebesbeziehungen, die sexuellen Beziehungen, die man hatte, waren sehr

unterschiedlich; es gab solche, die hatten, wie gesagt, sehr intensive und enge, vielleicht auch ganz clinchartige Zweierbeziehungen innerhalb der Wohnung, wo dann die Männer ausgezogen sind, und andere hatten sie außerhalb der Wohnung, und es gab auch solche, die ziemlich rumgeflippt sind und sehr häufig ihre Partner oder Partnerinnen gewechselt haben. Und das führte natürlich zu einem starken, naja, Klientenverkehr in der Wohnung, daß man oft wirklich nicht mehr wußte, wo hört die eigentlich auf. Die festen Partner von uns, klar, die wurden in die Wohnung einbezogen (und waren für die andern immer tabu, eigentlich schon), aber die halt mal so kurz auftraten – damals sind unheimlich viele Leute bei uns erschienen, unentwegt, in der einen Wohnung waren sowieso die meiste Zeit zehn statt fünf – die fielen gar nicht weiter auf, die wurden halt bemerkt am Frühstückstisch, da sitzt irgendjemand anderes, aber das fiel nicht ins Gewicht, und das war auch etwas, was die Sache noch chaotischer gemacht hat, als sie schon war: daß ein unglaublicher Publikumsverkehr in dieser Wohnung herrschte, daß dauernd das Telefon schellte, die Türklingel schellte, man unentwegt konfrontiert war mit fremden Leuten oder halbwegs fremden Leuten, auf die man sich irgendwie einstellen mußte, was natürlich Auswirkungen hatte auf die Telefonrechnung (was da immer gequasselt wurde!), auf die Haushaltskasse (was da immer gegessen wurde!) und auf die Nerven.

> »Ach«, sagte die Maus, »die Welt wird enger mit jedem Tag. Zuerst war sie so weit, daß ich Angst hatte, ich lief weiter und war glücklich, daß ich endlich rechts und links in der Ferne Mauern sah, aber diese langen Mauern eilen so schnell aufeinander zu, daß ich schon im letzten Zimmer bin, und dort im letzten Zimmer steht schon die Falle, in die ich laufe.« – »Du mußt nur die Laufrichtung ändern«, sagte die Katze und fraß sie.
> *Franz Kafka, »Kleine Fabel«*

Diese Wohnung löste sich dann zum Glück irgendwann einmal auf, und jetzt traten insofern Probleme ein, als wir, die wir überlebt hatten, eine solche Erfahrung natürlich nicht noch einmal machen wollten, aber eigentlich keine Maßstäbe mehr hatten, nach denen man Wohnungsdiskussionen führt. Das ist bis heute ein bißchen das Problem, daß wir nicht mehr so ungebrochen daran glauben können, daß, wenn man sich über bestimmte Lebensformen und über bestimmte Ansprüche und Ziele einig ist, daß es dann auch klappt; die Erfahrung haben wir ja gemacht, wir waren uns vorher auch alle einig und nachher lief's wahnsinnig schief. Also wir haben uns jetzt, die wir drin geblieben sind, auf einen sehr pragmatischen und eigentlich etwas dürftigen Standpunkt zurückgezogen: man muß sich sympathisch sein. Die Sympathie hat sich als das Kriterium durchgesetzt, nach dem man Leute aussucht. Daß sich diese Sympathie auch nach bestimmten Erfahrungen bemißt, ist klar, es spielte z. B. eine

Rolle, ob einer den Konflikt zwischen der eigenen Sozialisation und der praktischen politischen und beruflichen Arbeit kennt, und es spielt auch eine Rolle, ob einer schon Erfahrungen mit Wohngemeinschaften hat, und mit welchen. Das spricht sich ja schnell herum in Frankfurt, wo man, etwas übertrieben gesagt, die ganze Polit-scene mal charakterisieren könnte als eine Art Superwohngemeinschaft, verteilt auf verschiedene Stadtteile und Häuser, mit ständiger Fluktuation, wobei man aber bestimmte »Lager« unterscheiden muß, die sich, vom Politischen ganz abgesehen, an unterschiedlichen Ingroups orientieren. Natürlich war unsere Wohnung auch bereits das Gesprächsthema für einige andere Wohnungen, und da gab's Leute, ganze Wohnungen, die haben zur einen Fraktion gehalten, und andere, die haben zur Gegenfraktion gehalten, und hin und wieder trat man dann mit dem ganzen Geschütz im Rücken gegeneinander an. Die Wohnungen in der scene bekommen ja schnell eine bestimmte Geschichte, oder besser eine Mythologie, auch wenn die Belegschaft stark wechselt und ganz unterschiedliche Leute drin gewohnt haben; so gibt's jetzt Gruppen, die halten unsere Wohnung für die blanken Chaoten, und andere, die halten sie für die bürgerlichen Schöngeister, je nachdem, an welcher Ingroup man sich orientiert. Das alles hat bei den Ein- und Auszügen in unserer Wohnung, nach den ersten anderthalb Chaos-Jahren, zweifellos mitgespielt, aber das Kennzeichnende bei diesem Wechsel war doch, daß die Männer zunehmend abgewandert sind, sei's freiwillig oder auf Druck der anderen, und daß die Frauen sich gehalten haben, was die Wirkung hatte, daß wir heute sieben Frauen sind und nur zwei Männer.

Inzwischen haben die beiden Wohnungen auch einen viel größeren Zusammenhalt, d. h. es wird gemeinsam für beide Wohnungen gekocht, Wohnungsdiskussionen werden grundsätzlich gemeinsam geführt und Leute, die neu in die Wohnung kommen, werden gemeinsam von beiden ausgesucht. Das hat sich relativ naturwüchsig entwickelt, weil die, die dringeblieben sind, natürlich die größere Gruppe in der Wohnung hinter sich hatten, und so sind halt irgendwann mal die zusammengeblieben, die sich mochten und die wußten, daß sie miteinander auskommen, und dann jeweils bestimmt haben, wer als neues Mitglied einzieht, und diese Sympathie hat dann auch die veränderten und positiven Erfahrungen der Wohngemeinschaft ermöglicht.

Das sieht zunächst mal wie ein Rückschritt aus, denn früher sind wir ja davon ausgegangen, daß, wenn man einer gemeinsamen politischen Richtung angehört, die Frage von Sympathie und Antipathie keine Rolle spielen würde, sondern jeder sich dann so weit verändern könnte oder die andern ihn dazu bringen könnten, sich so weit zu verändern, daß ein Konsensus herstellbar ist. Von der Überlegung sind wir doch sehr abge-

kommen, aber ich meine, das ist nicht einfach ein Rückfall in kleinbürgerliche Verhaltensweisen, sondern da ist auch eine Illusion abgebaut worden und die Realität des Subjekts wieder anerkannt worden, denn die Vorstellung von früher, korrigierend in Lebensgeschichten eingreifen zu können, dieser quasi therapeutische Anspruch, hier und jetzt Veränderungen der Psyche des einzelnen zu erzwingen, das war sicher falsch.
Die Schwierigkeit dabei ist nur, daß in dem Maße, in dem man sich jetzt mehr von solchen Fragen wie: kann ich mich auf den verlassen, will ich mich auf den einstellen, versteh ich ihn, mag ich ihn, leiten läßt, doch die Strukturen einer Ingroup sich in der Wohnung niederschlagen. Also das Positive ist zweifellos, daß die subjektive Entfaltungsmöglichkeit und das Verständnis untereinander entschieden größer geworden sind, daß auch die Stabilisierungsfunktion, die so eine Wohnung haben kann, viel stärker geworden ist, da ja die Individuen in schwierigen Situationen sich untereinander viel mehr unterstützen, als das früher der Fall war. Auf der andern Seite aber besteht die Gefahr, daß man bei dieser subjektivistischen Weise der Auswahl politische Ansprüche preisgibt, z. B. den Anspruch, daß Aktionen diskutiert werden, und zwar programmatisch diskutiert werden und nicht nur, wie sich's gerade aus den politischen Ereignissen ergibt, davon sind wir halt doch etwas abgekommen. Und ein Gefahrenmoment liegt auch darin, daß bei diesen Individuen, wenn sie sich jetzt nur auf der Basis von Sympathie und Verständnis treffen, bestimmte Macken einfach stabilisiert werden, weil man sich dann wirklich nur noch an wechselseitigen Bestätigungen ausrichtet und die Veränderung von individuellen Geschichten überhaupt nicht mehr ins Auge faßt, so daß sich dann bei den einzelnen undiskutiert und unkorrigiert gewisse unsoziale Lebensformen verfestigen können...

> Gegen die Eigenliebe kann man nichts haben, wenn sie sich nicht gegen andere richtet. Wohl aber kann man gegen den Mangel an Eigenliebe etwas haben. Schlechte Zustände kommen sowohl von der Eigenliebe der einen wie von dem Mangel an Eigenliebe der andern. Wer sich nicht genug liebt; wer sich nicht die Mittel verschafft, die ihn liebenswert machen...; wer sich nicht die Pflege erkämpft, daß er nicht als ein Räudiger herumhockt – der verpestet das Gemeinwesen mit seinem Elend...
> Will man eine Eigenliebe haben, die sich nicht gegen andere richtet, dann muß man einen Zustand suchen, der eine solche richtige Eigenliebe erzeugt...
> *Bertolt Brecht, »Me-ti«*

Eine Gefahr ist auch die Abschließung der Wohnung gegen die Außenwelt, ich meine jetzt nicht den Stadtteil oder die sogenannte Nachbarschaft, da hatten wir zwar am Anfang einige Schwierigkeiten, wir wurden als Kommunisten beschimpft und in Kneipen angepöbelt, aber inzwischen sind wir voll integriert, vom Gemüsehändler bis zum Postboten haben

eigentlich alle so ein wohlwollend-staunendes Verhältnis zu diesen vielen jungen Leuten in dem Haus unter lauter Rentnern – dieses Sich-Abschließen zeigt sich daran, daß wir, und das liegt sicher an der Situation dieser spezifischen Wohngemeinschaft, also der Überzahl der Frauen, daß diese Frauen alle eine sehr kritische, wenn auch unterschiedlich kritische Einstellung gegenüber den Männern haben, d. h. den Männern, die reinkommen in die Wohnung und nicht direkt der Freund von einer von uns sind, oder überhaupt gegenüber fremden Individuen, die nicht irgendwie eingeführt werden über jemand, wo man sagen kann, gut, das ist der Freund von dem oder die Freundin, oder der mag den oder findet den eben interessant, sondern die aus irgendwelchen Zufälligkeiten hereingeschneit kommen, da zeigt sich zunehmend eine bestimmte Starre oder Sperre.
Nun muß man natürlich dazu sagen, daß neun Leute, die relativ eng zusammen leben, eine ungeheure Anforderung an den einzelnen darstellen, das schafft Spannungen und verlangt Energien, die so groß sind, daß man sich auf die unglaublich vielen neuen Leute, die in die Wohnung kommen, wirklich nicht mehr einstellen kann. Das liegt aber auch daran, daß wir inzwischen fast alle Examen gemacht haben und berufstätig sind, weshalb sich der Kraftaufwand, den man der Wohnung widmet, notwendig verringert hat, einfach aus Zeitmangel. Das ist übrigens auch eine Forderung, die an jemand gerichtet wird, der in die Wohnung einzieht: er muß wissen, was er arbeitet – ganz im Gegensatz zu früher, denn früher hat das, was die Leute, mal abgesehen von politischen Zusammenhängen, gearbeitet haben, eigentlich keine Rolle gespielt, während das heute zunehmend in den Vordergrund rückt, nämlich daß der einzelne einen Arbeitsbereich haben sollte, der für ihn und die anderen überschaubar und bestimmend ist, weil wir uns heute nur sehr schwer vorstellen können, daß da jemand ist, der gar nichts tut. Das ist sicher auch eine Form von Intoleranz, ich weiß gar nicht, ob ich das so furchtbar gut finde, aber das hat sich halt nach den Erfahrungen der letzten Zeit irgendwie herausgebildet, so daß auch die Leute, die tatsächlich nur so herumgeflippt sind, alle ausgezogen sind, weil die Lebensweisen einfach zu konträr waren und man sich gegenseitig nur auf die Füße trat.
Also durch die Tatsache, daß jetzt alle arbeiten, hat sich die Wohnung bestimmt stabilisiert, es haben sich gesicherte Beziehungen zwischen den Individuen ausgebildet, die die einzelnen in persönlichen Krisen, sei's im Beruf oder in den Beziehungen mit Freunden, ungemein unterstützen und so fast Familienfunktionen übernehmen; aber es haben sich damit auch Verfestigungen eingestellt, die sich ausdrücken z. B. in einer gewissen Intoleranz gegenüber Leuten, die von außen kommen. Das zeigt sich immer dann, wenn mal wieder jemand auszieht (die Wohnung besteht inzwischen aus fünf, sechs entschiedenen Leuten, die zusammenwohnen wollen, wäh-

rend die übrigen mehr oder minder fluktuieren), d. h. jedesmal wenn es darum geht, daß ein neuer Genosse oder eine neue Genossin einzieht, da fängt man dann so an zu mäkeln; also der kommt da rein und setzt sich hin, der arme Mensch, und erzählt jetzt acht oder neun Leuten, was er für Vorstellungen hat, preist sich an wie warme Semmeln, wie gut er hier reinpassen würde, so ein bißchen ein Charakteraufsatz, und wir gucken da mal, naja, so toll ist das ja wohl nicht, dann geht er wieder weg und man unterhält sich über ihn und sagt, das hat mir eigentlich nicht so gefallen, wie der über das-da geredet hat, wie fandest du's denn, auch nicht so toll, naja, lassen wir's; also gut, kommt der nächste, und der wird auch so betrachtet – da zeigt sich eine bestimmte Immobilität, weil man einfach zu faule Erwartungen hat. Und wenn jemand einigermaßen in diesen Schuh paßt und dann eingezogen ist, ist er auch erst mal unten und muß sich einfügen, sich anpassen an die Normen, die in der Wohnung bestehen, zum Teil ganz unreflektiert und undiskutiert. Nach welchen Gesetzmäßigkeiten sich das abspielt – einige haben sich angepaßt, andere nicht, bei einigen klappt's, bei anderen nicht – kann man schwer bestimmen, weil manche nur ein Jahr oder nur ein halbes bleiben. Das halte ich aber generell für keinen Nachteil, weil das, was ich vorhin über die Abschließung, die Verhärtung der Wohnung gesagt habe, durch diese Fluktuation doch etwas neutralisiert wird, und auch die Stabilität, die die Wohnung inzwischen gewonnen hat, sollte nicht so mißverstanden werden, als ob es quasi familiale Strukturen gäbe, die Ewigkeitswert haben.

Ich würde wirklich sagen, es ist überhaupt kein Nachteil, wenn alle zwei Jahre in der Wohnung ein Wechsel eintritt, das ist die eine Seite. Die andere Seite ist, daß mit der Berufstätigkeit und einer gewissen Form von Erwachsenwerden, womit ich meine, daß man nicht jeden Tag das Gefühl hat, man könnte morgen alles ändern, sondern daß bestimmte Bahnen erst mal vorgegeben sind – daß mit diesem Erwachsenwerden sich auch der Status der Wohnung verändert hat, daß nämlich nicht jeder glaubt, er kann morgen wieder ausziehen, und sich auch so verhält. Das war eine Zeitlang, glaub ich, auch das Problem in der Wohnung, daß wir alle mit dem Bewußtsein da rumsaßen: wenn mir's nicht paßt, geh ich morgen weg – also diese ausgeflippte Konsumhaltung, die alles anders haben möchte und dabei nur verhindert, daß man bestimmte Konflikte offensiv diskutiert und so diskutiert, daß sich die Dinge auch ändern. Wofür ja bei den einzelnen Individuen gar nicht die Notwendigkeit bestanden hat. Diese Diskrepanz zwischen der hochgespannten Veränderungsabsicht und der mangelnden Bereitschaft, wirklich etwas dafür zu tun, die hat jetzt doch abgenommen...

> Die tendenzielle Auflösung aller isolierten Beziehungen zwischen Menschen – Beziehungen, wie sie die Institution der Ehe und Familie erzwingt – bedeutet auch eine bewußte Zerstörung der Normen, die heute das Verhalten zwischen Mann und Frau regeln ... [Es gilt,] ein »Gegenmilieu« zu schaffen, das die Menschen die Maßnahmen der Gesellschaft überstehen läßt und zugleich die notwendigen Bedingungen bereitstellt, mit neuen Formen von sozialen Beziehungen zu experimentieren: aus der Gegenwelt gegen den Ichverlust und die Atomisierung der Menschen in dieser Gesellschaft muß sich eine inhaltliche Praxis entwickeln, die uns erlaubt, den Kampf überhaupt als den langen Marsch durch die Institutionen zu führen.
> *Karin Schrader-Klebert, »Die kulturelle Revolution der Frau«*

Was ich hier mal einfügen muß: wenn ich immer *die* Wohnung und *wir* sage, dann ist das eine nicht ganz richtige Beschreibung, weil diese neun Leute, manchmal auch acht oder zehn, ja nicht ein Kollektiv sind in der Weise, daß sie alles zusammen machen, gemeinsam bereden, gemeinsam erfahren; sie haben auch kein Gruppen-Ich ausgebildet, das die individuellen Ichs nivelliert, sondern ganz im Gegenteil: die Bedürfnisse, Stimmungen, Schwierigkeiten der Einzelnen teilen sich den anderen sehr unterschiedlich mit, es gibt also Gruppenbildungen innerhalb der Gruppe oder Beziehungen innerhalb der Gruppe, die können kontinuierlich und relativ intensiv sein, aber sie können auch wechseln, und das tun sie eigentlich ständig; d. h. es gibt Zeiten, da können sich zwei nicht ausstehen, und es gibt Zeiten, da lieben sie sich heiß und innig, so entstehen immer neue Konstellationen und das hat natürlich Konsequenzen, etwa die, daß es Momente von Eifersucht innerhalb der Gruppe gibt, die sich vielleicht in ganz handfeste Aggressionen umsetzen. Das alles ist in meinem »wir« enthalten, und andererseits gehört zu diesem »wir«, daß diese Menge von Leuten es möglich macht, in einer intensiven Weise miteinander zu verkehren, aber auch wieder nicht zu intensiv – ich meine das so: seit die zwei Wohnungen praktisch zusammenwohnen, haben sich die Verhältnisse der Individuen zueinander verändert, einfach mit der Anzahl der Leute, und wir haben hin und wieder überlegt, ob wir die Wohnungen nicht doch wieder trennen sollen, weil sich Konflikte einfach häufen, aber ich bin eigentlich nicht dafür, weil mein Verhältnis zu den Leuten in der Wohnung, wo ich wohne, sich grundlegend verändern würde, wenn die andere Wohnung nicht wäre; das würde eine größere Intensität der Beziehungen bedeuten, auch eine Andersartigkeit der Beziehungen, wenn es jetzt nur vier oder fünf Leute wären, die miteinander verkehren, da würde man möglicherweise in einen Sog oder Clinch geraten, während bei acht bis zehn Leuten – gewiß, das ist eine zweischneidige Sache, so viele Leute, für manchen ist's die blanke Überforderung, der hat den Eindruck, es sind einfach zu viele, auf die ich mich einstellen muß, auf die ich mich beziehen muß, mit denen ich tagtäglich konfrontiert werde, aber andere, zu denen

ich gehöre, die finden die Konstellation deshalb gut, weil sie auch wieder eine gewisse Offenheit hat, weil gerade die Vielzahl und Vielfalt der Leute, die da wohnen, einem die Chance bietet, aus bestimmten Bornierungen herauszukommen oder bestimmte Ängste zu überwinden, ganz konkret z. B. in Krisensituationen, sei's beim Examen oder bei Schwierigkeiten mit dem Freund oder der Freundin, was weiß ich – man kann bei diesen neun Leuten, eben weil es so viele sind, relativ sicher sein, daß man immer jemand findet, dem es möglich ist, sich gerade jetzt auf die eigene Situation einzustellen und einem zu helfen, und das schafft halt im Ganzen ein Klima von Solidarität, sozusagen mit verteilten Lasten, und von emotionaler Sicherheit für den Einzelnen, das ihm hilft, sich zu stabilisieren, und das heißt auch: sich mal gegen die andern durchzusetzen, sich gegen sie abzugrenzen, mit eingespielten Verhaltensweisen zu brechen oder mit Rollenzuweisungen, die so unter der Hand entstehen. So gab es bei uns zeitweilig ganz traditionelle Rollen wie »die Mutter«, die für alle ihre Lieben zuständig war, selbst aber nie der Hilfe bedurfte, oder »das Kind«, das unentwegt überwacht werden mußte und sehr viel Nachsicht verlangte, oder »der Sündenbock«, der für jeden Gruppenkonflikt die Ursache abgab, und so weiter: die Stabilen, die Labilen, die Praktischen, die Intellektuellen – das hat sich geändert, wenn auch langsam und verbunden mit leidvollen Erfahrungen, denn an solche Rollenzuweisungen gewöhnt man sich schnell, an denen hängt man fast, weil sie alles so übersichtlich machen. Bei mir z. B., da meinten alle lange Zeit, ja, die ist stabil, die kann arbeiten, die hat einen festen Freund und so, doch als dann das Examen kam, ist das Bild von mir als stabiler Person zusammengebrochen, man konnte sich in bestimmten Situationen nicht mehr an mich wenden, sondern sah, daß ich selbst Unterstützung brauchte: das schuf eine neue Konstellation in der Gruppe. Oder wenn mal einer ausbricht: das paßt mir alles nicht mehr und so, dann zwingt er die andern zur Reflexion auf ihre eigene Rolle.

Gewiß, es gibt bei uns immer noch Dominanzen, auch falsche Zuweisungen und Einschätzungen, aber das wechselt, was auch erleichtert wird durch den stetigen Wechsel in der Zusammensetzung der Gruppe. Das Entscheidende dabei ist, wie gesagt, das Klima von Verständnis, die Erfüllung bestimmter Sicherheitsbedürfnisse, d. h. daß man sicher gehen kann, daß der andere einem nicht das Wasser abgraben will – unter dieser Bedingung sind dann auch Veränderungen des eigenen Verhaltens möglich, die über den Kopf laufen, also über kognitive und verbale Prozesse, und das ist etwas, was z. B. eine Selbsterfahrungsgruppe nicht bieten kann oder bestenfalls kurzfristig, in einem künstlich geschaffenen Moratorium anstatt in einem relativ stabilen Lebenszusammenhang, wie eine Wohnung ihn darstellt. Zumindest wir Frauen haben das weitgehend geschafft,

während die Männer da gewisse Schwierigkeiten haben und oft auch fallengelassen werden ...

> Ja, das kann nicht mehr so bleiben,
> 's ist entsetzlich, was sie treiben.
> *Raimund*
> Die Axt im Haus ersetzt den Zimmermann.
> *Volksmund*

Die Männer in unserer Wohnung? Die sind eine Art respektierte Minderheit, respektiert im Vergleich zu »fremden« Männern, die meistens einer recht massiven Kritik und Frotzelei ausgesetzt sind, wenn sie in die Wohnung kommen, weil die Erfahrungen, die man selbst in seinen Beziehungen mit Männern gemacht hat, natürlich angereichert und vertieft werden durch die Erfahrungen, die die anderen gemacht haben, daraus entspringt dann eine offensive Abwehrhaltung den männlichen Wesen gegenüber, von der die Männer in der Wohnung aber grundsätzlich ausgenommen sind, selbst an Punkten, wo es eigentlich nicht richtig ist, wo man durchaus mal hätte sagen können, also das ist ja auch nicht grade schön, wie du dich der-und-der gegenüber verhältst, daß du da deine Rolle als Mann so ausspielst ..., aber vor solcher Kritik bleiben die verschont. Vielleicht muß man sagen: ihr Status »als Person« ist unangetastet, ihr Status »als Mann« aber gebrochen, d. h. wir vergessen häufig, daß es sich um Männer handelt, sie werden doch mehr als neutrale Wesen behandelt, wenn wir z. B. beim Abendessen in einer sehr spöttischen und oftmals diffamierenden Weise über Männer reden und dabei vollkommen vergessen, daß ja einer am Tisch sitzt, was uns bei einem anderen, der da reinkäme, nicht passieren würde, den würde man sich gleich als Opfer vorknöpfen; also es gibt so ganz bestimmte zynische Verhaltensweisen und Sprüche, wie sie früher eigentlich nur die Männer gegenüber den Frauen hatten, das ist jetzt umgekehrt, aber wir realisieren oft gar nicht, daß ein Betroffener dabei ist, und der wehrt sich auch nicht dagegen, der geht höchstens raus, sagt dann vielleicht, wenn ihr nochmal so von 'nem schnuckeligen Typ redet, dann schlag ich das Geschirr zusammen, aber das passiert dann halt nie. Und sicher macht es denen auch zu schaffen, daß alle andern Leute sich fragen, wie halten die das aus, was dann dazu führt, daß sie mitunter typische Männerattitüden an den Tag legen, die eigentlich gar nicht ihre Art sind, sonst wäre es sowieso undenkbar, daß sie sich bei uns Frauen halten können, aber hin und wieder kriegt eben einer das Gefühl, er müßte jetzt einen trinken gehn, sucht sich also einen Mann und sagt schulterklopfend: jetzt gehn wir Männer einen saufen, da dürfte man als Frau nie sagen, ich geh mit, d. h. man dürfte es schon sagen, aber dann würde man glatt abgewiesen, denn jetzt müssen die *Männer*

in die Kneipe ziehen, auch wenn sie sich zu Tode dabei langweilen, das macht nichts.
Solche Gegenreaktionen bilden sich da aus, und das charakterisiert schon das, worauf ich hinauswollte: die Stabilisierungsfunktion, die die Wohnung für uns Frauen hat, die hat sie sicher nicht im selben Maße für Männer, schon weil wir die Anstrengung, uns in deren Probleme hineinzudenken – und das ist tatsächlich eine Anstrengung, da uns die »männliche« Psyche doch relativ fremd ist – nicht freiwillig auf uns nehmen. Etwa bei Arbeitsschwierigkeiten oder vor einer Prüfung, da haben wir ja alle das gleiche Problem, aber vom Mann erwartet man das irgendwie nicht, er zeigt es auch nicht so, der kann wochenlang mit dieser Schwierigkeit rumlaufen und keine stellt es fest, d. h. man stellt schon fest, der ist ein bißchen knurrig, macht mal wieder auf depressiv, aber es tangiert einen im Grunde nicht, während sonst in der Wohnung, wenn da eine bedrückt scheint, dann wird das doch zum Problem von allen, das spürt eben jede und beschäftigt sich damit, denkt zumindest darüber nach, was man da tun könnte, während man beim Mann zwar was sieht, aber wenn man merkt, das kommt nicht gleich, er präsentiert einem nicht gleich das Ganze auf'm Tablett, dann fragt man auch nicht mehr, und das hat natürlich was mit seiner Männerrolle zu tun; aber es hat auch was mit der ungleichen Verteilung von Männern und Frauen in der Wohnung zu tun, und deshalb scheint es mir auch nötig, daß mindestens noch ein Mann einzieht: das ist auf die Dauer sicher ein unhaltbarer Zustand, sieben zu zwei, der es uns auch viel zu einfach macht, uns vor der Auseinandersetzung mit Problemen mit Männern zu drücken, und da lernen wir auf die Dauer auch nichts (mit den Männern, die man außerhalb kennt, hat man ja ganz andere Kontakte). Oder man müßte für die Zukunft ins Auge fassen, daß grundsätzlich nur noch Frauen mit Frauen und Männer mit Männern zusammen wohnen, was ich ziemlich borniert fände.

> Sind die Institutionen gut, muß der Mensch nicht besonders gut sein. Freilich ist ihm dann die Möglichkeit gegeben, es sein zu können. Er kann frei, gerecht und tapfer sein, ohne daß er und andere zu leiden haben.
> *Bertolt Brecht, »Me-ti«*

Aber was ich vorhin sagen wollte mit »wir Frauen haben das geschafft«: ich glaube, es ist kein Zufall, sondern liegt an dieser Überzahl der Frauen, daß die Wohnung ihre Stabilisierungsfunktion gewonnen hat und einen möglicherweise davor bewahrt, in so ganz clinchartige Zweierbeziehungen zu fallen, indem sie auch korrigierend in Beziehungen eingreift – vielleicht nicht direkt eingreift, vielmehr durch ihre bloße Existenz ein größeres Maß an Unabhängigkeit bietet, bestimmte Bedürfnisse nach emotionaler Sicherheit befriedigt und die alten Ängste abbaut, plötzlich allein, ohne

Freund dazustehen. Da drängt sich euch vielleicht wieder der Vergleich mit der Familie auf, aber ich meine, der Unterschied liegt einfach in der Struktur; so eine Familie ist doch letztlich ein Zwangsverband, während die Wohngemeinschaft gerade Zwänge aus der familialen Sozialisation abbauen will, um neue Formen des Zusammenlebens und der Erfahrung auszuprobieren – was nicht ausschließt, daß sie auch so etwas wie soziale Kontrolle ausübt, die der Einzelne vielleicht als Einschränkung empfindet. Also angenommen, man hat da jemand kennengelernt und bringt den mit in die Wohnung, schön, der kann schon mal mit einem hohen Maß an Wohlwollen rechnen, aber da geht's mir manchmal heute noch so, daß ich den mit einer gewissen Ängstlichkeit präsentiere, weil ich befürchte, die andern werden ihn nicht akzeptieren, und wenn sie ihn nicht akzeptieren, ist es ungeheuer schwer, sich gegen diese öffentliche oder eher interne Meinung durchzusetzen; das wäre also eine spezifische Form der sozialen Kontrolle durch die Wohnung, die nicht unbedingt der eigenen Befreiung dient. Und wenn man z. B., weil der Partner keinen Kontakt zur Wohnung findet, weil die andern ihn nicht mögen oder er sie nicht mag, wesentliche Teile seines Tages außerhalb verbringt, dann hat das bestimmte Konsequenzen, einfach deshalb, weil man bei der wenigen Zeit, die man sich sieht, wenn man so zwei, drei Wochen draußen ist, manche Kontakte verliert, nicht mehr mitkriegt, wie's den andern geht, welche Schwierigkeiten aufgetreten sind, und da bildet sich dann eine Außenseiterrolle heraus, die für die Betreffende schwer zu ertragen ist, weil sie das schon zu spüren kriegt.

Aber das wird, anders als in der Kleinfamilie, auch wieder korrigiert durch die Vielzahl der Leute in der Wohnung und die Vielfalt ihrer Beziehungen; da gibt's ja nicht so etwas wie eine Instanz oder Autorität, die mit Liebesentzug drohen könnte. Allerdings, das muß man sagen, sind nicht alle gleichermaßen in der Lage, ihre Interessen so offensiv gegen die andern durchzusetzen, daß sie Land gewinnen, sondern sehen sich in ihrer Bewegungsfreiheit manchmal eingeschränkt, z. B. in der Frage des Essens: wir essen, wie gesagt, jeden Tag zusammen, entweder in der einen oder in der andern Wohnung, wer halt grad mit Kochen dran ist, aber nun gibt's ja Situationen, da will man auch mal andre Leute einladen, schön, dann sind's zwölf oder dreizehn, und da ist das Essen einfach nicht mehr angenehm, besonders für Gäste, die das nicht gewöhnt sind oder die etwas schüchtern sind, die fühlen sich schlicht überfordert, wenn sie plötzlich mit so vielen Leuten am Tisch sitzen müssen, und das hat bei einigen von uns dazu geführt, daß sie einfach keine Freunde mehr einladen, sondern sie nur außerhalb treffen und darunter leiden, anstatt daß sie – und das meinte ich mit der Durchsetzung von Interessen – Lösungen innerhalb der Wohnung suchen; die Wohnung ist ja groß genug, da könnte man sich

irgendwohin verziehen mit seinen Gästen, z. B. in die andere Küche, und die Tür hinter sich zumachen, aber die wagen das nicht, die meinen, wenn Besuch kommt, dann müsse der für alle dasein, obwohl sicher keiner in der Wohnung sauer wäre, wenn einer sagte, wir bleiben jetzt unter uns; es ist ja nicht so, daß da tatsächlich Kontrollen ausgeübt werden oder ein Kollektivzwang herrscht – gut, wenn das dauernd passieren würde, dann würde man sich nach 'ner Weile mal fragen, was da los ist, ob das an dem liegt oder an einem selbst, aber generell würde jeder einsehen, daß man nicht unentwegt mit allen zusammensein kann und muß... Wir haben nämlich durch Diskussionen herausgefunden, daß sich hier manche Verhaltensformen und Reaktionsweisen auf spezifische Familiensituationen zurückführen lassen, d. h. daß Zwänge der Kleinfamilie, aus der es kein Entkommen gibt, sich unter anderen Vorzeichen in der Wohngemeinschaft reproduzieren können, solange sie unbewußt bleiben.

> Die leichte Taube, indem sie im freien Fluge die Luft teilt, deren Widerstand sie fühlt, könnte die Vorstellung fassen, daß es ihr im luftleeren Raum noch viel besser gelingen werde. Ebenso ...
> *Kant, »Kritik der reinen Vernunft«*

Ihr fragt nach dem »Privatleben« in der Wohnung? Da muß ich passen, weil bei Leuten, die ich mag, diese Frage bei mir überhaupt nicht auftaucht. Gut, du hast mal das Bedürfnis, dich abzusondern, die Tür hinter dir zuzumachen und allein zu sein, auch wenn du nicht gerade arbeiten mußt, und das kannst du auch jederzeit machen. Oft wird ja die Tür aufgelassen, aber wenn sie zu ist, weiß eben jeder, da platzt du nicht einfach rein, da klopfst du lieber an; inzwischen kennt man sich auch so gut, daß man voneinander weiß, wann man reinkommen kann und wann nicht, z. B. wenn man Besuch hat oder mit einer anderen was zu bereden hat, – das hat sich irgendwie eingespielt, so daß es die Unterscheidung von Privatleben und Wohnungsleben für mich nicht mehr gibt. Aber ich weiß, daß das bei anderen schon noch eine Rolle spielen kann, daß sie z. B. allein in ihrem Zimmer frühstücken wollen, das kann man natürlich, das wird nicht sanktioniert, aber in bestimmten Situationen ist es eben doch ein Affront; damit demonstriert die Betreffende dann ihr »Privatleben«, und das hat immer etwas mit ihrem Verhältnis zur Wohnung zu tun, es ist, glaub ich, in den meisten Fällen eine Reaktion auf Konflikte, die es vorher in der Wohnung gab, wo man dann sagt, Schluß jetzt, ihr könnt mich mal... Wie gesagt, für mich gibt's dieses Problem eigentlich nicht, obwohl mir diese Gruppenöffentlichkeit oder wie man's nennen will früher (ich war ein extremes Einzelkind in einer Kleinfamilie) wie der blanke Terror erschienen wäre. Und wenn da mal Konflikte auftauchen – du kriegst vielleicht Besuch von einem Freund, der die anderen auch mag, und da macht

der erstmal bei denen die Runde, quatscht so herum, darüber wird es immer später, du mußt ja morgens wieder früh heraus und denkst, jetzt hat man nur so wenig Zeit und die wird noch für die anderen verwendet, und bist dann sauer auf die – das sind aber eigentlich marginale Konflikte, glaub ich, die sprechen nicht gegen diese neue Form von Wohnen, wo wirklich Veränderungen von individuellen Geschichten stattfinden ...

> Das bürgerliche Interieur ... mit seinen riesigen, von Schnitzereien überquollenen Büfetts, den sonnenlosen Ecken, wo die Palme steht, dem Erker, den die Balustrade verschanzt, und den langen Korridoren mit der singenden Gasflamme wird adäquat allein der Leiche zur Behausung. »Auf diesem Sofa kann die Tante nur ermordet werden.« Die seelenlose Üppigkeit des Mobiliars wird wahrhafter Komfort erst vor dem Leichnam ...
> *Walter Benjamin, »Einbahnstraße«*

Vielleicht zielt aber die Frage nach Privatbereich und Intimsphäre in der Wohnung noch auf was anderes: Privatbesitz und so? Schön, wenn man davon ausgeht, daß die Wohnung eine Art Öffentlichkeit darstellt, dann ist doch – außer den allgemeinen Einrichtungen wie Küche, Bad, Gemeinschaftsraum – jedes Zimmer primär das Zimmer dessen, der darin wohnt, und wird auch als der Bereich dessen, der dort wohnt, respektiert, d. h. er kann da wirklich machen, was er will, und wenn er sich, was weiß ich, das ganze Zimmer voll Palmen oder voll Pappeln stellt, dann ist das erstmal seine Sache; der andere sagt vielleicht was dazu, das gefällt mir oder das gefällt mir nicht, aber er reibt sich nicht dran. Im Grunde hat ja auch jedes Zimmer etwa die gleiche Ausstattung, insofern in jedem Zimmer steht, was der Einzelne braucht, also ein Bücherregal, ein Schreibtisch, ein Bett, ein Schrank; dann gibt's vielleicht noch ein paar zusätzliche Möbel, je nachdem, welchen Komfort der einzelne braucht oder welche Vorlieben er hat, aber nicht so, daß sich der eine einen Salon eingerichtet hat und der andere schläft auf der Matratze, es sei denn, der wollte das so, sondern es hat sich – zumindest in dieser Wohnung, aber das sehe ich auch in anderen Wohngemeinschaften – ein bestimmter Standard herausgebildet, und obwohl jedes Zimmer deutlich das Gepräge seines Bewohners trägt, viel mehr als z. B. in kleinbürgerlichen Wohnungen, hat sich doch eine gewisse Nivellierung durchgesetzt, und das hat sicher viel mit dem veränderten Verhältnis zu den Dingen zu tun, verglichen mit dem, was wir von der Familie her kennen. Ich z. B. habe einen Teppichboden, einen verflixt unpraktischen hellen, den hab ich am Anfang auch sehr geschätzt, ich fand den ganz großartig und da durfte kein Fleck drauf gemacht werden, aber wenn nun Feste stattfinden oder man abends noch zusammenhockt, mal in dem Zimmer und mal in jenem, leiden natürlich bestimmte Möbel Schaden, besonders so ein heller Teppich, da kam Rotwein drauf und so, was mich zuerst unglaublich geärgert hat, geb ich zu, aber inzwischen –

ich finde das zwar noch immer nicht schön, daß da so viele Flecke drauf sind, aber es hat sich doch eine gewisse Gleichgültigkeit eingestellt in dem Verhältnis der Leute zu ihren Möbeln, oder besser eine Orientierung an den Gebrauchswerten der Dinge, die werden einfach nicht mehr so besetzt und nicht mehr so respektiert. Obwohl es da wieder Unterschiede gibt: wenn z. B. einer ganz viele kostbare Dinge in seinem Zimmer hätte, wie Rosenthal-Porzellan oder Seidenpolster oder so Zeug, dann würde das nicht als Wohnkomfort gelten, sondern im Gegenteil, es würde das Wohnen unkomfortabel machen, weil man dann unentwegt aufpassen müßte, und das würde sicher auch den Spott und den Ärger der Genossen hervorrufen, während wenn jetzt einer einen Gegenstand, ob kostbar oder nicht, besetzt hat, weil er an ihm hängt, oder wenn auf seinem Schreibtisch immer eine bestimmte Ordnung sein muß, ohne die er nicht arbeiten kann, dann wird das respektiert; allerdings dürfen solche Vorlieben nicht über ein gewisses Maß von Schrulligkeit hinausgehen, denn wenn sie zum Terror gegenüber den anderen werden, dann wird doch versucht, das abzubauen. Ich glaube aber, daß hier im Lauf der Zeit eine Entkrampfung stattgefunden hat, was solche persönlichen Macken betrifft; da sind Leute eingezogen mit kompletten Servicen und fanden es ganz furchtbar, wenn der erste Teller zerbrochen ist, aber als dann der dritte oder vierte dahin war, war's irgendwann nicht mehr wichtig, da weiß man halt, wenn ich an so 'nem Zeug hänge, dann schaff ich's in den Keller, hol's einmal im Jahr raus, wenn ich unbedingt mal gepflegt essen will, aber sonst geh ich nicht damit um.

Da hat sich wirklich eine gute und sinnvolle Funktionalität durchgesetzt, die durchaus ausbaufähig wäre, was z. B. die Bücher angeht: es ist ja völlig unsinnig, daß neun Leute immer dieselben Bücher kaufen, ich mein jetzt Bücher, die man mal so liest, wie den Duhm oder den Richter, und da gibt es auch schon einen Austausch bei uns, ähnlich wie bei einigen Kleidungsstücken, aber das könnte man noch erweitern, daß man z. B. sagt, bestimmte Zeitschriften oder Standardwerke oder Gesamtausgaben, wie den Marx oder den Freud, die sollte man gemeinsam kaufen, weil's einfach billiger und sinnvoller ist. Das wäre vielleicht über Jahre hin zu planen, und das gilt auch für die Autos: sechs von uns haben ein Auto, und jetzt soll noch eins dazukommen, aber das ist doch völlig beknackt, neun Leute und sieben Autos – darüber wird jetzt sicher auch eine Diskussion stattfinden, daß es einfach unsinnig ist, daß jeder sein eigenes Auto hat, man könnte die Autos doch gemeinsam besitzen und pflegen und nach Bedarf verteilen; schließlich werden sie auch heute schon ziemlich freizügig von allen benutzt, es ist ja nicht mehr so wie früher, wo man sein Auto wie einen Fetisch behandelt hat und es schon als einen Einbruch in die Intimsphäre empfand, wenn mal ein anderer damit fuhr: solche Zwänge haben

sich mit der Zeit bei allen abgebaut, wer was braucht, was man selber gerade nicht braucht, der kriegt's, das macht keine Schwierigkeiten mehr – auch deshalb, weil wir heute viel mehr als früher auf die Erhaltung von teuren Gebrauchsgegenständen achten.
Alle diese Veränderungen mit den Möbeln und den Gebrauchsgegenständen oder mit der Öffentlichkeit und der Intimsphäre in der Wohnung sind so langsam und stetig eingetreten, daß ich sie heute kaum noch nachvollziehen kann oder nur durch den Kontrast, wenn ich in andere Wohnungen komme, zu Leuten, die in Ehen oder alleine leben; da finde ich dann manches komisch, was für die ganz normal ist, und umgekehrt. Bei meinen Eltern ist mir's schon passiert, daß ich sagte – die wollten also irgendwohin und das Auto war kaputt, aber vor der Tür stand der Wagen ihrer Freunde von nebenan, und da sagte ich schlicht, nehmt doch den, na, die guckten mich ganz entgeistert an, was für 'ne absurde Idee! Oder wenn man zu Kollegen kommt, dieses abgezirkelte Gehabe, daß man z. B. beim Essen am Tisch sitzt und sich dann vom Tisch in die Sofaecke bewegt, um den Kaffee einzunehmen, und daß prinzipiell in solchen Fällen die Frau das Essen aufträgt und wieder abdeckt und der Mann sich inzwischen unterhält; oder gerade auch bei so »modernen« Paaren, die sich anheischig machen, dem Zug der Zeit zu folgen, was sich dann darin ausdrückt, daß es kein geheiligtes Wohnzimmer und Schlafzimmer mehr gibt, sondern jeder sein eigenes Zimmer hat, aber die Frau eben meist das kleinere Zimmer und den mickrigeren Schreibtisch und das lächerlichere Bücherregal, dafür einen schönen großen Schminktisch, und dann wird das Photoalbum hervorgeholt mit den Bildern vom letzten Urlaub, wie die Frau da so in Italien rumsteht, also da kriegst du keine Luft mehr!
Ich glaube, die Sterilität und Hygiene dieser Wohnungen, und da hat das Revoltieren gegen Sauberkeit wirklich seine Berechtigung, ist einfach der Niederschlag der Art und Weise, in der diese Leute miteinander umgehen. An diesem Kontrast merke ich, was ich inzwischen alles gelernt habe, so daß ich mir selbst in den größten Krisensituationen in der Wohnung schwöre: so willst du nie mehr leben!

> Die Konsumgesellschaft läßt nicht nur das Gespenst einer ökonomischen Revolution, sondern auch das einer Kulturrevolution erstehen: einer neuen Zivilisation, in der Kultur kein privilegierter Sektor der gesellschaftlichen Arbeitsteilung mehr ist, sondern die Gesellschaft insgesamt, einschließlich der materiellen Produktion und ihrer Sektoren, in allen Bereichen formt und die herrschenden Werte und Wünsche radikal verändert.
> Es gibt – in ideologischer Form – bereits Ansätze zu dieser Veränderung, nämlich die Gegenbilder und Gegenwerte, mit denen die Neue Linke dem Bild des kapitalistischen Universums widerspricht . . .
> *Herbert Marcuse, »Konterrevolution und Revolte«*

Da gibt es noch einen wichtigen Punkt: wenn ich vorhin davon sprach, daß die Wohnung gewisse Bornierungen zu durchbrechen hilft, meinte ich damit nicht nur Verhaltensformen, sondern auch professionelle Bornierungen. Wir haben bei der Auswahl der Leute, die bei uns eingezogen sind, nie eine bestimmte Berufsrichtung bevorzugt, und das halte ich auch nicht für sinnvoll; die Vorstellung, z. B. nur mit Leuten, die Lehrer sind, zusammenzuziehen, erscheint mir ziemlich abwegig. Schön, auf der einen Seite könnte man dann die Schwierigkeiten, die man hat, leichter bereden, weil jeder die gleichen hat, aber auf der andern Seite sind gerade für die Linken die Schwierigkeiten, denen man z. B. im öffentlichen Dienst ausgesetzt ist, bei allen doch ähnlich, egal ob das Juristen oder Mediziner oder Lehrer sind, und dadurch, daß nun verschiedene Berufe zusammen sind, bietet sich jedem von uns die Chance, soziale Erfahrungen zu erweitern und soziale Realität in einer anderen Weise in den Griff zu bekommen, als wenn man beschränkt bliebe auf die Leute, die man vom Arbeitsplatz oder durch irgendwelche Zufälle kennt. Viele andere Wohnungskonzepte gehen ja davon aus, gemeinsame Arbeit an bestimmten Themenbereichen und in bestimmten Berufsgruppen würde den Wohnungszusammenhang intensivieren und neue Verkehrsformen könnten sich nur entwickeln, wenn man auch in einem gemeinsamen Produktionszusammenhang steht. Das halte ich für falsch, und das ist für mich eine ganz wichtige Erkenntnis, weil ich eine Zeitlang auch dachte, es müßten möglichst Leute aus gleichen Arbeitszusammenhängen zusammen leben, aber ich habe, ganz speziell für mich, für meine eigene Berufssituation erfahren, daß viele sehr wichtige Überlegungen, auch praktische Überlegungen, genau von denen kamen, die nicht Lehrer sind, und überdies bietet die Vielzahl von Leuten aus verschiedenen Berufen die Chance, Distanz zu eigenen Erfahrungen zu bekommen, und damit auch irgendwie die Chance, sich zu verändern. Das ist eine Erfahrung, die wir wohl alle gemacht haben. Es ist gut und ist ja bei neun Leuten auch möglich, wenn einer dabei ist, der das gleiche macht wie man selbst, aber mehr ist, glaub ich, einfach vom Übel. Ich kenne andere Wohnungen, wo z. B. alle Soziologen sind; die haben eine Form von Kommunikation ausgebildet, die keiner mehr versteht, der nicht in dieser Gruppe ist, und zudem ein sehr beschränktes Erfahrungsfeld. Wenn dagegen ganz verschiedene Berufe in einer Wohnung vertreten sind, dann braucht die Arbeitsteilung nicht zu solchen professionellen Idiotismen zu führen, es sei denn, die Wohnung ist eh' schon marode und alle Beziehungen fallen auseinander; sondern sie kann allen neue Möglichkeiten erschließen und – ja verdammt, da stößt man wieder auf das Problem des Zeitmangels: wirklich, je besser es mit der Wohnung klappt, desto deutlicher wird uns, daß man für ein Wohnen, das etwas anderes ist als das Wohnen mit einem Freund oder in der Familie oder allein, daß man dafür

Zeit braucht, nicht weil es so zeitraubend ist, sondern im Gegenteil, weil man viel mehr machen möchte, viel mehr Interessen und Bedürfnisse entwickelt, und da ist es eben für die ganze Wohnung belastend, wenn alle arbeiten müssen und womöglich auch noch Beziehungen außerhalb der Wohnung haben, die sehr okkupierend sind, so daß nur wenig Zeit für die Wohnung bleibt und das Wohnen schließlich zu einer besseren Hotelsituation verkommt.

Was sich nun relativ neu bei uns entwickelt hat, und das ist sicher eine Reaktion auf diesen Engpaß: einige in der Wohnung meinen, daß man jetzt mal anfangen müßte, längerfristig zu planen, längerfristig in der Weise, daß man über ein paar Jahre hinweg – wobei es dann immer noch sein kann, daß man vorher aussteigt – gemeinsame Entscheidungen fällt, z. B. was die Frage des Geldes betrifft: ob man das Geld nicht doch zusammenwerfen und perspektivisch in der Weise planen könnte, daß nicht jeder gezwungen ist, unentwegt zu arbeiten, sondern auch mal ein halbes Jahr aussetzen kann – ob das ginge, müßte man erst noch ausprobieren, ob das Aggressionen hervorruft, wenn jetzt plötzlich einer nichts tut, das weiß man nicht, aber man müßte zumindest mal anvisieren, daß nicht jeder dauernd gezwungen ist, acht oder zehn Stunden am Tag vor sich hin zu malochen, ganz egal was er macht. Das wäre so ein Fernziel, das ich angesichts der Berufssituation für ungemein wichtig halte, darüber ist auch schon diskutiert worden, und das hat den Zusammenhalt in der Wohnung natürlich ganz anders gefördert, als das früher denkbar gewesen wäre, wo man jeden Tag geglaubt hat, man könnte wieder ausziehen, wenn's nicht so lief, wie man sich das ausgedacht hatte im Kopf . . .

> Es wird aber gut sein, wenn ihr nicht in Gedanken eine Wohnung bis auf den letzten Nagel einrichtet, die es dann zu »verwirklichen« gilt. Behaltet euch lieber so viel wie möglich vor. Beim Planen zerstreitet man sich leichter als beim Ausführen und beim Ausführen fällt einem mehr ein als beim Planen. Hütet euch, die Diener von Idealen zu werden; sonst werdet ihr schnell die Diener von Pfaffen sein.
> *Bertolt Brecht, »Me-ti«*

Klaus Laermann
Kneipengerede

Zu einigen Verkehrsformen der Berliner »linken« Subkultur

I

In Westberlin hat sich seit einigen Jahren eine in Europa einmalige »linke« Kneipenkultur entwickelt. Keine der großen europäischen Städte, weder Amsterdam, noch Rom oder London, und auch keine westdeutsche Universitätsstadt, weder München, noch Heidelberg oder Düsseldorf, kennt etwas Vergleichbares.

Das kann seinen Grund nicht allein darin haben, daß die Linke in Berlin zahlenmäßig stärker ist als anderswo, daß hier Läden relativ billig zu mieten sind und daß es keine Polizeistunde gibt. Auch daß man aus Berlin nicht schnell mal raus kann, kein Hinterland als Naherholungsgebiet zur Verfügung hat und also auf Fluchtpunkte in der Stadt angewiesen ist, kann als Begründung für diese Entwicklung nicht ausreichen.

Auffallend ist vielmehr, daß die Ausbreitung der Kneipenkultur einhergeht mit dem Niedergang der Studentenbewegung. Gab es 1968 nur den heute fast legendären »Schotten«, in dem man sich nach den großen Demonstrationen und Teach-ins traf, so ist die Zahl der »linken« Kneipen auch von Kennern der Szene heute kaum mehr zu schätzen. Sie muß weit über Hundert liegen.

Die Kneipe hat seit der Zeit der Studentenbewegung die Verkehrsformen der Berliner Subkultur mindestens so stark geprägt wie die politischen Gruppen und die Wohngemeinschaften. Sie ist zu einer Institution geworden, die (weil sie als solche nicht gilt) ihre normative Kraft unbemerkt entfaltet. In ihr verkehrt das politische Reservoir der vielfach zersplitterten Linken, aber es ist höchst fraglich, ob sie selbst links ist.

Immerhin wird sie von manchen so genannt. Sie reden von »linken Kneipen«, ohne zu sehen, wieviel Unpolitisches oder manifest Reaktionäres sie in eine solche Bezeichnung miteinschließen. Recht aber haben sie zumindest darin, daß die mit der Studentenbewegung entwickelten Verkehrsformen der Neuen Linken, ihre Spontaneität, ihre Freundlichkeit und ihre Toleranz Abweichungen gegenüber, das Verhalten der Leute in den Kneipen entscheidend bestimmt haben. Mittlerweile jedoch ist es schwer zu unterscheiden, wie weit die Linke, die einst diese Mode prägte, nicht selbst zur Mode geworden ist.

II

Wer eine der vielen Kneipen der Berliner Subkultur betritt, ist zunächst irritiert durch eine gewisse Unübersichtlichkeit des Raumes. Denn er kann nicht, wie es in Gaststätten sonst oft möglich ist, von der Eingangstür aus mit einem Blick sehen, wer da ist, sondern er muß, um das festzustellen, erst einmal in die Kneipe hineingehen. Aber er wird für diese leichte Irritation dadurch entschädigt, daß er nicht die bei »bürgerlichen« Lokalen übliche Schwellenangst überwinden muß. Er empfindet nicht das leise Zögern vor dem leeren Raum, den er durchqueren muß, um sich einen Platz zu suchen, während er von allen Seiten angestarrt wird. Er geht entweder rückwärts wieder raus oder er ist gleich mitten drin. Denn es gibt in der Kneipe keinen »leeren« Raum, und wenn es ihn gibt, ist er nicht die scheinbar unüberwindliche Distanz, mit der der Bürger sich in der Öffentlichkeit vor seinesgleichen und dem Rest der Menschheit schützt.

Charakteristisch für die Kneipe ist vielmehr eine gewisse Enge, ein Platzmangel, der es nötig macht, daß immer einige Gäste stehen müssen. Wird diese Enge nicht zumindest stundenweise erreicht, ist eine Kneipe nicht mehr »in«, wirkt langweilig und verödet. Es gibt meist Sitzplätze, aber keine Sitzordnung, die die einzelnen Tische deutlich voneinander trennt.

Wer allein ins Restaurant geht, setzt sich allein an einen Tisch und bleibt allein. Wer dagegen allein in die Kneipe kommt, setzt sich entweder zu anderen, die er kennt beziehungsweise kennenlernen möchte, oder er steht irgendwo herum, bis er jemanden gefunden hat, mit dem er sich eine Weile unterhalten kann.

Wie bei anderen Gaststätten ist die Theke der zentrale Ort innerhalb der Kneipe. Sie nimmt meist ein Viertel des ganzen Raumes ein. Im Unterschied zu anderen Lokalen aber muß, wer in der Kneipe steht, nicht unbedingt an der Theke stehen. Vor ihr bildet sich oft eine zweite und dritte Reihe aus Gästen, die in kleineren Gruppen miteinander reden, sich dann wieder anderen in anderen Teilen des Raumes zuwenden oder sich entfernen. Es herrscht ein so hohes Maß an Mobilität, daß man den Eindruck gewinnt, der ganze Raum der Kneipe sei zur Theke geworden. Kaum jemand von denen, die stehen, hat einen festen Platz, sondern jeder wechselt mehrmals seinen Standort.

Der hohen Mobilität innerhalb der Kneipe entspricht eine große Fluktuation der Gäste. Wenige nur kommen, um bestimmte Leute zu treffen, mit denen sie verabredet sind; die meisten schauen einfach mal rein und wollen eben nur allgemein »Leute« treffen. Passen ihnen die, die da sind, nicht, gehen sie in die nächste Kneipe. Denn ihnen ist es weniger wichtig, daß sie jederzeit kommen können, als daß sie jederzeit wieder gehen können.

Die Zusammensetzung der Gäste variiert zwischen den einzelnen Kneipen.

Obwohl sie insgesamt erstaunlich homogen ist, hat jede von ihnen gegenüber jeder anderen leicht veränderte Standards. Sie werden durch das Kneipenpersonal gesetzt. Es entscheidet zwar bei den relativ selten auftretenden Tätlichkeiten über ein Hausverbot für bestimmte Gäste, aber es nimmt seine Selektionsfunktion zumeist wirksamer dadurch wahr, daß es sich mit einigen Gästen, die dann auch häufiger kommen, auf kürzere Gespräche einläßt und mit den übrigen nur das Nötigste redet. Dadurch hat jede Kneipe neben der Laufkundschaft ihre Stammkunden.

Mit dem Altern der »linken« Subkultur haben sich in Westberlin zwei Arten von Kneipen herausgebildet. Es gibt eine billigere für die 18- bis 25jährigen, die in der Regel unverheiratet sind, und eine teurere für die 25- bis 35jährigen, die über gehobenere Ansprüche bzw. mehr Geld verfügen und meist so aussehen, als seien sie bereits geschieden. Oft ist diese zweite Art von Kneipen von Leuten eingerichtet worden, die mit der ersten soviel Geld verdient haben, daß sie es vor dem Finanzamt in Sicherheit bringen mußten. Es sollen, einem Branchengerücht zufolge, unlängst für ein Lokal, das allerdings in erster Linie als Touristenfalle dient, 750 000 DM aufgewendet worden sein.

Am Altern der Subkultur und an der beschriebenen Zweiteilung des Kneipenmilieus läßt sich ein weiteres Charakteristikum der Berliner Szene ablesen. Offenbar ist es wichtig, daß nicht nur die Gäste nach Alter, sozialer Herkunft und finanziellem Status relativ homogen sind, sondern daß auch die Kneipenbesitzer nicht wesentlich älter sind als die Gäste und aus den gleichen Gesellschaftsschichten stammen. Das erleichtert es ihnen, so zu tun, als seien sie im Grunde gar keine Kneipiers, sondern nur Gastgeber. Richtig daran ist, daß sie durchweg keine Profis aus dem Hotel- und Gaststättengewerbe sind; vielfach handelt es sich bei ihnen um Studienabbrecher oder um Leute, die aus Überdruß ihren Beruf an den Nagel gehängt haben. Aber der Eindruck der Solidarität mit den Gästen, den sie zu erwecken suchen, trügt.

Verlassen kann man sich auf ihn eher bei den »Zappern« und »Schleppern«. Denn die sind zumeist ehemalige Gäste ohne feste Anstellungsverträge, denen oft von einem Tag auf den anderen gekündigt werden kann. Das erhöht ihre Bereitschaft, sich mit den Gästen gegen den Kneipier zu solidarisieren. Gerade dieses Moment der Selbstrekrutierung des Kneipenpersonals aus der Kneipe trägt wesentlich zu dem diffusen Gemeinschaftsgefühl bei, das in ihr herrscht. Es setzt die Kneipe durch eine scheinbar minimale Fiktion gegen die Außenwelt ab und verwischt jeden Gedanken an einen Dienstleistungsbetrieb.

Eine ähnliche Funktion fällt auch dem Mobiliar zu. Fast ausschließlich handelt es sich bei ihm um Trödel oder aufgemöbelten Sperrmüll. Jeder Anschein von Modernität und Glätte der Formen wird vermieden.

Alles Funktionale ist streng verpönt. Das ironische Zitat des Omaplüsch, den man insgeheim verachtet, dient dazu, den Raum der Kneipe der Gegenwart zu entziehen, ihn nostalgisch gegen das zu immunisieren, was draußen geschieht.

III

Was treibt Tausende von Leuten Abend für Abend an einen Ort, an dem sie sicher sein können, andere zu treffen, bei denen sie nicht sicher sind, ob sie sie eigentlich treffen wollen? Sie wollen offenbar nicht allein Alkohol trinken, sondern vor allem Alkohol nicht allein trinken. Wichtiger als das Verlangen zu trinken scheint ihnen ein diffuses Bedürfnis nach Kontakt und Kommunikation zu sein oder vielleicht sogar ein bestimmtes Bedürfnis nach diffusem Kontakt und nach diffuser Kommunikation.
Alkohol spielt für dieses Bedürfnis nur insofern eine Rolle, als er es unterstützt und fördert. Wäre Alkoholgenuß das primäre Ziel der Kneipenbesucher, könnten sie ebensogut zuhause trinken. Das aber scheinen sie nicht zu wollen. Ihr ungezieltes Kommunikationsbedürfnis sperrt sich gegen die einsame Sucht eines Bettkantensuffs. In den Kneipen trinken sie eher mäßig, gerade soviel, daß sie einen Teil ihrer sozialen Hemmungen verlieren und in der Lage sind, sich anderen ohne Angst vor Sanktionen zu nähern und sich selbst so darzustellen, wie sie gern gesehen werden möchten.
Die Kneipe ist für sie ein besonderer sozialer Ort. Wie kein anderer bietet sie jedem die Chance, unumwunden und übergangslos mit jedem (und natürlich auch: jeder) ein Gespräch zu beginnen. Wer in die Kneipe geht, will sich unterhalten oder unterhalten lassen. Die Schwelle der Ansprechbarkeit liegt in ihr niedriger als außerhalb. Dort ist zumeist ein Dritter nötig, über den eine gewisse Verbindlichkeit der gegenseitigen Anrede sich herstellen muß, damit ein Gespräch entsteht. In der Kneipe dagegen genügt bereits das Miteinander in dem einen Raum, um eine Unterhaltung mit Fremden zu beginnen.
Denn die Kneipe wird als bergender und schützender Raum empfunden. Als solcher hält sie eine schwer bestimmbare Mitte zwischen Gruppe und Einsamkeit. Wer in die Kneipe geht, kann sich einer Gruppe zugehörig fühlen, die sich ad hoc herstellt und nicht näher bestimmt wird, oder er kann sich allein fühlen. Meist aber wird er beides zugleich empfinden. Und gerade dieses Gefühl des Alleinseins in einer undefiniert gehaltenen Gruppe Gleichaltriger scheint die gegenwärtige Attraktion von Kneipen in der Berliner Subkultur auszumachen. Wer sich in ihnen aufhält, befindet sich zugleich *in* einer Gruppe und *außerhalb*; er hat das Gefühl, irgendwie dazuzugehören, ohne deswegen behaftbar zu sein. Denn er hat

weder der Gruppe noch irgendeinem ihrer Mitglieder gegenüber eine Verpflichtung oder Verantwortung. Im Gegenteil! Er kann gehen, wann es ihm paßt, und er kann zu einem beliebigen Zeitpunkt wiederkommen, ohne den Fortbestand der Gruppe zu gefährden. Sie wird weiter für ihn da sein, wenn nicht hier und mit diesen Leuten, dann eben anderswo und in anderer Zusammensetzung. Also kann er sich einbilden, daß in der Kneipe endlich einmal nicht die Gruppe über ihn, sondern daß er über die Gruppe verfügt.

Der Schein dieser negativen Freiheit, die darin besteht, sich einer Gruppe jederzeit entziehen zu können, findet sein Gegenstück in dem Schein einer positiven Zusammengehörigkeit der Kneipenbesucher. Er verleiht den meisten Kneipen etwas Männerbündisches. Frauen, die allein kommen, sind in ihnen anders als in manchen »bürgerlichen« Lokalen zwar prinzipiell zugelassen, aber die Gäste verhalten sich ihnen gegenüber kaum anders als die Bürger.

Der Schein männerbündischer Zusammengehörigkeit verstärkt die Empfindung der Kneipe als eines bergenden und schützenden Raumes und hebt sie kaum merklich aus dem Alltag hervor. Sie gleicht darin dem Raum eines Festes, bei dem man sich, weil eben alle zugleich Anwesenden als Gäste geladen sind, in dem sicheren Gefühl bewegt, an jeden das Wort richten zu dürfen, ohne eine Zurückweisung zu erfahren.

Hat der Kneipenbesuch in dieser Beziehung etwas von einem Fest, so wird in der Subkultur umgekehrt das Fest der Kneipe immer ähnlicher. Längst kommen zu Berliner Parties nicht mehr nur die Freunde derer, die man eingeladen hat (während die Eingeladenen häufig genug, ohne abzusagen, gar nicht erscheinen), es kommen vielmehr überwiegend Leute, die weder die Gastbeger noch irgendeinen der Gäste kennen und von der betreffenden Party bloß jemanden haben reden hören. Auf solchen Parties reicht die Kneipe unmittelbar in die Wohnung hinein. An ihnen zeigt sich ihre normative Kraft. Denn fast könnte es scheinen, als gebe es in den geselligen Verkehrsformen der »linken« Berliner Subkultur kein Mittleres mehr zwischen ihr und der Isoliertheit der Pärchen und Einzelnen. Die Kneipe scheint die Party überholt zu haben.

Betuchtere Gastgeber der Westberliner Schickeria, die die Angleichung der Party an die Kneipe zu spüren scheinen und es leid sind, den Unterschied beider beim Aufräumen am Morgen nach einer Party an ihrer Wohnung mühsam wieder deutlich werden zu lassen, ziehen daraus die Konsequenz. Sie verlegen ihre Parties in Kneipen, die sie gegen Garantie eines Mindestumsatzes für einen Abend mieten.

Diese Form der Flucht aus der Wohnung in die Kneipe stellt ein Extrem des normalen Kneipenbesuchs dar. Denn auch der hat fast stets etwas von einer Flucht. Wer als Intellektueller in die Kneipe geht, tut das nur selten

in dem Gefühl, sein Tagewerk getan zu haben und sich vor der wohlverdienten Ruhe einen Schluck genehmigen zu dürfen. Er flieht vielmehr in der Regel vor Ansprüchen, die er meint, nicht erfüllt zu haben oder erfüllen zu können; er sieht sich einem Leistungsdruck ausgesetzt, dem er sich in dem Gefühl entzieht, daß ohnehin keine Leistung ihn von diesem Druck würde befreien können. Die langen Handlungsketten intellektueller Arbeit erfordern einen Befriedigungsaufschub, dem er sich nicht gewachsen fühlt. Schier unabschließbar scheint da jedes Vorhaben. Der zwanghafte Arbeitswille, der dazu nötig ist, es abzuschließen, läßt keine Unterbrechung der Arbeitszeit zu. Doch gerade darum wird sie immer häufiger unterbrochen. Während es vielen unmöglich scheint, sich zu einem Spaziergang oder zu einer Einladung Tage vorher zu verabreden, weil sie meinen, auch und gerade dann arbeiten zu müssen, macht es ihnen nichts aus, abends stundenlang in der Kneipe zu hocken. Gegen den Zwang zum Aufschub von Befriedigungen, der durch die vermeintliche Unabschließbarkeit intellektueller Arbeit ständig verstärkt wird, setzt sich bei ihnen unabweisbar und in immer kürzeren Abständen ein spontanes Bedürfnis nach Wärme und Anerkennung durch. Es will nicht mehr die eine, durch den Abschluß einer einsam vorangetriebenen Arbeit bestimmte Befriedigung, sondern eine unbestimmte Befriedigung durch diffusen Kontakt und zufällige Kommunikation. Wer es verspürt, will mit anderen nicht auf Festen zusammentreffen, zu denen umfangreiche Vorbereitungen erforderlich wären, sondern umweglos und direkt. Der zwanghaften Ritualisierung seiner intellektuellen Arbeit will er in einer weitgehend entritualisierten Freizeit entgehen.
Die Kneipe kommt ihm in dieser Erwartung entgegen. Denn sie erscheint ihm als eine Art Dauerparty.

IV

Der einzige Unterschied zwischen Party und Kneipe, der sich erhalten hat, besteht darin, daß in den Kneipen nicht getanzt wird. Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern aber sind bei beiden ähnlich. Auch wer in die Kneipe geht, möchte jemanden kennenlernen, ist immer irgendwie auf der Suche, möchte verführt werden oder verführen.
Bezeichnend für die Verkehrsformen der Kneipe ist indes, wie diese Wünsche zum Ausdruck gebracht werden. Werden sie, was zuweilen vorkommt, offen artikuliert, ist die Antwort stets ablehnend; sie bleiben also uneingestanden und werden oft nur verdeckt, oder sogar durch ihr Gegenteil ausgedrückt. Symptomatisch ist das folgende Gespräch, bei dem sich ein Mann mit einer Frau unterhielt, auf die er es abgesehen hatte:
Frau: Du, ich hab das nicht drauf, du, ich bring das einfach nicht, ich

bring das echt nicht mehr, diese ganze Beziehungsscheiße. Ich flippe da aus.
Mann: Du, ich meine, das kann ich ja verstehen. Aber obwohl mir das alles nicht so wichtig ist, gibt's Momente, da sind mir die Knie echt weich geworden. Auch jetzt noch.
Frau: Quatsch, Mensch! Entweder ist das nur Bumsen, reine Mechanik, oder die Typen verkrampfen sich gleich und meinen, es sei große Liebe und so. Aber so'n Mittelding ...
Mann: Ja, so'n einfaches Zusammensein wäre dufte, ohne diese ganzen blöden Ansprüche.
Frau: Du, das glaube ich auch, du, aber wo gibt's das schon. Ich kenne nur Männer, die ficken, ficken und immer nur ficken und immer stupider dabei werden.
Mann: Klar, und ich kenne fast nur Frauen, wo ich durchweg sagen kann, alles Scheiße, wo ich's leid bin, offen zu sprechen.
Frau: Du, das mußt du lernen, damit zurecht zu kommen, das ist nun mal so.
Mann: Weißt du, da hab ich keinen Bock zu. –
Die Chance, mit fast jeder Frau in einer Kneipe ein Gespräch beginnen zu können, bringt den Mann in eine schwierige Lage. Er ist zwar an der Frau interessiert, aber er kann nicht offen um sie werben. Dabei würde er Gefahr laufen, sich lächerlich zu machen. Er kann sie, streng genommen, nicht einmal ansprechen; denn was er ihr sagt, betrifft ja nicht eigentlich sie, sondern bleibt allgemein. Er scheitert an der Chance der Nähe, die sich ihm bietet; denn diese Nähe verkehrt sich ihm in Distanz.
Aber auch die Frau ist in einer schwierigen Lage. Sie weiß, daß sie in der Kneipe von allen möglichen Leuten angesprochen wird, die was von ihr wollen und die ihr gleichgültig sind. In diesem Fall ist sie ihrer Sache nicht sicher. Daher testet sie die Situation. Sie tut das, indem sie sich einem Anspruch entzieht, der noch gar nicht formuliert ist. Sie entwertet, was der Mann nicht gesagt hat, aber ihrer Meinung nach sagen müßte, wenn sie ihm nicht zuvorkommt. Sie redet, um ihn zunächst von sich fernzuhalten, von einer Nähe, die er selbst noch in weiter Ferne sieht. Sie unterläuft gleichsam die Nähe, die die Kneipe bietet und aus der sich ein Gespräch entwickeln könnte, indem sie diese Nähe abwertend als Intimität definiert und zurückweist. Damit läßt sie dem Mann nur die Wahl, sich deutlicher um sie zu bemühen oder ihrer generellen Abwertung von Liebesbeziehungen zuzustimmen. In beiden Fällen hält sie sich also die Möglichkeit offen, das Gespräch abzubrechen.
Charakteristisch für die Geschlechterspannung in der Kommunikationsstruktur der Kneipen ist nun aber, daß sie das weder tut noch tun will. Denn sie ist ja an diesem Mann durchaus nicht uninteressiert. Nur kann sie

ihm das sowenig sagen wie er ihr, ohne sich ihrerseits der Gefahr auszusetzen, lächerlich gemacht zu werden oder unglaubhaft zu wirken. Sie muß also dem entgegenhandeln, was sie sagt. Das tut sie, indem sie das Gespräch fortsetzt. Allein damit gibt sie dem Mann zu verstehen, daß er ihr nicht gleichgültig ist. Mit ihren nächsten Worten entwertet sie diese Andeutung jedoch bereits wieder. Denn sie stellt ihn, der mit dem Eingeständnis, daß ihm manchmal die Knie zittern, fast schon zu weit gegangen ist, vor eine Alternative. Er kann sich, so legt sie ihm nahe, entweder für eine bloß sinnliche oder für eine rein zärtliche Liebe entscheiden. Beides aber verwirft sie. Damit macht sie ihm die Entscheidung unmöglich, vor die sie ihn gestellt hat. Sie läßt ihm jedoch eine dritte Möglichkeit, die er ergreift und als einfaches Zusammensein definiert. Sobald er sich indessen darauf eingelassen hat, sie zu befürworten, entwertet sie sie ebenfalls.
An diesem Punkt nimmt das Gespräch eine andere Wendung. Die Frau geht dazu über, ihre Ablehnung sexueller Sinnlichkeit scheinbar unumwunden zu äußern. Ihre rüde Sprache aber täuscht über das hinweg, was sie sagen will. Denn sie möchte den Mann endlich dazu bringen, zu ihr und von sich zu sprechen. Sie will ihn zu einer Äußerung provozieren, aus der hervorgeht, was er von ihr will. Sie erwartet eine wie immer geartete Liebeserklärung, aber sie flüchtet in die allgemeine Darstellung des Gegenteils. Sie meint, ihm dadurch den Weg zu verlegen und ihn in die von ihr gewünschte Richtung zu drängen. Aber gerade wegen ihrer drastischen Ausdrucksweise weigert er sich, ihre Beziehung zueinander versuchsweise zu definieren. Er wiederholt vielmehr nur symmetrisch ihre Äußerung. Das kann sie nun zwar als eine Zustimmung zu dem auffassen, was sie gesagt hat, nicht jedoch als Zustimmung zu dem, was sie gewollt hat. Die Beziehung zwischen beiden bleibt vollkommen ungeklärt, und das Gespräch bricht daraufhin ab.

V

Die es geführt haben, sind einem Schema gefolgt, das für die Kommunikation in Kneipen charakteristisch ist. Ohne es zu wissen oder zu wollen, haben sie sich den Bedingungen der Gesprächsführung unterworfen, die unabhängig von ihnen die in den Kneipen mögliche Kommunikation strukturieren. Gerade weil die vorgängige Festlegung von Kommunikationsmustern an diesem Gespräch besonders kraß zutage tritt, lassen sich manche seiner Strukturelemente verallgemeinern.
Auffällig ist allgemein zunächst eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den Kneipenbesuchern. Ihren deutlichsten Ausdruck findet sie darin, daß man sich duzt, ohne sich zu kennen. Würde einer darauf bestehen, mit »Sie« angesprochen zu werden, würde er sich »unmöglich« machen. Man fände

das »bürgerlich«. Nun ist aber der unterschiedslose Gebrauch des »Du« allen gegenüber nicht ohne weiteres das Gegenteil. Denn die Art, in der Arbeiter es untereinander verwenden, unterscheidet sich vom Sprachgebrauch der »linken« Subkultur, die die Arbeiter nachahmt. Zwar lebt auch das »Du« in der Arbeitersprache vom Gegensatz zum »Sie«, das »denen da oben« vorbehalten bleibt, aber ihm fehlt das Moment von veranstalteter Vertraulichkeit, das in der Subkultur mit ihm evoziert wird. Wenn Arbeiter sich duzen, verbinden sie damit keinen emotionalen Anspruch, sondern bringen ihre objektive Lage zum Ausdruck, die sie zu enger Kooperation und Solidarität zwingt. In der Sprache der »linken« Subkultur aber scheint ein diffuses Zärtlichkeitsbedürfnis für den Gebrauch des »Du« verantwortlich zu sein. Ihm haften weit eher als bei den Arbeitern regressive Züge an. Sie werden vor allem an seiner häufigen Wiederholung deutlich. »Du, weißt du, ich bring das nicht, du, ich bring das echt nicht mehr.« Die wiederholte Verwendung des Personalpronomens als Vokativ erheischt immer erneute Aufmerksamkeit und Zuwendung seitens des Angesprochenen. Das läßt darauf schließen, daß das global gebrauchte »Du« der Intimität keineswegs sicher ist, die es herstellen möchte und behauptet. Denn die diffuse Zärtlichkeit, die sich in ihm ausdrückt, nutzt sich durch seinen gleichförmigen Gebrauch allen gegenüber ab. »Du« ist eben jeder und keiner.

Das aber hat Folgen für die Kommunikationsformen der Subkultur. Denn das »Du« erschwert die Möglichkeit, den anderen als einen bestimmten anderen anzuerkennen. Charakteristisch ist, daß es häufig einen Namen ersetzt, den man entweder nicht weiß oder sich nicht hat merken können. Es schafft jene vertrauliche Anonymität, die der diffusen Zärtlichkeit entspricht, und errichtet damit zugleich eine dem ersten Blick kaum erkennbare Distanzschranke. Als gleichförmig allen zugesprochenes Personalpronomen verdeckt es die Namen der Gesprächsteilnehmer und täuscht sie darüber hinweg, daß sie sich gegenseitig im Dialog nicht identifizieren. Es scheint, als sei es ihnen genug, wechselseitig füreinander »Du« zu sein, ohne sich gegenseitig als ein bestimmtes »Du« anerkennen oder ablehnen zu müssen.

An dem zitierten Gespräch tritt gerade dieser Aspekt mit besonderer Deutlichkeit hervor. Die beiden, die sich da unterhalten, sprechen zwar zueinander, aber nicht eigentlich miteinander. Obwohl sie sich duzen, werden sie nicht »persönlich«. Sie vermeiden Sätze, die (performativ) ihre Beziehung verbalisieren, während sie (in Sätzen propositionalen Gehalts) ständig über mögliche Formen von Beziehungen reden (vgl. zu dieser Unterscheidung: J. Habermas »Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz« in: J. Habermas, N. Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Frankfurt 1971, S.

104 f.). Man könnte nun einwenden, sie seien eben einfach verklemmt. Das wäre gewiß richtig, wenn nicht der eigentümliche Zwang der Situation eines Kneipengesprächs für die besondere Form ihrer Kommunikation zumindest mitverantwortlich wäre.

Inwiefern aber handelt es sich um einen Zwang? In der Kneipe, so scheint es doch, kann man alles sagen. Viele halten sie für einen Ort, an dem man ungezwungen und frei reden kann. Manchem gar mag sie als Vorwegnahme einer »idealen Sprechsituation« erscheinen. Denn in ihr ergibt sich augenscheinlich eine zwanglose »Kommunikationsstruktur«, aufgrund derer »für alle möglichen Beteiligten eine symmetrische Verteilung der Chancen, Sprechakte zu wählen und auszuüben, gegeben ist.« Es besteht in ihr »nicht nur prinzipielle Austauschbarkeit der Dialogrollen, sondern eine effektive Gleichheit der Chancen bei der Wahrnehmung von Dialogrollen« (Habermas, a.a.O., S. 137). In der Kneipe kann also potentiell nicht nur jeder mit jedem (und jeder) reden, sondern es gibt in ihr keine Statusunterschiede, die es etwa einzelnen oder einer Gruppe von Gästen erlauben würden, andere zu fragen oder etwas zu behaupten, ohne selbst nach dem gefragt werden zu können, was sie behaupten. In ihr ließe sich das schöne Modell einer herrschaftsfreien Diskussion noch am ehesten für realisierbar halten, wenn sie nicht gerade in einem entscheidenden Punkt dessen Karikatur wäre.

In der Kneipe findet nämlich keineswegs eine freie Diskussion statt, sondern in gewissem Sinn eine Befreiung von der Diskussion. Es gilt in ihr nicht der »zwanglose Zwang des besseren Argumentes« (a.a.O., S. 137), sondern gerade der Verzicht auf einen Argumentationszwang.

Denn die sich abends in den Kneipen versammeln, machen tagtäglich die Erfahrung, daß Argumentationen auch im scheinbar zwanglosen Diskurs von Seminaren oder politischen Gruppen trotz des Ziels der Wahrheitsfindung, dem sie dienen, in ihrem Ergebnis nicht zu trennen sind von Chancen des Statuserwerbs und Prestiges. Der Argumentationszwang, dem alle vernünftige Diskussion sich unterwirft, impliziert die Notwendigkeit, in den jeweiligen Gruppen Position zu beziehen. Und das empfinden sie als ungemein belastend. Unabhängig von jeder Sachhaltigkeit ist eine Diskussion für sie ein Kampf um Anerkennung. – »Das ist mein Problem, deshalb habe ich auch jetzt noch Artikulationsschwierigkeiten und kann mich überhaupt nicht ausdrücken, weil ich schon Angst habe, wenn ich den Mund aufmache, lachen gleich alle« (Louise in: »Die Sache der Frauen«, *Kursbuch 35*, S. 91). – Auch der »zwanglose Zwang des besseren Argumentes« erzeugt den Zwang, besser zu argumentieren. Nur trieb- und geschlechtslose, angstfreie und gutsituierte transzendentale Schattenwesen würden ihn als solchen nicht empfinden. Und worüber sollten die eigentlich noch reden?

Für den, der in die Kneipe geht, ist die Sprache weniger ein Mittel der Wahrheitsfindung als der gegenseitigen Anerkennung. Tagsüber leidet er darunter, daß unterm Zwang der Diskursivität die Wahrheit jeweils nur einer auszusprechen scheint, während die anderen schweigend dasitzen. Gut, er kann zustimmen oder widersprechen, aber von einer bestimmten Größe der jeweiligen Gruppe an hat er dazu eine immer geringer werdende Chance. In der Kneipe dagegen kommt er jederzeit zu Wort; denn dort reden beinahe alle gleichzeitig. Der diskursive Argumentationszwang ist in ihr zwar nicht vollkommen beseitigt, aber er ist zugunsten eines allgemeinen Bedürfnisses nach Anerkennung weitgehend neutralisiert. In der Kneipe verbindet sich weit weniger Statusunsicherheit mit der Geltung von Argumenten als außerhalb. Denn das Kneipengespräch ist von Interaktionszwängen entlastet, die eine bestimmte Rollenverteilung in einer Gruppe erforderlich machen. Es ermöglicht damit jene prinzipielle und gleichzeitige Anerkennung aller Beteiligten, die als Ursache der diffusen Wärme und Vertraulichkeit anzusehen ist, die in den Kneipen herrscht.

Der Preis dieser Anerkennung indes ist hoch. Sie wird bezahlt mit einer spezifischen Einschränkung der Kommunikation, die aus der Globalisierung der Anerkennung selbst sich entwickelt. Es müssen nämlich, um sie aufrechtzuerhalten, bestimmte schwer wahrnehmbare Distanzschranken zwischen den Gesprächsteilnehmern errichtet werden. So darf man, um einige zu nennen, zwar ausgiebig von sich selbst erzählen, aber nicht anderen gegenüber »persönlich werden«. Man darf ihnen weder etwas befehlen, noch darf man ihnen allzuviel Fragen stellen. Man darf die Kompetenz eines jeden, sich über praktisch alles zu äußern, nur ironisch, nicht aber kategorisch in Zweifel ziehen. Allzu heftigen Widerspruch muß man vermeiden, denn er stellt die insgeheim erwartete Tendenz zur Übereinstimmung aller am Gespräch Beteiligten in Frage und löst, wie jede nachhaltige Verletzung der Distanzschranken, Aggressionen aus. Vor allem aber kann man keine Gesprächsstrategie wählen, die ein gemeinsames Handeln außerhalb der Kneipe zum Ziel hat. Zwar ist es möglich, mit Leuten, die man kaum kennt, über allgemeine Handlungsnormen zu reden, nicht aber über etwas, das man in einem bestimmten, zeitlich fixierbaren Handlungshorizont gemeinsam auszuführen plant. Man ist meist eher befremdet, jemanden, den man in der Kneipe gesprochen hat, anderen Tags wiederzutreffen. Selten wird er einen grüßen, noch seltener wird er einen einladen, ihn zuhause zu besuchen. Denn die Wohnung bleibt von der Kneipe kategorisch getrennt.

Daß gegenseitige Anerkennung, Vertraulichkeit und Wärme gerade durch Distanzierung gewährleistet werden, macht das zentrale Paradox der Kneipengespräche aus. Die Nähe, die sich in ihnen herstellen läßt, ermöglicht, wie das zitierte Gespräch gezeigt hat, nicht ohne weiteres eine Annä-

herung, sondern kann sie gerade erschweren. Je niedriger die Distanzschranken in der Kommunikation sind, desto mehr muß an ihnen festgehalten werden, um die handlungsferne Solidarität gegenseitiger Anerkennung nicht zu gefährden.
Gefährdet erscheint sie offenbar durch jede über den Rahmen der Kneipe hinausgehende Verbindlichkeit, die sich zwischen den Gästen herstellt; denn idiosynkratisch verteidigen sie die Folgenlosigkeit ihrer Gespräche. Niemand darf eine gewisse Schwelle der Ernsthaftigkeit überschreiten, ohne Gefahr zu laufen, von jemandem unterbrochen zu werden, der zuvor an dem Gespräch nicht teilgenommen hat.
Nichts wäre in der Kneipe verpönter als eine terminologische Rede. Sie wird sofort mit Sanktionen belegt; denn sie reklamiert innerhalb der Kneipe eine Fachkompetenz, die nur außerhalb gelten darf, weil sie das egalitäre System wechselseitiger Anerkennung sprengen würde. Zudem verfügen viele Kneipenbesucher über die Erfahrung, daß die terminologisch überfrachtete Sprache auch der »linken« Wissenschaften ihnen nicht weiterhilft, weil sie selbst in dieser Sprache nicht vorkommen. Sie verbannen sie daher aus der Kneipe und verwenden allenfalls einzelne plakativ eingesetzte Modebegriffe.
Manche bilden eine regelrechte Zweisprachigkeit aus. Während sie in politischen Gruppen, im Studium oder Beruf terminologisch leidlich differenziert argumentieren, verwenden sie nebenher und unabhängig davon zur Formulierung ihrer vorwissenschaftlichen Alltagserfahrung eine vollständig andere Sprache. Sie steht unter einem emotionalen Überdruck und ist von Stereotypen durchsetzt. Es ist eine Wegwerfsprache, in der individuelle Erfahrung sowenig zu Wort kommt wie in der terminologischen. Die sie verwenden, nennen sich gegenseitig »dufte (oder miese) Typen« und die Mädchen, nach denen sie unentwegt suchen, »Bräute« oder »Tanten«. Sie unterliegen einem Zwang, jede Aussage mit einer gesteigerten Bewertung zu versehen, und finden fast alles entweder »Scheiße« oder »Schau«. Der emotionale Überdruck, der in dem Bewertungszwang zutagetritt, zeigt an, wie sehr diese Sprache der bloßen Entlastung dient. Als unterminologische, emotional aufgeladene Sprache eines Teils der Subkultur besitzt sie hohen Identifikationswert. Denn sie entlastet vom Argumentationszwang der Hochsprache und der versachlichten Fachsprachen. Auch die Wegwerfsprache ist in erster Linie Medium gegenseitiger Anerkennung.

VI

Was nun ist »links« an den Kneipen der Berliner Subkultur? Eigentlich nichts, so will es scheinen, außer daß sie gelegentlich noch so genannt werden. Nach manchen der bisher gegebenen Bestimmungen sind sie von

kleinbürgerlichen Gaststätten schwer zu unterscheiden. Und doch wäre es falsch, einfach zu behaupten, die von Beginn an kleinbürgerliche Studentenrevolte habe in Berlin mit der Ausbreitung der Kneipen zu sich selbst gefunden.

Offenbar hat mit dem Prozeß der Fraktionierung und Dogmatisierung großer Teile der Linken, der nach dem Ende der Studentenbewegung eingesetzt hat, ein Bedürfnis keine Befriedigung mehr gefunden, das die Studentenbewegung, wo sie reale Bewegung war, geweckt und befriedigt hat. Es ist das Bedürfnis nach freier sprachlicher Selbstdarstellung der vielen zuvor stummen Einzelnen, das sich gegen den Zwang einer autoritätsgelenkten Diskussion der Wenigen durchsetzte. Jeder machte damals die Erfahrung, nicht mehr nur Stimmvieh zu sein, sondern etwas zu sagen zu haben. Für viele war die Studentenbewegung eine Flucht aus der Sprachlosigkeit. Sie erfuhren an sich selbst, daß sie, ohne Sanktionen befürchten oder verhängen zu müssen, mit anderen sprechen konnten.

In den Kneipen der Berliner Subkultur überlebt (in freilich verkümmerter Form) ein Rest dieser Erfahrung. In ihnen werden nach wie vor Kommunikations- und Kontaktbedürfnisse deutlich, die viele politisch arbeitende Gruppen nicht wahrnehmen. Denn die Kneipe ist zwieschlächtig in ihrer Erscheinungsweise und Wirkung. Wie andere Institutionen der Subkultur vereinigt sie regressive mit emanzipatorischen Momenten. Gewiß, sie ist der soziale Ort des Geredes. Aber sich über das Gerede zu erheben, ist von der platonischen Ablehnung der »doxa« bis zu Heideggers Theorie des Man Kennzeichen elitärer Arroganz. Obwohl politische Gespräche in der Kneipe selten geworden sind, trägt sie auf eine schwer zu bestimmende Weise zur Politisierung mancher vielleicht mehr bei als politische Gespräche. Die nämlich werden außerhalb der Kneipe oft nur mit vor Wut zitternder Stimme geführt, als gelte es, jemanden für persönlich begangenes Unrecht zur Rede zu stellen. Die Kneipe dagegen läßt jedem die Chance, ohne Angst vor Sanktionen zu Wort zu kommen. Sie befreit ihn von dem bei vielen öffentlichen Diskussionen erworbenen Gefühl, sich ohne ein komplett möbliertes sozialistisches Bewußtsein mit Zentralheizung und Warmwasser zu nichts äußern zu können. Das allein muß nicht unbedingt, aber es kann politisierend wirken. Denn es gibt ihm die Möglichkeit, versuchsweise Positionen einzunehmen, die von der eigenen Erfahrung nicht allzuweit entfernt sind. Und mit der hat es jede gelingende Politisierung zu tun.

Auch jeder Gang in die Kneipe ist eine Flucht aus der Sprachlosigkeit. Insofern hat die Kneipe den minimalen Wiedererkennungswert einer verblaßten Utopie.

Vom Subjekt auf seinem Siedepunkt

André Breton

André Breton/Paul Eluard. Die unbefleckte Empfängnis (L'Immaculée Conception).
Deutsch von Johannes Hübner u. Lothar Klünner, zweisprachig. Mit Zeichnungen von Salvador Dalí u. einer Studie von Gisela Steinwachs. Im Anhang: Breton/Eluard, Noten zur Dichtung. Deutsch von Eva Pfaffenberger. 224 Seiten. DM 24,–.

Die Wahrscheinlichkeitsrechung verschmilzt mit dem Kind, schwarz wie die Lunte einer Bombe, die auf dem Weg eines Herrschers – das ist der Mann – ein individualistischer Anarchist schlimmster Sorte gelegt hat – die Frau. (Breton/Eluard).

Leben und Wirken des Peter Kürten, genannt der Vampir von Düsseldorf.
Hrsg. von Elisabeth Lenk und Roswitha Kaever. Ca. 380 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Ca. DM 29,80.

Die mörderische Selbstbehauptung des Individuums, das Rasen des Einen gegen Alle kann keine Gesellschaft dulden und kein System aufheben. Kürten war ein solcher Einzelner. (Lenk/Kaever).

André Breton, Die kommunizierenden Röhren (Les vases communicants)
Deutsch von Elisabeth Lenk u. Fritz Meyer. 136 Seiten mit 8 Abbildungen. DM 18,–.

Bretons Auseinandersetzung mit dem Kommunismus und speziell mit dem Problem der engagierten Kunst.

Hans Bunge, Fragen Sie mehr über Brecht. Hanns Eisler im Gespräch.
Nachwort Stephan Hermlin. 394 Seiten. 23 Abbildungen. DM 19,–.

Überpolitisierung in der Kunst führt zur Barbarei in der Ästhetik. (Hanns Eisler).

Verlag Rogner & Bernhard

edition suhrkamp

Rosa Luxemburg oder Die Bestimmung des Sozialismus
Hrsg. von Claudio Pozzoli
es 710/DM 8,–

Psychoanalyse der weiblichen Sexualität
Hrsg. von Janine Chasseguet-Smirgel
es 697/DM 9,–

Schule und Staat im 18. und 19. Jahrhundert
Zur Sozialgeschichte der Schule in Deutschland
Hrsg. von Klaus Hartmann und Friedhelm Nyssen
es 694/DM 11,–

Manuela du Bois-Reymond/Burkhardt Söll Neuköllner Schulbuch
2 Bände/es 681/DM 18,–

Projektarbeit als Lernprozeß
Projektgruppe Textinterpretation und Unterrichtspraxis
es 675/DM 12,–

Segmente der Unterhaltungsindustrie
Beiträge von Hanns-Werner Heister, Bernd Jürgen Warneken, Jürgen Alberts, Udo Klutzke, Hans J. Pfennig, Walter Scheiffele, Rolf Pausch, Sven Kuntze, Peter Ege, Karl Michael Balzer
es 651/DM 9,–

Frauenarbeit – Frauenbefreiung
Hrsg. von Alice Schwarzer
es 637/DM 6,–

Henner Hess/Achim Mechler Ghetto ohne Mauern
Ein Bericht aus der Unterschicht
es 606/DM 7,–

Prospekte durch Suhrkamp Verlag, 6 Frankfurt 1, Postfach 4229

Wir sind auf der Buchmesse in der Halle 5a, Stand Nr. 1132

Neuerscheinungen 1974/1.Halbjahr '75 im OBERBAUMVERLAG

Materialistische Wissenschaft

Bd.12 Philipp Neumann, Zurück zum Profit

Zur Entwicklung des Revisionismus in der DDR

Dieses Buch ist die erste, umfassende Darstellung des Revisionismus in der DDR. Neumann beschreibt die Entwicklung der Wirtschaft und der Wirtschaftstheorie in der DDR von 1945 bis zur Gegenwart. Seine Kritik konzentriert sich vor allem auf die offiziellen Positionen der einschlägigen DDR-Autoren (z.T. auch der führenden sowjetischen Ökonomen). Neumanns marxistisch-leninistische Kritik an der DDR räumt auf mit der Meinung, die DDR sei heute noch ein sozialistischer Staat.

288 S., DM 12,50

Bd.15 Uwe Wagner, Vom Kollektiv zur Konkurrenz

Partei und Massenbewegung in der DDR

Wagner untersucht das Verhältnis von Führung und Massen. Er analysiert die Entfaltung von Masseninitiativen im Bereich der materiellen Produktion anhand der Aktivisten- und Wettbewerbsbewegung in der DDR. Der Autor beschreibt, wie nach 1956 (nach dem XX. Parteitag der KPdSU) kollektive Formen verschwinden und der Wettbewerb von Mann zu Mann als Konkurrenz unter den Arbeitern auftritt. Wagner wertet das als Ausdruck der Tatsache, daß im Verlauf der Entwicklung der DDR eine Bourgeoisie neuen Typs die Macht ergriffen hat.

Ca. 250 S., ca. DM 10,–

Bd.16 Grundkurs zum dialektischen Materialismus

Marx/Engels, Lenin, Mao Tse-Tung

Eine Auswahl von Texten zum dialektischen Materialismus. Wichtig für die Diskussion über die weltanschaulichen Grundlagen der Wissenschaft, insbesondere der Naturwissenschaft.

Ca. 130 S., ca. DM 6,– (September)

Bd.17 Charles Bettelheim Die Klassenkämpfe in der UdSSR 1. Teil: 1917–1923

Warum hat sich die Sowjetunion, das erste sozialistische Land, zu einer imperialistischen Großmacht entwickelt?
Die Antwort auf diese Frage entfaltet Bettelheim in seiner umfangreichen 3-bändigen Geschichte der Sowjetunion. Der hier vorliegende 1. Band umfaßt die Entwicklung von 1917–1923; der 2. Band – der zur Zeit vom Autor fertiggestellt wird – betrifft die Regierungszeit Stalins; der 3. Band schließlich umfaßt die Zeit von Stalins Tod bis zur Gegenwart.
Bettelheims Werk ist die erste große, konsequent materialistische Darstellung der Geschichte des Sozialismus in der UdSSR. Gestützt auf ein breites Erfahrungsmaterial und basierend auf der nahezu 40-jährigen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der UdSSR analysiert der Autor (vor dem Hintergrund seiner zahlreichen Untersuchungen zum Aufbau des Sozialismus in China) die Entwicklung der Sowjetunion.
Bettelheims gründliche Analyse der Ursachen der kapitalistischen Rückentwicklung der Sowjetunion widerlegt die These, die Rückentwicklung sozialistischer Revolutionen sei zwangsläufig. Der Autor führt die Diskussion über die Möglichkeit der Verwirklichung des Sozialismus aus dem Bereich der Spekulation heraus und stellt sie auf die Grundlage wissenschaftlich gesicherter Erkenntnisse. Bettelheim stärkt damit den Optimismus und den Mut all derer, die im Sozialismus die große Perspektive der Entwicklung der Menschheit sehen.

Ca. 550 S., mit Sachregister u. Bibliogr. ca. DM 17,– (Dezember 1974)

Bd.20 Petra Schneider, Die Massenbewegung gegen den § 218 in der Weimarer Republik

Petra Schneider zeigt, wie die Bourgeoisie in der Wirtschaftskrise der Weimarer Republik die soziale Lage der Frauen verschlechtert und den § 218 als zusätzliches Unterdrückungsinstrument einsetzt. Dagegen arbeitet die KPD führend in der Massenbewegung gegen den § 218 mit; kommunistische Schriftsteller wie Friedrich Wolf ("Cyankali") und Franz Krey ("Maria und der §") unterstützen tatkräftig diese Kampagne. Die Autorin zeigt die Behinderung dieser Massenbewegung durch SPD und NSDAP und gibt in der Darstellung der Politik der KPD zum § 218 in der Weimarer Republik wichtige Hinweise für den Kampf gegen den § 218 heute. Der Kompromiß der Fristenlösung hat den § 218 als Unterdrückungsinstrument besonders der Arbeiterinnen nicht abgeschafft. Petra Schneider entwickelt eine materialistische Begründung, warum die SPD, im Gegensatz zu ihrer Haltung in der Weimarer Republik, sich heute für die Entschärfung des § 218 einsetzt.

Ca. 100 S., ca. DM 6,– (1. Halbjahr 1975)

Internationale Reihe

Bd.3 Die Kämpfe des griechischen Volkes gegen Faschismus und Imperialismus, für Laokratia und Sozialismus

Dokumente und Materialien 1935–1973. Herausgegeben von der Revolutionären Kommunistischen Bewegung Griechenlands (EKKE)

Durch diese Dokumente und Fotos zur Geschichte der griechischen Volksbewegung mit erläuternden Zwischentexten soll ein zusammenfassender Überblick über die griechische Volksbewegung gegeben werden. Das Buch beginnt kurz vor der monarcho-faschistischen Diktatur vom 4. August 1936 und endet mit dem Volksaufstand im November 1973 und behandelt auch die Entwicklung der Zypernfrage ausführlich.

Ca. 180 S., ca. DM 7,50

Aris Velouchiotis, 1942–1945 der Kapetanios der Griechischen Nationalen Befreiungsarmee (ELAS)

Bd.7 KAMPF-KRITIK-UMGESTALTUNG: das Erziehungswesen in China seit der Kulturrevolution

völlig neu bearbeitete Auflage 1974

Ca. 180 S., ca. DM 7,50

Politischer Kunst-Kalender 1975

Dokumente zum proletarischen Internationalismus, zur Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung, zum Kampf um demokratische Rechte und deren Verteidigung gegen den Staatsapparat, dargestellt aus den Bereichen Bildende Kunst, Literatur und Musik auf 13 z.T. mehrfarbigen Blättern (Format 34 x 49 cm). Das Kalendarium bringt dazu eine Fülle von Daten und wird ergänzt durch kulturpolitische Kommentare, Lesehinweise etc. auf der Rückseite jedes Kalenderblatts.

Ca. DM 14,– (September)

OBERBAUMVERLAG BERLIN Verlag für Politik und Ökonomie, 1 Berlin 21, Bundesratufer 1. Bestellungen und Anforderungen des kostenlosen Verlagsinfos an: UNIVERSUM-BUCH-DIENST (UBD), 1 Berlin 30, Lützowstraße 105, Telefon 030/261 50 73

Exkurse

Trauer um Nixon

Der Nixon-Haß der westeuropäischen Linken war notorisch. Noch immer künden die Mauern der Metropolen von jener ohnmächtigen Wut, die, wann immer ein Besuch des US-Präsidenten ins Land stand, durch die bewaffneten Tagträume vieler Genossen Projektile schwirren ließ, die diese Inkarnation allen imperialistischen Übels endlich aus der Welt räumen würden. »Warum legt den denn keiner um?«
Er hat – während die Genossen anderwärts Entspannung suchten – sich selber umgelegt. Aber die hämische Genugtuung über seinen Abtritt, die man sich schwer verkneifen kann, ist fehl am Platz. Denn Nixon hat für den antiimperialistischen Kampf mehr getan als alle roten Fahnen zusammen. Er hat die *arcana* des kapitalistischen Staates, die Mechanismen der imperialistischen Herrschaft, die Brutalität und – Banalität der Macht offengelegt: bis zur Kenntlichkeit entstellt. Wäre er nur länger im Amt geblieben, das ihm so schöne Möglichkeiten gab, er hätte noch Großes leisten können.
Die Neue Linke, redlich wie sie ist, tut sich oft schwer, die Selbstzerstörung des Systems und die Selbsttätigkeit der Massen (oder ihrer Stellvertreter) unter *einen* strategischen Hut zu bringen, oder besser: im Gegner, statt ihn nur brav zu hassen, den (unfreiwilligen) Bundesgenossen zu sehen und zu nutzen. Darum eine kurze Reminiszenz: Der momentane Erfolg der antiautoritären und antiinstitutionellen Revolte in Westdeutschland verdankte sich nicht zuletzt einem wackeren Sponti h. c., der gar nichts davon ahnte: dem deutschen Bundespräsidenten der sechziger Jahre. Der nimmermüde Heinrich Lübke hat in dem bescheidenen Rahmen seines Landes und Amtes Erkleckliches geleistet, er hat den Teufels und Cohns und Baaders überhaupt erst den Weg bereitet. Er sollte uns – gerade in diesen trüben mittsiebziger Jahren – ein leuchtendes Vorbild bleiben.
Erst recht sollten wir Richard Milhouse Nixon dankbar sein und seine Demission beklagen. Freilich, sein Werk einfach fortzusetzen ist uns leider nicht gegeben. Wir können nur die eingängigen Lehren verbreiten, die er uns durch sein Tun und Lassen gab, bis hin zu Watergate und den Folgen, diesem Satyrspiel nach der Tragödie: Machtpolitik als Kolportage. Das treibende Motiv des ganzen Spiels war der kategorische Imperativ: Du sollst die anderen aufs Kreuz legen!
Da hatte also Howard H. Hughes der Reiche (der Reichste) dem neuen Präsidenten, kleiner Leute Kind, ein lumpiges Trinkgeld von 100 000 Dollar zugeschoben; der zierte sich nicht lange und ließ, als das publik zu werden drohte, seine Klempner mal kurz nachsehen, ob sie bei den Erpressern, dem Verleger Greenspun und dem demokratischen Wahlmanager O'Brien, heiße Belege finden könnten – was ist schon dabei, das gehört fast zur Routine. Bei O'Brien, im Watergate-Hotel, ging das leider schief . . . Soviel ist unterdessen heraus. Ungeklärt ist aber noch, warum sich die Liddy-Hunt-Bande, Experten aus dem CIA-Stall, der Welt bewährtester Einbruch-Firma, gerade in Watergate erwischen ließ – als ob da einer dran gedreht hätte! Man kann wirklich kaum umhin, das kapitale Kolportage-Garn weiterzuspinnen und zu fragen: Wozu überhaupt jene 100 000 Dollar? Hatte Hughes es denn nötig, den Präsidenten zu schmieren? Und ist ein US-Präsident so billig? (Nixon hatte schließlich einschlägige Erfahrungen: es kostet Tränen und Schweiß, sich vom Korruptionsverdacht freizuwaschen – was tricky Dick 1952 mit seiner Checkers-Rede gelungen ist, dank mitgebrachtem Bestechungsstück, dem berühmten Cockerspaniel des Töchterleins.) Kurz: war das Schmiergeld nicht vielleicht dazu be-

stimmt, den armen Dick darauf ausrutschen zu lassen, wenn es dem reichen Howy oder sonstwem in den Kram paßte? War er gar durch sublimen Druck genötigt worden, daß bißchen Geld zu nehmen, damit er dann . . .? Wie dem auch sei: der kleine Mann an der Spitze des mächtigsten kapitalistischen Staates hat sich gewehrt – »Ich war nie einer, der aufgibt« –, aber umsonst – »Manchmal war ich erfolgreich und manchmal nicht« –: er hat den Kürzeren gezogen, trotz aller präsidialen Machtmittel.

So konnte dann das makabre Schauspiel abrollen, das die westlichen Kommentatoren salbungsvoll als »Selbstreinigungsprozeß der Demokratie«, »Bewährungsprobe für die Verfassung« und »Wiederversöhnung des amerikanischen Volkes« rühmten. Während die russischen Kommentatoren, Leonid Samjatin und Walentin Sorin, rüde von einem üblen Ränkespiel der Demokratischen Partei und der ihr treu ergebenen amerikanischen Presse sprachen. Nun, daß Leonid seinem Freund Dick die Treue hält, mag ein edler Zug an ihm sein, aber Solidarität kann auch blind und dumm machen. Wir jedenfalls sollten uns durch die bornierten Tränen aus Moskau unsere scharfsichtige Trauer nicht vergällen lassen: Wenn es da irgendeine Verschwörung gab, dann schon von alters her, will sagen: Kapitalinteresse und liberale Presse wirken in gleichsam prästabilierter Harmonie, hoch über den Niederungen des Parteienstreits. Freilich, Nixon hat in diese schöne Harmonie ein paar Mißklänge gebracht, und das mußte er büßen, denn merke: Die USA sind (noch) kein faschistischer Staat – die Kosten wären einfach zu hoch. (Es hätte natürlich auch anders kommen können, wenn z. B. der große Dollar- und Öl-Coup des letzten Jahres schiefgegangen wäre; dann wäre vielleicht Nixon der Mann der Stunde gewesen und ganz groß rausgekommen, trotz oder auch *mit* Watergate. War Watergate etwa dafür eingeplant? Armer Dick!)

Nixon, als guter Sohn und gelungenes Produkt seiner Gesellschaft, hat uns alle diese Einsichten und Ahnungen vermittelt. Er war, so wissen die Kommentatoren seit seinem Fall, ein Zwangscharakter: er stand unter dem Zwang, Erfolg zu haben, nicht zu versagen. Also hat er gerade durch sein Scheitern diesen Zwang, der ein Gebot seiner Gesellschaft ist, bestätigt. Sein Nachfolger hingegen, der nun als der wahre Repräsentant des Middle America ausgerufen wird, als welcher Nixon bisher galt, Mister Saubermann Ford also verkörpert offensichtlich den komplementären Zwangscharakter seiner Gesellschaft, der darauf zielt, sauber und anständig zu bleiben, d. h. nicht danebenzutreten. Und es war wiederum Nixon, der *via negationis* demonstriert hat, worin solche Anständigkeit besteht; denn danebengetreten ist er nicht etwa mit imperialistischen Aggressionen, z. B. heimlichen Bomben auf Kambodscha, und gestolpert ist er nicht über seinen Rassismus oder seine Intoleranz oder seine Primitivität – er hat nur ein paar Spielregeln verletzt. Aber nicht einmal Watergate hätte ihn zu Fall bringen müssen, wäre er nur cooler gewesen – er hätte ja die Tonbänder löschen können! Aber nein, dieser dickköpfige Schmutzfink hat sie aufgehoben mit allem Schleim und Rotz, der darauf festgehalten war, und hat damit aller Welt gezeigt, wie die Macht denkt und spricht. Sowas tut man nicht!

Jetzt kriegen wir sicher wieder ein strahlend weißes Weißes Haus; jetzt wird die Macht wieder mit Lenor gewaschen, wird sauber und schmiegsam sein, d. h. anständig, würdig, sakrosankt. Ford, der Mann der schweigenden Mehrheit und des schweigenden Mehrwerts, wird auch den Schweinereien, die sein Amt mit sich bringt, den Glanz der Ehrbarkeit zu geben wissen. Man wird wieder lernen, daß Macht und Geld nicht stinken. Die Geschäfte können florieren: »Der Zusammenbruch des Dollarkurses im vergangenen Jahr«, wußte die saubere FAZ am 10. 8. 74, »fiel mit den ersten Vermutungen zusammen, daß Nixon stärker in die Watergate-Affäre verstrickt sei, als zugegeben wurde. Seitdem sich nun in den letzten Tagen die Möglichkeit abzuzeichnen begann, daß Nixon zurücktreten werde,

hat sich an der amerikanischen Börse ein recht eindrucksvoller Kursaufschwung vollzogen. Von einem Tiefpunkt von rund 750 war der Dow-Jones-Index der Industriewerte bis auf 800 geklettert. An den Devisenbörsen hat sich der amerikanische Dollar stetig aufwärts bewegt und am Donnerstag [als Nixon seinen Rücktritt ankündigte] gegenüber der D-Mark 2,60 DM je Dollar erreicht . . .« Leider zu spät für Herstatt, aber rechtzeitig für die Großbanken. Das Geschäft läuft. »Möge Gottes Gnade mit Ihnen in allen kommenden Tagen sein«, wie Nixon an jenem Donnerstag betete.

Matthis Dienstag

Texanische Monadologie

Der Flughafen von Houston, Texas, ist ein Oktagon aus Beton und Alabaster, in dem sich, zwischen chaotischen Licht- und Schallsignalen, die ankommenden Passagiere verirren wie in einer Vorhölle. Die einzige Verbindung zur Außenwelt stellt ein Labyrinth über- und unterirdischer Gänge her, die von den acht Seiten des Oktaeders ausstrahlen: zum Taxi-Parkplatz (Ausfahrt Nord), zum Stadtbus Zentrum-Mitte (Ausfahrt Nordost), zum Stadtbus Zentrum-Süd (Nordwest), zum Stadtbus Zentrum-Nord (Süd), zur Mietwagen-Zentrale (Südost), zum Langzeitparkplatz (Südwest), zum Abholer-Parkplatz (Ost), zum Airline-Kleinbus-Parkplatz (West).

Ein Ausgang für Fußgänger existiert nicht. Wer auf die Idee käme, eine der acht Fahrstrecken entlangzulaufen, der erschiene den Chauffeuren zwangsläufig als bloßes Gespenst, als Ektoplasma; er würde im Krankenhaus landen. Wer dem Taxifahrer (Nord) Straße und Hausnummer seines Zieles nennt, wird mit Gegenfragen überhäuft. »Barbara Lane? Nie gehört. Welcher Bezirk? Wissen Sie wenigstens, welche Stadtautobahn und welche Ausfahrt?« Der Stadtplan hilft nicht weiter, weil die Straßen nicht alphabetisch verzeichnet, sondern nach Stadtteilen geordnet sind. Aus Angst, in die Vorhölle zurückgeschleudert zu werden, schlägt der Reisende vor: »Bringen Sie mich ins Zentrum.« – »Welches Zentrum?«, lautet die erbarmungslose Antwort. – »Also meinetwegen Zentrum-Nord« – nur, um überhaupt etwas darauf zu erwidern. »Barbara Lane«, murmelt der Dämon vor sich hin, bis er, nach dreiviertel Stunde Autobahn ankündigt: »Wissen Sie was, ich lasse Sie am Terminal aussteigen.« Er hält vor einem Glas-Zement-Würfel an. Der Besucher findet sich in einer schaumgummigepolsterten Halle. Der Raum ist menschenleer. Auf einem Tresen stehen zehn rote Telefone, bewacht von einer jugendlichen Mumie, deren Frisur an den Turmbau zu Babel erinnert.

»Barbara Lane?« Die Frage ruft keinerlei Reaktion hervor. »Ist das ein Hotel?« Nichts zu machen. Barbara Lane ist unbekannt, ein Straßenführer ist nicht vorhanden, ein Telefon gibt es nicht. Und die zehn roten Apparate? Direktverbindung zu den zehn größten Hotels in der Nachbarschaft. Wählen ist unmöglich. Eine Telefonzelle? In Houston gibt es so etwas nicht. Ein zweites Taxi? Die Taxis haben keine Standplätze, man muß sie telefonisch rufen, was leider von hier aus nicht möglich ist. Der Reisende beginnt zu begreifen, daß er hier fehl am Platz ist, und daß diese Stadt einer zeitlosen, unnatürlichen und sittenwidrigen Verbindung entsprungen ist: ihre Eltern sind Gottfried Wilhelm Leibniz und Alice im Wunderland.

Wie das Land der Träume, in dem Alice umherwandert, ist Houston ein Irrgarten des Absurden, der täglich von neuem seine eigene Fabel auswirft, eine Geschichte ohne Vergangenheit und ohne Zukunft: das Vergangene existiert nicht, die Zukunft ist bereits überholt. Während sich aber Alice am Faden ihrer eigenen Phantasie vorantastete, sind die neunhundert Quadratkilometer, aus denen Houston besteht, ein Archipel von Monaden, zwischen denen es keinerlei Verbindung gibt. Hier, wo alles möglich ist und die Laune des Privateigentümers durch nichts anderes in

Schach gehalten wird als durch die noch monströsere Grille seines Nachbarn, sind Begriffe wie Stadtplanung, Bebauungsrichtlinien, Urbanistik völlig unbekannt.

Selbst die Straße ist eine Fiktion; sie existiert, juristisch gesprochen, überhaupt nicht. Ihre einzelnen Segmente sind Privateigentum der Anlieger, und die Gemeinde kann nur mit deren Zustimmung, also auf Widerruf, die Müllabfuhr vorbeischicken oder Bauarbeiten vornehmen.

Der Prototyp einer Hefeteig-Stadt ist natürlich Los Angeles. Auch dort ist eine Unterhaltung an der Straßenecke undenkbar; an ihre Stelle ist die endlose Geschwätzigkeit der Neonschriften und Reklametafeln getreten. Auch diese Sprachreste sind in Houston verschwunden. Die Trödler, die mit gebrauchten Wörtern handeln, sind hier ein aussterbender Geschäftszweig. Niemand hat mehr Lust, Reklamen an den Straßenrand zu schreiben, weil niemand mehr Lust hat, sie zu lesen.

Stattdessen hat die Werbung ein neues Stadium erreicht: das der symbolischen Architektur. Die Snack-Bar hat die Gestalt eines riesigen Hamburger angenommen. Die Juweliergeschäfte sind in einen goldplattierten Hypermarkt eingezogen. Der Ersatzteilhändler hat seine Fassade mit riesigen Autokühlern aller Marken tapeziert. Das Symbol hat den Slogan erschlagen. Seine Bildersprache ist nicht immer auf Anhieb zu verstehen. So ist das Hochhaus der Reifenfirma Uniroyal mit einem kolossalen schwarzen Bas-Relief bedeckt, das an die labyrinthischen Ornamente von Yucatan erinnert: Uniroyal hat die Zivilisation der Mayas vulkanisiert.

Nicht nur für die Firmen, auch für den Privatmann ist es in Houston eine Lebensfrage, sich ein Image zu bilden: aber nicht in irgendeinem abstrakten, ideologischen Sinn, sondern konkret (und *concrete* bedeutet: Zement). Die reichen Texaner bauen sich Villen à la Versailles oder Faksimiles von Schloß Belvedere; weniger vermögende Leute müssen sich mit Tudor-Bungalows oder neoklassizistischen Häuserfronten begnügen. Jede dieser betonierten Monaden isoliert sich selbstverständlich durch Mauern und elektronische Alarmanlagen von der Außenwelt. Etagenwohnungen gibt es in Houston nicht, und es ist leicht einzusehen, warum es sie nicht geben kann: sie »stellen nichts dar«, sie sind in ihrer Rationalität auf verdächtige Weise zeitgenössisch, und sie erlauben keine Kostümierung, kein historisches Remake. Wer dagegen in einer einbruchsicheren, befestigten Regency-Villa im »Cour du Roi« oder im »English Village« wohnt, und wäre es auch hundert Kilometer von Downtown entfernt, dessen soziale und ökonomische Position steht fest, und sie wird auf steinerne Weise demonstriert. Auf diese Weise erhebt sich dann, zwischen einem schwarzen Ghetto und einer Wiese, zwischen einem Schrottplatz und einer Autobahn, eine Anhäufung von hawaiianischen Tuculs, umgeben von Palisaden und Palmen.

Die Abschaffung der Straße hat das Verschwinden des Schaufensters und damit logischerweise das Absterben jener unpraktischen Läden zur Folge, in denen es nur Lederwaren oder nur Bücher gibt. Geschäfte dieser Art gelten hier ohnehin als Anachronismus, weil sie dazu führen, daß man fortwährend Klimastürze ertragen muß: aus der äquatorialen Hitze in die eisige Zone des Air-Conditioning, ganz zu schweigen von den Parkproblemen, die ein solches Einkaufen mit sich bringt. Die naheliegende Lösung des Problems: der monadisierte Markt. Auch hier wird eine archaische Idee aus Europa zugrundegelegt. Man faksimiliert die alten Passagen aus dem 19. Jahrhundert, zum Beispiel die Gallerie Vittorio Emmanuele aus Mailand. »The Galleria« heißt denn auch eine widernatürliche Kreuzung zwischen dem Stil der italienischen Gründerzeit und dem Design der NASA. Gußeisen und Glas sind durch Aluminium und Plastik ersetzt. Stroboskop-Licht, Rollsteige, Total-Klimatisierung; eine Marathon-Strecke auf dem Dach, Boutiquen auf vier Etagen: von der finnischen Sauna bis zur Saint-Laurent-Filiale ist das Angebot lückenlos,

keimfrei und im Zeitraffer zugänglich. In der Tiefgarage stellt die *drive-in food-franchise* Schnellgerichte zur Verfügung, und selbst der mexikanische Schuhputzer stellt kein Berührungsrisiko mehr dar, da er in einem der zahlreichen *Shot-gun houses*, das sind holzverkleidete Tunnels, in eine Kabine eingeklemmt ist, die ihn von seinen Kunden isoliert. Das Archipel der Monaden institutionalisiert einen reibungslosen Rassismus: jeder Körperkontakt ist ausgeschlossen, und es ist kein Problem, mitten in einem schwarzen Ghetto ein Museum für afrikanische Kunst zu installieren, das nur nach Vereinbarung zugänglich ist.

Auch das »Nachtleben« ist sorgfältig atomisiert. Für die Homosexuellen (und nur für sie, denn selbst Lesbierinnen werden ungern gesehen) stehen *gay-bars* bereit. In »Van's Stampede«, einem Saloon mit Banjo-Spielern, Sandsäcken, Indianer-Fresken und Planwagen, haben nur Gäste mit Cowboy-Stiefeln, Hüten und Pistolen Zutritt. Wer vom Aussehen her mediterran wirkt, tut besser daran, die Athen's Bar aufzusuchen, den exakten Abklatsch einer Taverne aus der Plaka, einschließlich Sirtaki, Rosinen und »parakaló« (das mit einem starken texanischen Akzent auszusprechen ist).

Aber was ist die Folklore, verglichen mit der Futuristik! Die »außerirdischen« Fresken und das Mobiliar des Orbit Restaurant, das die Form von Raumkapseln hat, – das sind die Überbleibsel des Raumzeitalters, die einzigen, die in Houston zu finden sind. Hier ist die Science-Fiction übergangslos vom Zukunftstraum zum Fossil geworden. Überhaupt beseitigt Houston fortwährend und systematisch alle Spuren seiner eigenen Vergangenheit. So werden zur Zeit alle noch übrigen Häuser aus dem 19. Jahrhundert und aus den dreißiger Jahren abgerissen (vor allem die Art-Déco-Fassaden in den verfaulenden Vierteln des früheren Lido von Galveston). Es handelt sich um eine permanente Face-lifting-Operation, die vor dem Altern schützen soll. Schließlich steht hier auch das größte medizinische Zentrum der Welt: vierzehn Kilometer lang ein Hochhaus am andern. Die Hauptaufgabe dieser kolossalen chirurgischen Fabrik ist es, ihren Kunden das Altern auszutreiben. Aber auch die neuen Hohepriester, Ärzte wie Copley und De Backey, die dabei sind, eine Science-fiction-Kardiologie zu entwickeln, riskieren das Los der Astronauten, die längst vergessen sind. Auch sie werden aus der Mode kommen, sobald der Gefrierschlaf, die Hibernation, serienreif geworden ist; vielleicht eröffnen sie dann ein Restaurant im Wiederbelebungstrakt.

Was nicht verblüfft, geht unter. Richter Hofheinz, das Ex-Wunderkind von Houston (Anwalt mit 19, Milliardär mit 29, Bürgermeister mit 39) hat das kapiert. Er leidet zwar an Sklerose und ist halb gelähmt, aber von seinem Rollstuhl aus hört er nicht auf, zu verblüffen. Seine neueste Kreation ist die *Astrodomain* – ein phantastischer Komplex, der ausschließlich einem Zweck dient: der Monadisierung und der kontrollierten Zertrümmerung der Freizeit. Sein Kernstück ist der Astrodome, das größte vollklimatisierte Stadion der Welt: sechzehntausend Plätze mehr als das Colosseum, zweitausend Tonnen Stahl mehr als der Eiffelturm, doppelt so hoch wie der Koloß von Rhodos – mit einem Wort, das »achte Weltwunder«. Vom Baseball zum Boxen, vom Motorradrennen bis zum Rodeo hat der Astrodome das gesamte Sportleben von Houston unter einem Dach monopolisiert.

Das Rodeo ist eine hemmungslose Metzgerei, die sieben Tage lang andauert. Es besteht aus Pseudo-Stierkämpfen, Versteigerungen lebenden und enthäuteten Viehs und Vorführungen der künstlichen Besamung; sein Schauplatz ist nicht mehr eine staubige Ranch; es handelt sich vielmehr um ein Millionen-Spektakel. Indirekte Beleuchtung, Stereo-Sound, automatische Türen, Schwebegondeln, Fernschreiber. Wer sich etwas Besonderes leisten will, kann für 12 000 Mark pro Woche die VIP-Suite mieten, die mit einer mittelalterlichen Kapelle, mit romantischen Zinnen, einem Astro-Bowling, einer Privatbar im karibischen Stil, einem Konferenz-Raum

in echtem Zebrafell, einem Friseursalon, einem Kinderspielzimmer, einer Sauna und einem Miniatur-Theater ausgestattet ist. Von der Menge hermetisch isoliert, kann der VIP von jedem dieser Räume aus das ganze Rodeo verfolgen. Zum Astrodome gehören ferner eine Hotelkette, deren jedes Haus über eine »Celestial Suite« verfügt, und eine »Astro-World« nach dem Muster von Disneyland.

Damit ist Houston wohl gelungen, was Los Angeles vergebens angestrebt hat: die Abschaffung nicht etwa nur des guten, sondern des Geschmacks überhaupt. Er ist als Kategorie liquidiert. Fortan ist alles möglich. Auch ein völlig leeres Museum kann »hervorragend« sein, vorausgesetzt, es handelt sich, wie beim Contemporary Arts Museum, um einen Riesenrhombus aus reinem Metall; auch die ödeste Ausstellung wird »glanzvoll«, wenn Mies van der Rohe die Halle entwirft, und aus einem Gassenhauer wird »sublime Poesie«, wenn er in der berühmten Rothko-Kapelle gesungen wird. Auf diese Weise hat Houston die Kommandohöhen der Kultur erstürmt; die Kunst ist nichts weiter als der Bindestrich zwischen dem schwarzen Gold des Erdöls und den grauen Zellen des Gehirns.

Dabei könnte man es bewenden lassen. Es wäre das einfachste, Houston als einen unheilbaren Krebsfall zu betrachten, eine Metastase des Kapitalismus, deren Agonie durch Amputation nicht mehr zu verhindern ist; sie läßt sich allenfalls durch Drogen lindern. Das wäre freilich eine kurzsichtige Reaktion. Es könnte nämlich sein, daß uns die texanische Zukunft näher auf den Leib rückt, als uns lieb ist. Besonders dort, wo mit dem Erdöl auch ein Dollarstrom aus dem Boden quillt, also im Nahen Osten und in gewissen Teilen Afrikas, gibt es dafür Anzeichen. In diesen Regionen täuscht der verbale Flirt mit dem Sozialismus kaum über die Faszination hinweg, mit der man die Technologie der USA betrachtet. Sadat hat soeben einen enormen Plan zur Urbanisierung der Suez-Kanalzone lanciert. Ein amerikanischer Konzern hat die Projektierung und den Bau einer Drei-Millionen-Stadt übernommen, die mitten in der Wüste errichtet werden soll. Ähnliche Abschlüsse sollen in Kenya und in der Elfenbeinküste bevorstehen. Zwischen den Lehmhütten der Dritten Welt werden sich eines Tages die Wunder von Houston reproduzieren, wenn die Monopole und die einheimischen Bourgeoisien ihren Willen bekommen: das Archipel der Monaden wird sich weiter voranfressen, und die unzüchtige Vereinigung des alten Leibniz mit der kleinen Alice wird neue Monster gebären.

Vittoria Alliata

Nachtrag

(Süddeutsche Zeitung, 31. 8./1. 9. 1974)

Es regnete, die Stimmung war trist, sechs deutsche Schäferhunde standen Spalier auf dem Hundefriedhof der texanischen Stadt Houston auf dem letzten Weg ihres Artgenossen »Art«. Aufmerksam beobachteten sie den wie eine Hundehütte geformten Trauerkranz aus Schaumstoff, von dem ein leeres rotes Halsband herabhing. Neben ihnen hatten sechs Polizisten in Uniform Aufstellung genommen, und vier weitere Beamte mit weißen Handschuhen trugen den stahlgrauen Sarg, der mit roten Rosen bedeckt war, zum Grab. Rund 50 Polizeibeamte begleiteten »Art« zu seiner letzten Ruhestätte. Einige hatten Tränen in den Augen.

Achten Sie auf Reihe Hanser

Günter Kunert, Im weiteren Fortgang
Gedichte. Band 163. DM 8,80

Ulrich Dibelius (Hg.), Herausforderung Schönberg
Was die Musik des Jahrhunderts veränderte. 8 Beiträge. Band 166. DM 10,80

Manfred Wekwerth, Theater und Wissenschaft
Überlegungen für das Theater von heute und morgen. Band 164. DM 10,80

Klaus Reichert, Lewis Carroll. Studien zum literarischen Unsinn
Band 165. DM 14,80

Eva Hesse, Die Wurzeln der Revolution
Theorien der individuellen und der kollektiven Freiheit. Band 168/169. Ca. DM 19,80

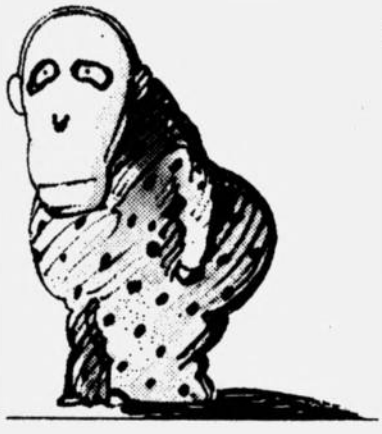
Klaus Kirchner, Flugblätter
Psychologische Kriegsführung im Zweiten Weltkrieg in Europa. Band 170. DM 12,80

Johann Most, Ein Sozialist in Deutschland Herausgegeben von Dieter Kühn.
Band 171. DM 12,80.

Theodor Ebert (Hg.), Demokratische Sicherheitspolitik
Von der territorialen zur sozialen Verteidigung. Band 176. Ca. DM 10,80

Henri Lefebvre, Kritik des Alltagslebens I
Aus dem Französischen von Hans Jacob. Band 142. Ca. DM 12,80

Eugène Ionesco, Welch gigantischer Schwindel!
Aus dem Französischen von Lore Kornell. Band 167. DM 9,80



Karl Arnold, Drunter, drüber, mittenmang
Karikaturen aus dem Simplicissimus. Band 177. Ca. DM 9,80

Imanuel Geiss/ Rainer Tamchina (Hg.), Ansichten einer künftigen Geschichtswissenschaft II
Revolution – Ein historischer Längsschnitt. Band 154. DM 10,80

Film- und Medienliteratur

Reihe Film 1: François Truffaut
Herausgegeben von Peter W. Jansen und Wolfram Schütte. Band 174. DM 12,80

Reihe Film 2: Rainer Werner Fassbinder
Herausgegeben von Peter W. Jansen und Wolfram Schütte. Band 175. DM 12,80

Medienmagazin I
Herausgegeben von F. Knilli, E. Reiss, K. Hickethier und W. D. Lützen. Im deutschen Reich der Zwerge, Riesen und Schutzengel. Mythen von Kirche und Kapital. Band 161. Ca. DM 14,80

Quarthefte

Gustav Ernst
Am Kehlkopf

Vier Geschichten und ein Stück

Die Geschichten des jungen österreichischen Autors sind Beispiele einer neuen Literatur, die politische Entschiedenheit mit sprachlicher Schönheit verbindet. Er beschreibt die außerordentlich widersprüchlichen Beziehungen zwischen Unterdrückern und Unterdrückten und versucht so die Grundlage unserer Produktionsverhältnisse sinnlich erfaßbar zu machen. Zur Illustration ein kleiner Abschnitt aus der Erzählung: „Brief der Haushälterin an die Herrschaft":

„Es ist mir anfangs als vorteilhaft erschienen, mich in Ihre Familie hineinverwickeln zu lassen, wenn man Haushälterin ist, kann es einem leicht geschehen, daß man in ein familiäres Verhältnis gerät, dadurch aber gerät in Vergessenheit, daß das Arbeitsverhältnis niemals ein Familienverhältnis sein kann. Beides hat sich ständig vermischt, es ist ein ungesundes Klima, habe ich im Sinn gehabt, Dinge, die das Arbeitsverhältnis betreffen zu regeln, etwa die Gehaltsangelegenheit, so ist mir das Familienverhältnis in die Quere gekommen und hat mich gefühlsmäßig angegriffen, aber ich habe gemeint, das Familienverhältnis würde nicht nur Sie vor Gehaltserhöhungen, sondern auch mich vor ungerechtfertigten Bloßstellungen schützen, so haben Sie das Arbeitsverhältnis hervorgekehrt und mir eine Lektion erteilt, die nur in einem Arbeitsverhältnis erteilt werden kann . . ."

Quartheft 64. 84 Seiten. DM 6,80

Erich Fried
Gegengift

Neue Gedichte und ein Zyklus

„Gegengift" sind diese Gedichte, weil sie versuchen, dem vorprogrammierten Denken Gegennachrichten zu liefern.

Quartheft 65. 84 Seiten DM 6,80

Tintenfisch 7

Jahrbuch für Literatur 1974

Herausgegeben von Michael Krüger und Klaus Wagenbach

Gedichte, Erzählungen, Satiren und Aufsätze: Die bekannteste Jahresanthologie zeitgenössischer deutscher Literatur mit zahlreichen unveröffentlichten Texten, Zeichnungen, Fußnoten, Dokumentation und politischem Essay.

Quartheft 68. 120 Seiten DM 6,80

Politik

Rudi Dutschke
Versuch, Lenin auf die Füße zu stellen

Über den halbasiatischen und den westeuropäischen Weg zum Sozialismus. Lenin, Lukács und die Dritte Internationale.

Politik 53. 352 Seiten. DM 13,50 (Abo: 12,50)

Gilbert Mury
Schwarzer September

Analysen, Aktionen und Dokumente. Mit einem Beitrag von Bjørn Pätzold: Zur Ausweisungspolitik der Bundesrepublik

Politik 48. 128 Seiten. DM 6,50 (Abo: DM 5,50)

SPD und Staat

Geschichte, Reformideologie, Friedenspolitik

Herausgegeben von Mitarbeitern der „darmstädter studentenzeitung".

Politik 51. 192 Seiten. DM 8,50 (Abo: DM 7,50)

Horst Kurnitzky
Triebstruktur des Geldes

Ein Beitrag zur Theorie der Weiblichkeit

Der gesellschaftliche Zusammenhalt wird bisher durch Opfer garantiert. Es sind die Opfer sexueller Bedürfnisse, verkörpert in der verdrängten Sexualität, die im Geld wiederkehren, die Reproduktion der Gesellschaft garantieren.

Politik 52. 176 Seiten. DM 8,50 (Abo: DM 7,50)

Jedes Buch ist im Abonnement 1 Mark billiger. Wenden Sie sich bitte an Ihren Buchhändler oder an den Verlag: **1 Berlin 31, Jenaer Str.6**

WAGENBACH

FRIEDENS-

Erziehung auf peruanisch
Das Bildungsprogramm der Revolutionsregierung
Mit einer Einführung von Hildegard Hamm-Brücher
168 Seiten,
br. ca. DM 16,–

1

POLITISCHE

Paulo Freire
Pädagogik der Solidarität
Für eine Entwicklungshilfe im Dialog
Mit einem Vorwort von Adam Weyer
104 Seiten,
br. ca. DM 12,–

2

KONSE-

Trygge Hedtjärn, Bengt Höglund, Lennart Lieden, Asne Lieden
Verteidigung ohne Krieg
Die skandinavische Alternative
Mit einem Vorwort von Ossip K. Flechtheim
168 Seiten,
br. ca. DM 16,–

3

QUENZEN

Dragoljub Najman
Bildung in Afrika
Eine Herausforderung an die Industrienationen
Mit einem Vorwort von M. Amadou-Mahtar M'Bow
ca. 168 Seiten,
br. ca. DM 16,–

4

Eine Buchreihe im Peter Hammer Verlag

D-5600 Wuppertal 2
Föhrenstr. 33-35

RLV direkt

RLV Texte

5 Köln 1 Weißenburgstr. 46 Tel. 728424

Lothar Binger, geb. 1941, studierte Publizistik, Ge te und Theaterwissenschaften, machte seinen Magister und hat z. Z. einen Lehrauftra für Rollenspiel an der Freien Universität Berlin. Seit mehreren Jahren ist er aktiv an der Stadtteilarbeit in Westberlin beteiligt. Der hier publizierte Aufsatz ist eine Vorarbeit für sein im nächsten Jahr erscheinendes Buch über Stadtteilarbeit.

Lissi Steffen, geb. 1947, studiert in Frankfurt Mathematik. Die hier wiedergegebenen Auszüge aus dem über viele Jahre sehr intensiv geführten Tagebuch sind weder für dieses noch für seine Autorin repräsentativ, sondern spiegeln nur deren Auseinandersetzungen mit politischen Gruppen und Positionen im Laufe eines Jahres wider.

»Warum ist Solidarität so schwierig?« – dieses Protokoll ist ein Auszug aus dem Band: »Jetzt reden wir« – Betroffene des Märkischen Viertels, *Wohnste sozial haste die Qual. Mühsamer Weg zur Solidarität*, das im Mai 1975 in der Reihe rororo sachbücher erscheint.

Anja Jović: In Ergänzung ihres Beitrags schlägt die Autorin als wichtige Literatur zur autonomen Frauenbewegung vor: *Frauen gemeinsam sind stark*. Hrsg. Arbeitskollektiv sozialistischer Frauen. Verlag Roter Stern, Frankfurt 1972. Mariarosa Dalla Costa / Selma James, *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*. Merve Verlag, Berlin 1972. *Lohn für die Hausarbeit oder: Auch Berufstätigkeit macht nicht frei*. Reihe Frauen in der Offensive, Trikont Verlag, München 1974.

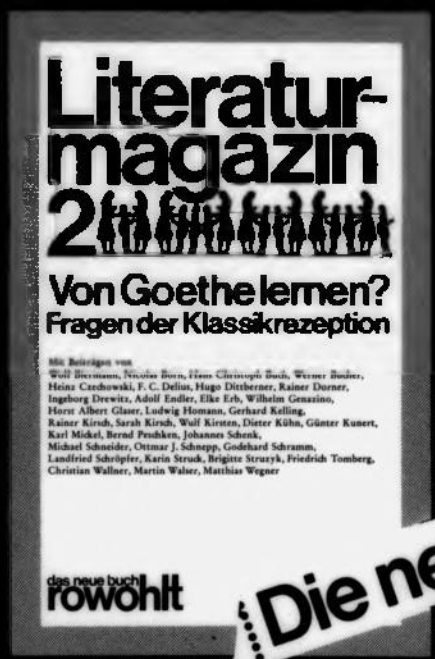
Die Adresse der *Homosexuellen Aktion Westberlin* (HAW) ist: 1 Berlin 30, Kulmer Str. 20 A.

Der (von der Kursbuch-Redaktion zusammengestellte) Artikel des *Red Collective* ist ein Auszug aus dem zweiten Teil der Broschüre *The Politics of Sexuality in Capitalism*, die die Gruppe Anfang 1974 herausgegeben hat. Die beiden Hefte dieser Broschüre sind zu beziehen über: Red Collective, flat 6, 104 Greencroft Gardens, London N.W.6.

Klaus Laermann, geb. 1939, ist Assistenzprofessor für Germanistik an der FU Berlin. Er schrieb ein Buch über Musil und Aufsätze u. a. über Bataille. Im Herbst erscheint seine Übersetzung des ersten Bandes von Fenichel: *Psychoanalytische Neurosenlehre*.

Das für Dezember angekündigte
Kursbuch Provinz
mußte verschoben werden und erscheint jetzt als Kursbuch 39 im April 1975

Anfang Dezember erscheint
Kursbuch 38 Lohnarbeit
»Das Verhalten der deutschen Arbeiter gefällt mir nicht. Sie sind für alles mögliche diszipliniert« – sagt ein chilenischer Arbeiter, der nach dem Putsch in die BRD gekommen ist und in Kursbuch 38 über seine Erfahrungen berichtet. Dieses Heft enthält außerdem Berichte von Lohnarbeitern aus den sozialistischen Ländern – DDR, Polen, Ungarn – und den kapitalistischen Ländern – BRD, Frankreich, Italien –, einen Artikel über die Arbeitsverhältnisse in China, eine Erörterung der Frage »Gibt es in den sozialistischen Ländern Lohnarbeit?« und eine Analyse der Lohn- und Tarifpolitik in der BRD.



Die neuen Titel

Literaturmagazin 2
Von Goethe lernen?
Fragen der Klassikrezeption
Herausgegeben von Hans Christoph Buch
(49/DM 12,–)
Literaturmagazin 2 vereinigt Essays und Analysen zu Fragen der Klassikrezeption mit Beispielen zeitgenössischer deutscher Literatur aus Ost und West. Im Mittelpunkt des Bandes steht der Versuch einer materialistischen Neubestimmung von Goethes Werk und Leben: als Ausdruck der »deutschen Misere« einerseits, als Versuch ihrer Überwindung mit Hilfe einer idealistischen »Kulturrevolution« andererseits. Der literarische Teil des Literaturmagazins ist diesmal vorwiegend jüngeren, noch wenig bekannten Autoren vorbehalten. Neben neuen Texten aus der Bundesrepublik enthält der Band Lyrik und Prosa aus Österreich, der Schweiz und, in größerem Umfang, auch aus der DDR.

Wolfgang Harich
Jean Pauls Revolutionsdichtung
Versuch einer neuen Deutung seiner heroischen Romane
(41/DM 15,–)

Proletarische Lebensläufe
Autobiographische Dokumente zur Entstehung der Zweiten Kultur in Deutschland
Bd. 1: Anfänge bis 1914
Hg. Wolfgang Emmerich
(50/DM 15,–)

Jürgen Theobaldy
Blaue Flecken
Gedichte
Mit Zeichnungen von Berndt Höppner
(51/DM 8,–)

Walter Fähnders / Martin Rector
Linksradikalismus und Literatur
Untersuchungen zur Geschichte der sozialistischen Literatur in der Weimarer Republik in 2 Bänden (52 · 58 – November 1974)

Günter Seuren
Der Jagdherr liegt im Sterben
Gedichte
(53/DM 10,–)

Thomas Fecht (Hg.)
Politische Karikaturen in der Bundesrepublik
(59/ca. DM 15,– – November 1974)

das neue buch rowohlt die Reihe mit dem leuchtroten Rahmen. Herausgegeben von Jürgen Manthey